

ORUZANIEN

von

Carl Michaels

Der Himmel über Oruzanien war von solch herrlichem Blau, wie das windstille Meer in der weiten Bucht vor Argotas. Ein glitzernder Punkt, der aus der Tiefe des Alls schnell näher kam, zog am fernen Horizont herauf. Während die Sonne zu einem purpurroten Feuerball wurde, schwebte aus der unendlichen Höhe ein UFO herab. Es flog im letzten Abendglühen wie eine glashelle Libelle über die hohen, weißen Kämme der wehenden Sanddünen am Nordkap der Wüste Gobarah.

Als George Knight die bizarre Silhouette der Ruinen von Argotas sah, kehrte sein Bewusstsein an die alte Welt von Oruzanien zurück. Er blickte auf den leicht abgedunkelten Monitor des Zeitdilatators im Raumgleitercockpit. Es war ein Routineflug gewesen. Sieben Jahre zarazenischer Zeitrechnung hatte er gebraucht, um vom Heimatplaneten Yeos nach Oruzanien zu fliegen.

Während des Raumfluges hatte er schöne Träume gehabt. Gleich nach dem Start aus der surrealistischen Welt von Yeos überkam ihn ein Gefühl von höchster Glückseligkeit. In den Sternen hatte er die Gesichter seiner Frau Grace und der Kinder Xana und Yuly gesehen. Wie vor einundzwanzig Zarazenjahren, als er sie nach Oruzanien flog, um im Doovooland bei Großvater, Gladio Morus, interplanetare Ferien machen zu können, waren ihre Gesichter immer noch ganz vom Glanz und Schmelz ewiger Jugend verklärt. Je weiter er sich von Yeos entfernte, umso mehr hatte sich das Bild einer glücklichen Familie vor dem inneren Auge seiner Seele verdeutlicht. Und als ihn auf halber Flugstrecke der Rausch einer grenzenlosen Freiheit überkam, da verspürte er wieder einmal mehr jene vitale Robustheit, diese urwüchsige Wildheit und Lebensfreude, die er stets auf Oruzanien empfunden hatte.

„Kein bisschen älter“, dachte George. Ein zufriedenes Lächeln huschte über das bronzefarbene Gesicht. Er lag gut in der Zeit, als er im Schleichflug zur Zwischenlandung auf die Wüstenpiste von Argotas ansetzte. Wenngleich George das bengalische Fackelfeuer der Landebahn nur vage wahrnahm, brachte er seine Lybelle sicher herunter. Die Lybelle rutschte und rumpelte ein wenig über die breiten Fugen der Sandpiste. Staub wirbelte auf. Dann war der Raumgleiter in Parkposition, stand still auf goldgelbem Sande am Ende des Rollfeldes, umweht vom Nachtwind der Wüste Gobarah.

George nahm den gläsernen Kugelhelm vom Kopf, den er stets als Vorsichtsmaßnahme bei Landung oder Start von einer Welt in die andere zur Sicherheit trug. Er setzte die Astropilotenmütze auf und kratzte sich am stoppelbärtigen Kinn. Dann drückte George auf die Sensortaste des Modephysikatons. Er steckte das Ding in die Brusttasche des Raumanzuges, öffnete die Bodenluke des Cockpits und stieg über die Hydrauliktreppe aus ins Freie. Als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, war der Raumgleiter im aufwirbelnden Sand zum metallischen Insekt von der Größe einer Libelle geworden.

Während George den Staub vom leichten, silbrigen Raumfliegeroverall klopfte, blickten die braunen Augen voller Dankbarkeit zum Sternenhimmel empor. Wenig später rückte er die Astropilotenmütze auf dem blauschwarzen Haarschopf zurecht und ging herüber zum hell erleuchteten Airport Hotel am Ufer des Salzsees von Djschai.

Mitternacht war vorbei, als George die Hotelhalle betrat. Im Zifferblatt der mahagonifarbenen Standuhr erschien die Jahreszahl 4001. Dann blieb der große Zeiger der Uhr stehen, und die Menschen unter dem maurischen Arkadendach des Hotels wirkten auf George wie Schatten aus einer anderen Zeit.

Das sechseckige Schwimmbecken am Ende der Hotelhalle lag unter freiem Himmel. Wie ein stilles Magnesiumfeuer schillerte das phosphorfarbene Wasser. Am Rande des Beckens saßen schemenhafte Gestalten auf kubischen Granitblöcken um kleine runde Tische aus weißem Marmor. Die verschleierte Männer aßen sonnensüße Datteln, tranken quellfrisches Wasser aus kühlen Tonschalen und sprachen mit kehligem Flüstern in einer Sprache, die er nicht verstand.

George setzte sich auf einen der kamelrückenartigen Hocker an die Bar unter dem ockerfarbenen Sonnensegeldach. Bei dem hageren Mann mit dem roten Fes auf dem Kopf bestellte er einen Whiskey Soda und ein Päckchen Zigaretten der Marke Burengold.

„Außer auf Oruzanien, gibt's im ganzen All keinen Tropfen Whiskey“, dachte George. Er fragte sich, wie lange es eigentlich schon her war, seit dem letzten Whiskey. Da wurde er durch das klingelnde Eis im Glas daran erinnert, dass er solch ein selten gutes Getränk bereits in den Händen hielt. Der in einem Gewand von weißem Linnen gekleidete Barkeeper lächelte allwissend. George war ganz ruhig, seine Hände zitterten nicht, und doch schien es ihm, als würde das vielstimmige Geflüster der verschleierte Männer das Eis im Glas zum Klirren bringen.

George trank einen kräftigen Schluck. Er spürte die wohltuende Wärme des Whiskeys und lauschte entspannt den gespenstischen Stimmen am Pool von Djschai. Die Stimmen wurden

deutlicher, und sein Ohr gewöhnte sich an die seltsamen Laute der fremden Sprache. Bald schon glaubte George den Sinn erster Worte in dieser Sprache verstehen zu können.

Es musste eine von jenen phantasievollen Geschichten sein, die sich die Söhne der Wüste am nächtlichen Lagerfeuer erzählten, und in der das Wort Fatassi nur der zauberhafte Name einer wunderschönen Prinzessin aus der alten Märchenwelt von 1001 Nacht sein konnte.

Und wenn die Männer in den weiten, indigoblauen Gewändern von etwas sprachen, das sie ORU nannten, schien es George, als sprächen sie vom großen Geheimnis der Wüste Gobarah. Jedes Mal geriet er ins Träumen sobald er das Wort hörte. Von solch unglaublicher Faszination war dieses Wort, als habe es ihm der heiße Wüstenwind zugeraut.

Erst als das majestätische Bild der hohen, weißen Dünen mit den wehenden Kämmen feinen Sandes vor seinem geistigen Auge verblasste, bemerkte George den adretten Gentleman an seiner Seite.

Der Mann war mittelgroß und hatte kurz geschniegeltes, blondes Haar. Er trug ein khakifarbenes Fliegerhemd und eine dunkelgrüne Pluderhose, die in braunen Wildlederstiefeln steckte.

Auf den ersten Blick gesehen wirkte der Mann auf George wie ein kauziger Wüstentourist im Safarilook. Doch die überaus helle Gesichtsfarbe und die wachen, grauen Augen hinter der Goldrandbrille, ließen darauf schließen, dass der gestylte Abenteurer aus Südoruzanien stammte.

Wie ein Polizist bei der Verhaftung eines Ganoven, klopfte der Mann George auf die Schulter und sagte mit ironischem Unterton in reinstem Burezanisch: „Sieht so aus, als hätten Sie einen langen Trip gehabt, Fremder.“

George blickte ihn mit sanften Augen an und sagte nicht ganz akzentfrei in jener urigen Sprache: „Wie man’s nimmt, Freund. Die Jahre im All kommen einem vor wie Tage auf Oruzanien.“

Der Mann stutzte, lächelte süffisant und prostete George zu. Dann sagte er mit gespielter Verwunderung: „Fabelhaft, einfach genial! Ganz so wie die Geschichten der Berberags, wenn sie aus der Fatassi vom ORU sprechen. Jeder kennt es, aber keiner weiß, wo man es finden kann.“

Der Mann nagte an seiner Unterlippe, ehe er fortfuhr: „Ist schon ein wundersames Ding, das Phantommetall von Kismoctoo. Tja, und wenn jemals einer das Glück haben sollte es zu finden, wer weiß, was dann geschieht?“

Der Mann hielt inne, seufzte und nahm einen Schluck aus seinem Glas. Er runzelte die Stirn und sagte nach einer Weile grüblerischen Schweigens: „Vielleicht hat es jemand gefunden. Aber den hat man nie wiedergesehen. Jedenfalls behaupten das die Wüstensöhne, und die kennen sich aus mit den Erdstrahlen ringsum Kismoctoo. Sie wissen etwas vom ORU und glauben, dass es die Menschen nach Gut oder Böse richtet. Nun ja, vielleicht haben diese Fatalisten recht. Aber wie dem auch sei, für mich ist das ORU eher eine Legierung, eine teuflische Mischung aus Gold, Radium und Uran. Und wenn solch ein Metall wirklich existieren würde, dann wäre es besser, dass niemand es fände.“

Der Mann drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus, streckte George die Hand entgegen und stellte sich vor: „Verzeihen Sie, aber die Geschichten jener Berberags dort am Pool sind stets aufs neue für mich von höchstem Interesse. Ich bin Wes Hunter und arbeite als Marketing Manager für den südoruzanischen Multikonzern HOWARD WEALTH. Ganz klar, von Berufs wegen, muss ich immer auf dem Laufenden bleiben, um mit besseren Informationen aufwarten zu können, als die liebe Konkurrenz. Von Spekulationen allein kann ich nicht leben. Also, nichts für ungut.“

George drückte die Hand von Wes Hunter und sagte eher wortkarg: „Freut mich. Ich heiße George Knight, bin Astropilot der Yeon Airlines.“

„Wenn das stimmt, müssen Sie es gewesen sein, der heute am Spätnachmittag mit diesem glitzernden Ding vom Himmel gekommen ist“, amüsierte sich Wes Hunter. Er fügte lachend hinzu: „Es geschehen immer noch Wunder. Eine kleine Libelle kam vom Himmel, und der Mensch darin ist Pilot der Yeon Airlines. Großartig, noch nie habe ich etwas von dieser Luftfahrtgesellschaft gehört.“

„Mag sein“, erwiderte George heiter und fuhr mit einem Augenzwinkern fort: „Wir fliegen nur alle 7 Jahre und landen ganz selten in Argotas. Meistens fliegen wir direkt, sozusagen im Nonstopflug nach Doovooland, um Touristen aus der Galaxie Uzo nach dort zu bringen.“

„Es wird immer phantastischer auf dieser Welt“, dachte Wes Hunter, obschon er von den seltsamen Fremdlingen gehört hatte, die im Kral des Negerkönigs, Gladio Morus, interplanetare Ferien machten. Aber wie das ORU, so hatte sie kein Burezane je zu Gesicht bekommen. Es gab da zwar ein Gerücht. Indes, ob das nur ein Hirngespinnst der Mazulai war, vermochte er nicht zu beurteilen. Jedenfalls behauptete der alte Zauberer der Mazulai, dass die weiße Haut der Fremden kurz vor der Landung schwarz werde, und sie den dunkelhäutigen Eingeborenen zum Verwechseln ähnlich sehen würden. Und solange sie mit den Mazulai das natürliche Leben in freier Wildbahn teilten, bliebe die Haut der Fremden schwarz. Wenn sie

sich aber im animalischen Rausch mit den Schwarzen vom Stamme der Mazulai paarten, würde die Haut der Fremdlinge wieder weiß werden. Wes Hunter schauderte bei dem Gedanken, dass die weiße Hautfarbe der Burezaner nicht echt wäre und er selbst somit einer Rasse angehören würde, die so dekadent wie die der Fremden sein könne. Er wischte sich den Schweiß mit dem Handrücken von der Stirn und trank das Glas Gin Tonic in einem Zug aus. George beobachtete Wes Hunter aus den Augenwinkeln. Der Mann schien Angst zu haben. Das nervöse Zucken um Hunters schmallippigen Mund ließ darauf schließen.

„Dieser Mann weiß etwas, das ihn nicht zur Ruhe kommen lässt. Es könnte mit dem ORU zu tun haben“, dachte George.

Während George Wes Hunter eine Zigarette anbot, fragte er: „Ist etwas nicht in Ordnung, Mister? Sieht so aus, als hätten Sie schon mal Bekanntschaft mit dem ORU gemacht und wären von den fatalen Strahlen verseucht worden.“

„Ach was, es ist nur die verfluchte Malaria, die mir von Zeit zu Zeit zu schaffen macht. Der Anfall ist gleich vorüber. Aber lassen wir den Mister und trinken noch einen, George.“

„Okay, Wes. Aber diese Runde geht an mich.“

George gab Wes Feuer. Wes blies den Rauch der Zigarette zum Sonnendach empor und sagte: „Aber keinen Scotch mit Soda. Für mich bitte nur, Gin Tonic. Dank dem Chinin im Tonicwasser und das gemixt mit klarem Wacholderschnaps, ist dieses Gesöff das einzige Mittel für mich, um die Malaria einigermaßen in den Griff zu bekommen.“ George bestellte die Drinks, und sie tranken nicht wenig in dieser Nacht am Pool von Djschai.

Längst schon waren die verschleierte Männer verschwunden. Keiner hatte sie kommen sehen, und sie waren gegangen, als hätte sie der Boden verschluckt. Und irgendwann gegen Morgengrauen, kamen George und Wes nochmals auf das ORU zu sprechen. Wes wirkte nüchtern, obwohl er es beim besten Willen nicht mehr sein konnte, als er sagte: „Also, George, stell dir vor, das ORU soll vor langer Zeit wie ein feinstrahliger Nieselstaubregen auf Oruzanien niedergegangen sein. Irgendwo, in der Nähe der Oase Morgima ist das Zeugs im Wüstensand versickert. Davon sind die Berberags überzeugt, da es in den Heiligen Büchern der Fatassi so geschrieben steht. Aber in der Oase Morgima bin ich schon gewesen und habe keine Spuren von diesem Phantometall gefunden. Es könnte natürlich sein, dass das Zeugs irgendwie in die unterirdischen Flüsse der Gobarah gelangte und bis Kismoctoo floss. Dort soll es ja bekanntlich jene geheimnisvollen Erdstrahlen geben. Mir wird ganz komisch bei diesem Gedanken. Denn seitdem ich aus Kismoctoo zurück bin, habe ich diese verdammte Malaria in den Knochen. Ach, was soll ´s. Komm, George, trinken wir noch einen Gin Tonic,

und dann auf nach Kismoctoo! Denn wer zuerst das ORU findet, ist entweder eine Leiche oder der mächtigste Mensch seit es Ellah, den Gott der Berberags, gibt.“

Ganz fasziniert von den Neuigkeiten, wurde George klar, welche ungeheueren Kräfte das ORU barg. Vor unendlich langer Zeit hatte es in der Galaxie Uzo eine gigantische Sonneneruption gegeben. Der Glutstaub veränderte das Leben auf dem Planeten Yeos in der Galaxie Uzo. Die Alten dort auf Yeos schufen eine künstliche Welt voller hochtechnologischer Abwehrsysteme, mit denen sie die Katastrophe von ihren Nachkommen abwenden konnten. Der Glutstaub erkaltete und driftete als feiner Erzstaub durchs All. War dieser Erzstaub auf Oruzanien niedergegangen? Wenn dem so war, dann wäre der Erzstaub von Yeos zu jenem mystischen Metall geworden, das die Berberags ORU nannten. Niemals dürfe das ORU in falsche Hände gelangen, um ein Unglück von unvorstellbarem Ausmaß zu verhindern. Die Dimension dieser Kräfte würde zur totalen Zerstörung allen Lebens führen. Kein Mensch könne die Kräfte des ORU jemals handhaben. Zu groß wäre die Macht eines Menschen, die ihn zur absoluten All-Herrschaft befähigen würde, gelänge es ihm, das ORU zu finden und er den Versuch unternähme, das ORU bändigen zu wollen. Nein, das dürfe niemals geschehen, um Schlimmstes zu verhüten! George musste unter allen Umständen das ORU finden, und zwar noch bevor es jemand anderem gelänge, ihm zuvor zu kommen. Das musste er unbedingt verhindern! Höchste Eile war geboten! Wenngleich die innere Anspannung, das Wissen um die alles vernichtenden Kräfte des ORU'S unerträglich wurde, sagte George mit gespielter äußerer Gelassenheit zu Wes: „Nur keine Eile. Ich möchte noch ein bisschen leben und werde erst mal ´ne Mütze voll Schlaf nehmen.“

George nahm die Astropilotenmütze vom Kopf, machte eine leichte Verbeugung und setzte die Kappe wieder auf. Wes verstand und sagte mit einem breiten Grinsen: „Also, einen Absacker für dich, und für mich noch einen Pick-me-up, bevor ich nach Kismotoo aufbreche.“ George und Wes tranken noch einen letzten Drink und schüttelten einander die Hände. Irgendwie hatten beide das Gefühl, Freunde geworden zu sein.

George bezahlte die Zeche mit einem Chip aus purem Platin, den der Barkeeper nach einem prüfenden Biss, hocheifrig und nur allzu gern mit diebischem Lächeln als Zahlungsmittel akzeptierte.

Dann stakste Wes zu seinem Jeep, den er vor dem Portal des Hotels geparkt hatte. Er schwang sich mit einiger Mühe hinters Lenkrad. Wenig später brauste er mit halsbrecherischer Geschwindigkeit gen Süden.

Wie ein blutrünstiger Moloch zog die Sonne im Dämmerblau über dem rötlich schimmernden Salzsee am Nordkap der Wüste Gobarah herauf. George wankte, als er aus der Hotelhalle ins Freie trat und hundemüde zum Raumgleiter ging.

Er schwitzte aus allen Poren und dachte: „Je schneller das Zeugs aus meinem Körper ist, um so besser. Es gilt keine Zeit zu verlieren. Ich werde die kürzeste Flugroute über das Alta Gebirge nehmen und bin ganz sicher früher als Wes in Kismoctoo. Grace und die Kinder werden mir hoffentlich den kleinen Abstecher nach Kismoctoo verzeihen. Es wird nicht lange dauern, bis ich das ORU gefunden habe. Ich brauche das ORU unbedingt, weil ich damit auch sie retten könnte. George, rei dich zusammen! Vergiss die Müdigkeit! Das flaue Gefühl im Magen und der fade Geschmack auf der Zunge werden bald schon vergehen, wenn du abhebst, alter Junge.“

Als George vor der Lybelle stand und auf das kleine silbrige Insekt im goldgelben Sand herab blickte, griff er in die Brusttasche des Raumanzuges. Er nahm das Modephysikaton zur Hand. Das schwarze Ding hatte die Größe eines Taschenrechners. George drückte die rote Sensortaste, und binnen kurzem wurde aus dem Miniatur UFO ein Raumgleiter. Von Staub umwirbelt öffnete sich die Bodenluke, und die Hydrauliktreppe kam zum Vorschein.

George nahm die Astronautenkappe vom Kopf und ging die Treppe herauf. Als er im Cockpit saß, steckte er das Modephysikaton in den Schlitz des Zeitdilatators. Dann stülpte er völlig bernchtigt und mit zitternden Händen den gläsernen Kugelhelm über den Kopf. Kaum inhalierte er das reine Helium-Sauerstoffgemisch, da hörte das Brummen in seinem Schädel auf. George fühlte sich topfit und war klar zum Start. Wenig später zündete er die Triebwerke der Lybelle und stieg auf in das Blaue Nichts, das er so gut kannte, weil seine Seele es so sehr liebte. Noch einmal blickte er aus der Kanzel des Raumglieiters herab und sah die lange Staubfahne, die der Jeep von Wes Hunter hinterließ, bevor der Burezane mitsamt dem Auto in der Wüste Gobarah verschwand.

George blickte geradeaus, und am Horizont war keine Wolke zu sehen. Das Gleien der Sonne trübte seine Augen mit Tränen. Er kniff die Augen zusammen und glaubte schon das blauschwarze Schattenband des Alta Gebirges zu sehen, da erkannte er, dass es die unheimliche Schwärze einer lauernenden Sturmfront war, die als anthrazitfarbenes Gemisch aus Sand , Staub und Regen auf ihn zuraste.

Er versuchte eine Kurskorrektur. Aber es war zu spät, um dem Unwetter ausweichen zu können. Wind und Regen geielten den Raumgleiter. Geheul und Beben durchrttelten die Lybelle. Blitze zuckten am Himmel. Die Instrumente an Bord spielten verrückt. Und als er

sich über den Zwillingspitzbergen mit den hohen Zedernwäldern befand, fiel der Zeitdilatator aus. Plötzlich wurde es stockdunkel. Die Lybelle befand sich im Zentrum des Wirbelsturmes, in dessen Tiefe die dunkelgrünen Baumkronen der Zedern sich wie aufbauschender Samt in einem Ozean von unheilvoller Schwärze bewegten.

Er war verloren. Das Grün des Alta Gebirges würde sein Grab sein. Frau und Kinder würde er niemals wiedersehen. Es würde keinen Raumgleiter mehr geben, mit dem er seine Familie und das ORU nach Yeos zurückfliegen könne, um es dort zu entschärfen. Kein Mensch würde die bösen Kräfte des ORU bändigen können. Gleich würde er tot sein und seine Familie auf Oruzanien sterben.

„Könnte ich doch nur von Baumkrone zu Baumkrone mit der Lybelle dahinhüpfen, dann wären sie wie ein Polster und die Bruchlandung ein Abheben ins neue Leben“, dachte George ohne Hoffnung auf solch eine Wiedergeburt.

Als erfahrener Weltraumpilot wusste er nur allzu gut, dass die Masse eines Planeten härter war, als der Äther zwischen den Gestirnen. Ein kleines Loch würde er in die Erde von Oruzanien bohren, und vielleicht eine Quelle zum Sprudeln bringen.

In diesem Augenblick sah George eine Schneise zwischen den Bäumen. Die glashellen Flügel der Lybelle rasierten die Spitzen der Baumkronen. Zweige, Nadeln und Äste der Zedern wirbelten umher. George sah das kleine Fleckchen Grün in der Mulde der Bergklippen auf sich zurasen. Jeden Augenblick konnte es krachen.

Verzweifelt schaltete George die Triebwerke auf Umkehrschub. Die Jetspitze zitterte und die Deltaflügel vibrierten, als sich die Lybelle aufbäumte und rasch an Höhe gewann. Plötzlich hing sie wie ein Kreuz am Himmel. Dann kippte sie, geriet ins Trudeln und stürzte in die Tiefe. Flammen schlugen aus dem Heck, und jäh durchzuckte George ein solch heftiger Schmerz, als würde sein Körper explodieren. Dann wurde ihm schwarz vor Augen, und er spürte nichts mehr. Wenig später zerbarst der Raumgleiter in der Talmulde zwischen den Zwillingspitzbergen des Alta Gebirges.

Das Rauschen in den Ohren von George wich einem entfernt wahrnehmbaren Plätschern, so als läge er in der Nähe eines kleinen Wasserfalls.

Das Fließen des Wassers wurde deutlicher. Es war wie ein vielstimmiges Geflüster, als der Geist der Quelle aus dem Munde der Nymphe Dodi sprach:

*„Ich war
die Königin Dido
und liebte
den Fremdling Äneas.
Er kam von Troja
und weilte
in Karthago.
Ich half
dem Sohn des Anchises
auf dem Weg
in eine neue Heimat.
Er war ohne Ruhe
und segelte
nach Latinum.*

*Ich litt
am Schmerz der Liebe
und stürzte
im Regen des ORU
vom Turme in den Brunnen
und wurde
zur Nymphe Dodi.*

*Ich sah
die Söhne des Äneas
im Kampf
ums mächtige Karthago.
Es siegten die Römer
und machten
es zur Ruine.*

*Ich weinte
im Brunnen der Nekropolis,
und aus Karthago
wurde Argotas.
Da schwamm ich zur Quelle
des Bergsees
im Alta Gebirge.*

*Im Urquell
der sprudelnden Bäche
wurde das ORU
zu goldenen Äpfeln.
Es trieb in Wassern
der Hesperiden
gen Kismoctoo.*

*Es ruht jetzt
auf dem Grund des Sees,
tief unter
den Katakomben dieser Stadt.
Und wer unrein wagt
das ORU zu berühren
wird zu Quecksilber.
Wache auf,
oh, Fremdling von Yeos.
Ihr seid es,
der am Ende der Reise
im Geiste der Fatassi,
das ORU
finden werdet.*

*Wandere nun
zum Baum der Erkenntnis
und höre,
was die Stille Dir sagt.
Dann gehe im Licht
der Erleuchtung
zum Strauchwald.*

*Dort wartet
im Dickicht ein feurig' Ross.
Durch die Wüste
wird es Dich tragen
bis zur Oase Morgima,
damit Du
nach dem Weg
des Leids,
als reiner Mensch,
das ORU
von Yeos
zu finden
vermagst.“*

Kaum waren die letzten Worte der Nymphe Dodi verklungen, da entschwand sie dem klaren Wasser des kleinen Bergsees. Im funkelnden Eiswasser unter dem mächtigen Doppelfelssims der Zwillingspitzberge bildete sich binnen kurzem ein silbriger Fleck und trieb auf den See hinaus.

Als George erwachte, traute er seinen Augen nicht, denn was er sah, war von überwältigender Schönheit. Er staunte, hielt den Atem an und wagte es nicht sich zu bewegen. Er lag auf dem Rücken, still und stumm, und weigerte sich an das Wunder zu glauben, dass er noch lebte. „Wie ist das nur möglich?“ dachte George, und es dämmerte ihm, während er

sinnierte: „Mir ist, als wäre ich in einer anderen Welt gewesen und solange dort geblieben, bis mein Traum vom goldgrünen Hochwald des Sonnenlandes wahr wurde.“ George krallte seine Hände in die Moosflechte am Felssims. Er atmete tief ein und sog die frische Bergluft voller herbrauchiger Würze bis in die Spitzen seiner Lungenflügel. Die Starre löste sich in den Gliedern, und George versuchte sich zu erinnern, was ihm die Stimme im Traumkoma gesagt hatte.

Das meiste hatte er vergessen, und nur ganz, ganz schwach konnte er sich an den Namen der Stimme erinnern: Dido, Dido - nein, Dodi hatte sie geheißen, und jene zauberhafte Nymphe in den Bergquellen des Traumlandes hatte ihm im Koma irgendwas vom ORU und von einem Baum der Erkenntnis erzählt.

Während die eisige Kälte mehr und mehr aus seinem Körper wich und ihn eine wohlige Wärme durchrieselte, grübelte George: „Bäume gibt ´s viele. Wie soll ich nur den richtigen, diesen Baum der Erkenntnis finden?“ Er blickte an den schlanken, hohen Stämmen der Zedernbäume empor und sah da und dort das Sonnenlicht durch den flüchtigen Nebel in den Baumkronen aufblitzen.

George lag ausgestreckt auf weichem Moos am Rande eines Felsvorsprungs, über dessen Kante er vom herzförmigen Doppelsims auf den kristallklaren Wasserspiegel des stillen Bergsees herabschauen konnte. Mitten auf dem See schwamm ein silbriger Fleck. Das helle Licht der Sonne spielte im Wasser. George neigte den Kopf zur Seite und blickte über den Felsrand in die Tiefe. Im Nu bildeten sich schillerbunte Ringe um den silbrigen Fleck. Für einen Augenblick glaubte George, es tummele sich der schöne, nackte Körper der Nymphe Dodi wie eine geschmeidige Nixe mit anmutig schlängelnden Bewegungen und webenden Armen im Zentrum des Flecks. Dann verschwand der Fleck mit silberhellem Singen in einem unterseeischen Strudel.

Bald darauf verlangsamte sich die rasante Drehung des Wirbels im Wasser. Der See wurde wieder so klar und glatt wie ein Spiegel. Das perlende Lachen, das George im glitzernden Sog des Strudels gehört hatte, war verstummt. Und der hohe, dunkelgrüne Zedernwald am Doppelsims und ringsum den Bergsee war viel zu erhaben, um sich vom albernem Gelächter einer Nymphe die Stille rauben zu lassen. „Das Große Schweigen ist von ewiger Dauer“, dachte George und spürte wie des Waldes Ruhe ihn gesunden ließ.

Als das Blut wieder in seinen Adern zirkulierte, und er sich kräftig genug fühlte, wagte es George sich aufzurichten. Im selben Augenblick, als er aufrecht saß, wusste er, was mit ihm geschehen war. Er sah ein Bild des Grauens:

Ringsumher lagen Wrackteile der Lybelle. Die Wucht des Aufpralls nach dem Absturz war so enorm gewesen, dass von den geborstenen Bruchstücken an den Steilhängen der Zwillingspitzberge winzige Teilchen durch die Luft gewirbelt worden waren. Als feuriger Splitterregen mussten sie auf das Moos des Felssims hernieder geflammt sein. Überall lagen viele kleine Glutfladen und schwelten wie die Trümmer des Raumgleiters zwischen den Zwillingspitzbergen des Alta Gebirges.

„Es war der Rauch, der wie Nebel zwischen den Bäumen bis in die höchsten Baumkronen der Zedernwipfel aufstieg, als ich erwachte“, dachte George, und ihm wurde in diesem Augenblick klar, dass er nur für relativ kurze Zeit ohne Bewusstsein gewesen sein konnte. Vielleicht ein paar Minuten, eine halbe Stunde, - weniger oder mehr? Er wusste es nicht genau, die Armbanduhr war stehengeblieben, und den Stand der Sonne konnte er nicht ausmachen. Jedenfalls war er bei Sonnenaufgang von Argotas gestartet, um auf dem schnellsten Weg nach Kismoctoo zu fliegen. Über dem Alta Gebirge hatte ihn der Wirbelsturm erwischt. Der Zeitdilatator mitsamt dem Modephysikaton war ausgefallen. Und somit hatte er keine Chance mehr gehabt, sich und den Raumgleiter auf die Größe einer Libelle zu minimieren, um dem grauenvollen Unwetter mit mehrfacher Lichtgeschwindigkeit entkommen zu können.

George wusste nicht, wie er den Absturz überlebt hatte. Indes konnte er sich daran erinnern, dass er im letzten Augenblick das Digitalfeld Board im Cockpit des Raumgleiters in der Dunkelheit blind ertastete, um mit Pressluft durch den Notschacht neben dem Sitz aussteigen zu können.

Als die Bodenluke auseinander glitt, hatte er es irgendwie noch geschafft, die Sicherheitsgurte auszuklinken und war mit einem jähen Schmerz in die Tiefe gefallen. Während er fiel, hatte er die Besinnung verloren und nicht einmal mehr den Ruck des Fallschirms beim Öffnen gespürt. Er würde nie erfahren, wie die Zweige der Bäume den Sturz seines Körpers abgedeutet hatten, nachdem der gute, alte Fallschirm im Heckfeuer des Raumgleiters in Flammen aufgegangen war. Der Fallschirm, das Relikt aus einer anderen Zeit, war für George zum Talisman geworden. Er war bewusstlos, als das Ding automatisch aus dem Kragenwulst seines Raumanzuges herausplatzte. Wiewohl, sein nostalgischer Spleen hatte ihn gerettet, weil er stets den Fallschirm bei Raumflügen in der Atmosphäre anderer Planeten zu tragen pflegte. Der blütenweiße Seidenschirm hatte noch bevor er Feuer fing, den Fall von George gebremst, so dass der Aufprall seines Körpers an Schwerkraft verlor, und die federnden Zweige der Bäume ihn abfingen. Einen Augenblick hing er im Geäst zwischen

Himmel und Erde. Dann war er nach unten abgeglitten und sein Körper von Zweig zu Zweig aufgefangen worden, bis er kopfüber mit einer unbewussten Rolle auf dem weichen Waldboden landete.

Wie tot lag er inmitten von brennenden Trümmern, genau an der Stelle, wo der Raumgleiter zwischen den Zwillingspitzbergen zerschellt war. Für einen Augenblick kam er zu Bewusstsein ohne das grausige Ausmaß der Katastrophe wahrzunehmen. Er war den Flammen nur deshalb entronnen, weil er instinktiv davon kroch. Am äußeren Rand des Felsvorsprungs zwischen dem Doppelsims war er zusammengebrochen und hatte für unbestimmte Zeit im Koma gelegen.

So hatte George den Absturz überlebt. Aber es gab weder Gurte noch Fetzen des Fallschirms in den Ästen der Bäume. Also würde er niemals erfahren, was wirklich mit ihm geschehen war und warum er noch lebte.

Während George die traurigen Überreste der von Rauchschwaden umwehten Lybelle betrachtete, dachte er: „Es müssen außerplanetarische Kräfte am Werk gewesen sein. Vielleicht die von Ellah, dem Gott der Berberags?“ Aber dann sagte in ihm eine andere Stimme: „Hey, hoppla George, du wirst doch wohl nicht zum Fatalisten werden, auch wenn’s dich für immer nach Oruzanien verschlagen hat?“

Doch George hörte nicht auf die innere Stimme der Vernunft. Er kniete nieder und sprach mit gesenktem Haupt ein stilles Gebet. Seit seiner Kindheit hatte er nicht mehr gebetet und den Namen des Allmächtigen vergessen. So dankte er Ellah, dem Gott der Berberags, für seine wundersame Rettung, obgleich der Allmächtige keines Namens bedurfte.

Nachdem George das Dankgebet voller Inbrunst gesprochen hatte, fühlte er sich irgendwie erleichtert und zugleich gestärkt, so dass er es wagte, aufzustehen.

Als er auf den Füßen stand, drehten sich die Baumkronen. Ihm wurde schwindelig. Jedoch als der plötzliche Anfall von Schwäche vorbei war, stellte er fest, dass er einen kleinen Schritt vorwärts getan hatte.

„Ich bin okay, habe nichts gebrochen“, freute sich George und war so überrascht wie ein Kind, das Laufen lernt und nach dem ersten Schritt feststellt, dass die Beine seinem Willen gehorchen.

Jedes Mal, wenn George einen Fuß vor den anderen setzte, ging’s ein bisschen besser, obschon er Mühe hatte das Gleichgewicht zu halten.

Er war noch recht unsicher auf den Beinen, als er den Hochwald am anderen Ende des Felssimses erreichte. Er musste verschnaufen und lehnte sich an den Stamm einer Zeder. Nach

einer Weile ging er weiter und tat dies, indem er sich von Baumstamm zu Baumstamm vorwärts tastend hangelte. So kam er langsam aber sicher zum Ziel. Bald schon fand er jenen Ort des Grauens, wo die Lybelle abgestürzt war.

George hoffte in den Trümmern des Wracks etwas zu finden, das er auf dem Weg durch die Wälder des Alta Gebirges gut gebrauchen könne. Als er das Trümmerfeld zwischen den Zwillingspitzbergen betrat, suchte er zuerst nach dem Zeitdilatator. Er fand das ausgebrannte Ding nach längerem Suchen unter einem Bruchstück, das von einer zerborstenen Tragfläche stammte. Der mit einzigartiger Elektronik vollgepackte Zeitdilatator war hinüber, aber der kleine, robuste Kompass funktionierte, als George mit dem Fuß daran stieß. Die Nadel vom Kompass zitterte und zeigte nach Norden.

George bückte sich und entfernte den Kompass mit ein paar geschickten Handgriffen aus der verkohlten Halterung des Zeitdilatators. Er lächelte, hielt den Kompass in der rechten Hand und wollte ihn in die Brusttasche stecken. Da sah er, dass sein Raumanzug völlig zerschissen war und nur noch in Fetzen an seinem Leibe herunterhing.

Erst jetzt spürte er den rauen Wind auf der Haut. Bald würde die Dämmerung hereinbrechen. Er brauchte dringend etwas Warmes zum Anziehen. Die Nächte im Alta Gebirge würden empfindlich kalt werden. „Aber woher nehmen?“ dachte George. Da kam ihm ein Gedanke: „Hatte er nicht im feuerfesten Polster des Schleudersitzes die Notausrüstung verstaut? Ja, ganz klar, das Überlebenspaket müsste in der Rückenlehne des Sitzes sein“. Aber wo war der Sitz? Nirgendwo zwischen den Trümmern war dies seltsame Ding von einem Schleudersitz zu sehen.

„Vielleicht ist der Sitz vom Felssims in die Tiefe gestürzt?“ dachte George und stand auf, um noch vor Anbruch der Dämmerung den Weg hinab zum Bergsee finden zu können. „Wenn dem so war, und der Sitz nicht ins Wasser gefallen wäre, könnte er dort unten irgendwo am Ufer liegen“.

Der Abstieg zum Bergsee war leichter, als George gedacht hatte.

Wie eine roh behauene Wendeltreppe wand sich der Felspfad in einer engen Spirale durch das schroffe Gestein. Den Blick auf die Felswand gerichtet, kletterte George mit Händen und Füßen abwärts. Er strampelte tastend und hangelnd von einer Stufe zur anderen herab. Von der letzten Stufe sprang er mit einem kühnen Satz auf den Kieselsteinstrand. Dann stand er am Nordufer des Bergsees und hielt Ausschau nach dem Schleudersitz.

Der See war gar nicht so klein, wie er George vom Felssims in schwindelnder Höhe vorgekommen war. In der Stille der Abenddämmerung entschwebte von dem See ein feiner

Dunstschleier. Über ihm wölbte sich das Felssims und nahe dem Ufer ragte die bizarre Spitze einer Klippe aus dem Wasser empor.

Doch merkwürdig, umweht von Nebelschwaden, schien es, als bewege sich die schemenhafte Klippe und triebe auf den See hinaus. „Seltsam“, dachte George. Da ging ein Lächeln der Erkenntnis über sein Gesicht.

George rannte ins seichte Wasser, stolperte, fiel, stand wieder auf und watete weiter, bis er die Klippe erreichte: Es war der Schleudersitz!

Der in den Äther katapultierte Sitz schwamm jetzt herrenlos im brusttiefen Wasser des Bergsees. Und George war selten glücklicher gewesen, als er das wunderbare Ding an Land zog.

Wenngleich seine Kräfte erschöpft waren, machte er sich sofort daran, das Rückenpolster des Sitzes mit einem scharfkantigen Stein aufzuschlitzen. Dann riss er mit beiden Händen und einem Ruck den imprägnierten Asbeststoff auseinander, griff suchend mit einer Hand in den klaffenden Spalt hinein und fand, was er so dringend zum Überleben brauchte. „Nichts fehlt, alles ist da!“ jubelte George laut vor Freude, als er die wasserdichte Plane, die das komprimierte Paket umhüllte, entfaltete.

Die Notausrüstung bestand aus einem khakifarbenen Hemd nebst Hose, beides aus luftdurchlässigem, strapazierfähigem Leinenstoff. Die eiserne Ration war in einem reißfesten Material unbekannter Herkunft eingeschweißt. Das Päckchen enthielt eine Spezialnahrung aus präparierten Dörrfleischoblaten. Es gab eine luftdicht verschlossene Aluminiumschale, in der sich ein Instantpulver befand. Im löslichen Pulver war ein Extrakt, woraus man auf dem aufklappbaren Minigrill nebst Blechnapf eine nahrhafte Kraftbrühe kochen konnte. Grillpellets, Essbesteck und ein Sturmfeuerzeug lagen im Kochgerät. In einem Kristallröhrchen waren Tabletten. Eine Sorte davon entkeimte verseuchtes Wasser. Die anderen Tabletten wirkten als antibakterielles Breitbandspektrum gegen Entzündungsherde und fieberige Erkrankungen des Körpers. Von der biosynthetischen Salbe in der klarsichtigen Tube, brauchte man nur wenig, um Wunden aller Art heilen zu können. Dagegen konnte man mit einem Hieb der Machete tödliche Wunden schlagen. Die Machete lag gut in der Hand von George, als die rasiermesserscharfe, breite Klinge mittels Knopfdruck aus dem Griff hervorschnellte. Die Angelschnur mit Haken und die Feldflasche waren von besonderem Wert. Frische Nahrung und Wasser würde George in jedem Fall brauchen, um im Alta Gebirge überleben zu können.

George kniete am Ufer des Sees nieder und kostete mit der hohlen Hand von dem Wasser, bevor er die Feldflasche damit füllte. Er verzichtete auf eine der keimfrei machenden Tabletten. Das Wasser des Bergsees war klar und von perlender Frische. Niemals zuvor hatte George besseres Wasser getrunken. Und so trank er die Feldflasche in einem Zug leer und füllte sie erneut mit dem köstlichen Nass, als sein Durst gelöscht war. Danach verschloss er die Flasche, legte sie auf die blanken Kieselsteine und entledigte sich der Fetzen seines Raumanzuges, um im See zu baden.

Das Wasser linderte den Schmerz der Brandblasen und Schürfwunden, kühlte die blutunterlaufenen Stellen an seinem Körper. Nach dem wohltuenden Bad rieb George die vielen sich beim Absturz zugezogenen Beulen und Wunden mit der Heilsalbe ein. Die Salbe wirkte Wunder. Die Beulen verschwanden, und es schlossen sich die offenen Brandblasen und Wunden, ohne Narben zu hinterlassen. Danach zog er Hemd und Hose an, zerschnitt die Fetzen des Raumanzuges mit der Machete und machte sich aus den handbreiten Streifen eine Schärpe und einen Turban. Die Schärpe steckte er durch die Gürtelschlaufen der Hose und verknotete sie an der linken Hüfte.

Dann band er sich den Turban um die Stirn, schnitt mit der Machete ein kreisrundes Loch in die wasserdichte Plane der Notausrüstung und stülpte das olivgrüne Tuch wie einen Poncho über den Kopf.

Sogleich wurde George wärmer. Alsdann steckte er die Machete in die Schärpe und sah sich die überknöchellangen Stiefeletten des Raumanzuges genauer an. Die silbergrauen Halbstiefel waren noch zu gebrauchen. Bis auf ein paar Kratzer im Oberleder war nichts zu sehen. Keine Spur von grobem Verschleiß konnte er an den mit Fiberglasfasern verstärkten Stiefel feststellen. Das Material hatte härtesten Anforderungen standgehalten und musste von einer solch dauerhaften Haltbarkeit sein, dass es selbst den Flammen des Absturzinfernos widerstehen konnte. Und mehr noch, das Leder war von einer selten geschmeidigen Qualität. Wenngleich George geschwollene Füße hatte, passten die Stiefel und drückten nicht, als er sie anzog. Es war eine Wohltat, die unverwüstlichen Stiefel schmiegt sich perfekt an seinen Fuß, und George packte den Rest der Notausrüstung zusammen, um irgendwo unter dem Felssims einen Platz für das Nachtlager ausfindig zu machen.

Wenig später schulterte er das Überlebensbündel, ging geradewegs auf die Felswand zu, um unter dem schützenden Dach des gewölbten Simsvorsprungs eine geeignete Schlafstelle zu finden, wo er sein müdes Haupt betten könne. Bald schon fand er eine Nische im Fels. Auf dem kargen Boden vor der Nische wuchs Moosflechte. Da und dort lagen vom Winde

herunter gewehrte Reisigbündel aus dem Hochwald des Alta Gebirges. George häufte etwas Moosflechte und Reisig aufeinander, nahm das Sturmfeuerzeug zur Hand, und bald schon loderte ein kleines Lagerfeuer in den mit Schleierwolken bedeckten Nachthimmel empor. Er kochte sich eine Kraftbrühe, aß einen Fleischoblaten und hatte in dieser finsternen Nacht zum ersten Mal das merkwürdige Gefühl, ein Mensch zu sein. Wenngleich ihn ein Hauch von unabdingbarer Einsamkeit durchfröstelte, lehnte er sich im Lotossitz mit dem Rücken an die Felswand in der Nische und kuschelte sich in den Poncho. Das Feuer wärmte ihn, und als die Glut niedergebrannt war, überwältigte ihn eine solch wonneselige Müdigkeit, dass er wohligh und zufrieden einschlief. Er schlief tief und fest und träumte von Grace und den Kindern. Ihre Gesichter waren von funkelndem Sternenglanz umglissen. Es waren die Sterne der Galaxie Uzo, die mit einzigartiger klarer Pracht überall am Traumphimmel von Yeos schienen, ehe sie in einem zauberhaften, wirbelnden Kaleidoskop von Licht und Farben wie ein Feuerwerk im Zenit verblassten, um einem anderen, dem noch helleren Licht der Morgensonne Oruzaniens zu weichen.

George erwachte, als die Sonne im glutroten Osten über den von Tauperlen schimmernden Wipfeln des goldgrünen Hochwalds heraufzog, und sich der hellrote Lichtschein der Morgenröte auf der glatten, glitzernden Wasseroberfläche des klaren Bergsees spiegelte.

George hatte prächtig geschlafen. Er fühlte sich wie neugeboren, reckte und streckte seine Glieder dem jungen Morgen entgegen. Dann stand er auf, krepelte die Hosenbeine hoch, stieg aus den Stiefeln und ging barfuss zum See. Dort zog er den Poncho und das Hemd aus. „Es wird ein wunderschöner Tag werden“, dachte George, als er den strahlend blauen Himmel sah und sich mit nacktem Oberkörper im See stehend wusch. Das Wasser hatte eine angenehme Kühle, war erfrischend und machte ihn so richtig munter.

Nachdem George zum Frühstück einen gegrillten Fleischoblaten gegessen hatte, reinigte er das Essgeschirr mit Sand und Wasser am Ufer des Sees. Alsdann füllte er die Feldflasche mit frischem Wasser, hakte den Bajonettverschluss an einer der Gürtelschlaufen unter dem Knoten der Schärpe ein und schnürte das Überlebensbündel.

George nahm den Kompass zur Hand, schulterte das Bündel und machte sich guten Mutes auf den Weg. Er ging am Ufer entlang, Richtung Süden, und orientierte sich auf der anderen Seite des Sees am Stand der Sonne und der Wetterseite der Bäume.

Gegen Mittag näherte er sich dem flachen Bergrücken an der südlichen Spitze des Seeufers. Der Bergrücken lag nur wenige Meter über der spiegelglatten Wasseroberfläche des Sees und erstreckte sich wie ein natürlicher Staudamm von Westen nach Osten. Und als George auf der

kleinen Kuppe in der Mitte des Bergrückens stand, da tat sich ihm vor seinen Augen das grandiose Bild einer überwältigend schönen Bergwelt auf:

Von einem gigantischen, unterseeischen Urquell gespeist, barsten aus der schroff in eine tiefe Schräge abfallenden Dammschleuse des Stausees die unversiegbaren, sich fächernden Ströme klaren Wassers hervor. Die Fluten sprudelten, gurgelten, plätscherten und flossen in symphonischen Kaskaden und wilden Sturzbächen über die zauberisch grünen Terrassen des Alta Gebirges und ergossen sich als herrliche Seenplatte in ein weites, weites Tal. In der Ferne mündeten die Wasser der Seenplatte in ein flimmerndes Delta von Myriaden Rinnsalen, die den jenseitigen Bergen entsprangen. Aus dem Meer der Ströme hinter dem tiefgrünen Urwald wälzte sich ein breites Glitzerband träge vorwärts und zwängte sich durch eine abgrundtiefe Schlucht. Dunstschwaden wallten zwischen den dunklen Graten empor. Es schien, als verdampfe das Wasser des mächtigen Stromes in der heißen Luft am rötlich schimmernden Horizont.

Erst als George den dürren Mammutbaum auf dem Grat unter dem Kreuz des Südens erblickte, wich die grenzenlose Faszination einer nüchternen Überlegung. Der gewaltige Baum überragte den dichten Urwald und war ein ideales Ziel, um die exakte Richtung nach Süden zu fixieren. George peilte den Baum mit dem Kompass an. Als die Richtung stimmte, verließ er den Bergrücken über einen schmalen Trampelpfad, der abwärts in den Urwald führte.

Bald schon musste George die Machete zur Hand nehmen, um sich den Weg durch das undurchdringliche Grün der Farne und Schlingpflanzen bahnen zu können. Die Hitze wurde unerträglich. Der Schweiß triefte ihm aus allen Poren. Überall zirpte, raschelte, zischelte es, und das Gelächter der Spottvögel konnte einen glatt in den Wahnsinn treiben.

Jeder Schritt wurde zur Qual, und George hatte das ungute Gefühl, von abertausend unsichtbaren Augen beobachtet zu werden. Doch biss er die Zähne zusammen, zog den Poncho aus, steckte ihn ins Überlebensbündel und schulterte von neuem das Gepäck.

George kehrte dem Spuk den Rücken und hieb sich mit unerbittlicher Entschlossenheit den Weg durch das Dickicht. Aber nach kurzer Zeit erlahmten die Kräfte. Er musste immer häufiger Rast einlegen. Bald schon war die Feldflasche leer. Es wurde von Mal zu Mal schwerer wieder auf die Beine zu kommen.

„Wann hat die elende Schinderei ein Ende?“ dachte George, und nur die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit Frau und Kindern trieb ihn an mit letzter Kraft weiterzugehen.

„Ich muss aus dieser Grünen Hölle heraus“, sagte sich George und stolperte weiter durch das schwüle Halbdunkel. Die stickige Luft schnürte ihm fast die Kehle zu, und er verlor jedes Gefühl von Zeit. Da war kein Gedanke mehr ans ORU, als George ohne Orientierung vorwärts taumelte. Wie lange er noch durchhalten würde, wusste er nicht. Die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit Grace und den Kindern schwand. Sein Wille wurde schwächer, der Körper wollte nicht mehr, als George glaubte, im Kreis umherzuirren. Und da geschah es, dass der Urwald sich kaum merklich wandelte, und die tropische Vegetation mehr und mehr zu einem märchenhaften Regenwald wurde.

Im selben Augenblick, als George mit einem Hieb der Machete den Reptilienkopf einer Riesenschlange mitsamt Platanengeäst glatt vom Rumpf trennte, tat sich ihm eine Lichtung auf. Am Ende der hellen Waldschneise glitzerten die Wasser der Großen Seenplatte. Nur noch ein paar Meter, und dann hatte George es geschafft.

Er torkelte vor Erschöpfung, brach zusammen, lag halb im Wasser und trank auf dem Bauch liegend gieriger noch als eine Bestie nach blutigem Mahl. Er hörte nicht auf zu trinken, bis sein Höllenbrand einigermaßen gelöscht war, sich der glühendheiße, schweißverklebte Körper abgekühlt hatte.

Gerade noch, bevor die Dämmerung hereinbrach, kam George wieder zu Kräften. Der Magen knurrte, und er holte die Angelschnur aus dem Gepäck hervor. Er hatte nur noch drei Fleischoblaten. Die wollte er für den äußersten Notfall aufbewahren, zumal der Riesensee von Fischen aller Art nur so wimmelte.

George setzte sich unter die Pinie nahe dem Ufer und warf mit der Hand die Angelschnur im hohen Bogen aus. Er hatte Glück. Es dauerte nicht lange, da zappelte eine große, ja kapitale Regenbogenforelle am Haken. Es tat ihm leid, den wunderschönen Fisch töten zu müssen. Aber er war auf Oruzanien Mensch geworden, und als solcher hatte er einen Mordshunger. Er zog den Fisch an Land, schlug ihm eins mit dem Griff der Machete hinter die Kiemen und schlitzte ihn mit der asymmetrischen Spitze der Klinge vom Schwanz bis zum Kopf auf.

Nachdem er den Fisch ausgenommen und im Wasser gesäubert hatte, spießte er ihn mit einem dünnen Schilfrohr auf, legte ihn zwischen zwei Astgabeln und entfachte ein Feuer.

Er grillte die Forelle bis die Haut knusperig wurde und eine goldbraune Farbe annahm. Dann räucherte er sie von allen Seiten im Rauch des Holzkohlenfeuers und konnte es kaum erwarten, das Prachtexemplar von einem Fisch zu essen.

Endlich war der Fisch gar, und George aß mit großem Appetit die vorzüglich schmeckende Forelle. Dabei vergaß er die mörderischen Strapazen des Tages. Danach war er satt, müde und sehr glücklich.

Es war schon dunkel, als George sich in den Poncho hüllte und mitten im Herzen des Alta Gebirges unter der Pinie am Ostufer des größten Sees der Großen Seenplatte einschlief.

Am Morgen wurde er vom vielstimmigen Gezwitzchen der Vögel geweckt. Schwärme von kleinen, buntgefiederten Kolibris und kecken Zeisigen saßen in den Pinien. Während George ganz unbekümmert und mit Genuss den drittletzten Fleischoblaten der eisernen Ration zum Frühstück aß, setzten sich die munteren Vögelchen auf seine ausgestreckte, offene Hand und pickten von den Krumen.

Die Vögel kannten keine Scheu und waren so zutraulich wie die anderen Tiere des Waldes. Dachse, Luchse, Bären und Wölfe ließen sich streicheln, und in den zauberischen Hainen am Ufer des Sees ästen Rehe, wuchsen goldgelbe Früchte und granatrote Beeren an üppigen Stauden und wildwüchsigen Sträuchern. Die fleischigen Früchte waren saftig und süßer noch als die kirschgroßen Beeren. George wurde nicht müde durch den überall mit perlendem Tau benetzten Zauberwald zu gehen. Im Saft der Früchte und Beeren musste etwas sein, das den anstrengenden Fußmarsch zu einem angenehmen Spaziergang machte. Die Sonne schien warm, und George wanderte mit einem Lied auf den Lippen am Ostufer des Riesensees entlang. So ging er fidel und frohen Herzens durch die Gärten der Hesperiden und staunte jeden Tag von neuem über die exotische Vielfalt der wunderbarsten Früchte und Beeren in dieser paradiesischen Plantage: Ellahs.

George lebte von den Beeren und Früchten des Waldes und fand keine einzige, giftige Beere oder Frucht. In der Frühe stand er auf und wanderte den ganzen Tag in Richtung Süden.

Am Abend des siebten Tages kam er an eine weite Bucht. Dort lag ein Einbaum am verästelten, lehmigen Ufer. Von den freiliegenden Wurzeln der Affenbrotbäume umkrallt, schaukelte der Einbaum im Wasser. George nahm die Machete zur Hand und kappte die Wurzeln mit gezielten Hieben. Dann bestieg er den Einbaum und stieß vom Ufer ab.

Die Strömung war günstig, trug ihn rasch über den See.

Auf dem Grat, unter dem Kreuz des Südens, wirkte der knorrige Mammutbaum im gespenstischen Mondlicht wie ein vielarmiger Urzeitriese. Der Einbaum driftete durch die unheimliche Stille. Das Schattenband der dunklen Bergkette kam näher. Kurz vor Mitternacht strandete der Einbaum mit knirschendem Ächzen im grobkörnigen Sand am Südufer der Großen Seenplatte. Wenngleich George die Beine schwer wurden, kletterte er den steilen aber

geraden, himmelwärts führenden Pfad hinauf. Exakt im Zenit der Nacht erklimmte er den höchsten Grat der Bergkette. Dort oben auf dem kargen Plateau war es ganz still. Nicht der Hauch eines Lüftchens wehte, als George sich im Lotossitz unter das dürre Geäst des Mammutbaumes setzte. Er schloss die Augen und spürte das warme Holz des Stammes im Rücken. Er fühlte sich geborgen unter dem uralten Mammutbaum. „Eine wohlige Kraft geht von diesem Baum aus“, dachte George, bevor er einschlief. Doch merkwürdig, obschon er völlig erschöpft war und fest schlief, hatte er das absonderliche Gefühl hellwach zu sein.

In dieser Nacht hatte George einen seltsamen Traum:

Er war auf dem Heimatplaneten Yeos und saß, umgeben vom bläulichen Geflimmer seiner Seelenaure, unter einer Meditationspyramide. In der glashellen Stille sah er in der Spitze der Pyramide das wunderschöne Sphärenantlitz der Kosmosmutter Om. Sie lächelte unter Tränen. Die Tropfen der Tränen wurden zu schillerbunten Perlen. Die Perlen schwebten mit feinem Geläut im Raum der Pyramide. Aus dem lieblichen Mund des Madonnengesichtes verströmte sich ein ätherischer Hauch.

Wie kleine Glitzerwölkchen, mit dem Duft von frischer Minze, kamen die stummen Worte von den weich geschwungenen, rosaroten Lippen der seligmachenden Kosmosmutter und Urhüterin aller Seelen. Wind kam auf, und George spürte den warmen Hauch einer sanften Brise auf der Haut prickeln. Seine Seele weitete sich, und er hörte im Wind das flehende Flüstern der Mutterseelenstimme. Die gütige Stimme kam von weither, wurde deutlicher mit jeder leichten Böe des warmen Windes. Und als die feinstofflichen Worte an die Schwelle seines Unterbewusstseins drangen, verstanden auch die Ohren, was ihm die Kosmosmutter sagen wollte. Ganz entspannt lauschte George den Worten, als Om mit leiser Stimme sprach:

*„Einst war Yeos
der Planet
meiner Seele Wind,
der Planet
ewigen Frühlings,
und du sein Kind.*

*Dort auf Yeos,
vor deiner Zeit,
lebte die Art
der Psycherubianer,
kleine Engel,
unschuldig wie Kinder.*

*Von sanftem Gemüt,
gut und weise,
war diese Art,
bis der Urgeist
der finsternen Mächte
sie Dämonenwissen lehrte.*

*Die kleinen Engel
wurden größer,
und mit Dämonenwissen
wuchs die Hybris,
als sie mit Laserblitzen,
Solions´ Sonne anzapften.*

*Vom Rand der Sonne,
sprühte es ORU,
lohte überall im Raum
der Galaxie Uzo.
Und Yeos wurde
zum Planet des Todes.*

*Die Glut des ORU
versengte Yeos,
zwang dort alle Wesen
unter der Erde
in einer High Tech Welt
fortan zu leben.*

*Aus fackelndem ORU
wurden Flitter
allerfeinsten Uranes,
und von Yeos
rieselte es Nieselstaub,
das Es des ORU.*

*Vom Himmel hoch
kam das Es her,
fiel als Fall-out Regen
hernieder auf Oruzanien,
versickerte und verschwand
im heißen Wüstensand.*

*In jener Zeit
auf Yeos
lebten alle Wesen
in unterirdischen Pyramiden,
und Jets flogen davon
aus offenen Kuppeldächern.*

*Schneller als das Licht
flogen sie hinfort
gen andere Welten,
so wie du,
als Astropilot von Yeos,
zum fernen Planeten Oruzanien.*

*Es war dein Glück,
als du abhobst
und nach Oruzanien flogst,
denn dort auf Yeos
starb deine Art
an den Strahlen des ORU.*

*Ja, alle sind tot,
aber du lebst
auf dem Planeten Oruzanien,
in dieser alten Welt,
als Mensch unter Menschen
in einer neuen Heimat.*

*Doch bleibst du
ein Wanderer
durch Raum und Zeit,
lebst in anderen Welten,
bis meine Yeonen sprühen
und Dich heimholen werden.*

*Jene Zeit wird kommen,
wo auf Yeos
wieder Winde wehen,
ja, Blumen blühen,
wenn die Kräfte des ORU
zum Guten aktiviert werden.*

*Dann wirst du sein
an jenem Ort,
in den Katakomben
von Kismoctoo,
und mit Frau und Kindern
von dort heimwärts fliegen.*

*Wie Kristalle im ORU
werdet ihr reisen
hinfort durchs All
bis nach Yeos,
um dort in Ewigkeit
als höhere Wesen zu leben.*

*Doch ist dein Weg
lang und schwer,
ein Psycherubianer
auf Oruzanien zu werden,
um als Auserwählter
geläutert heimkehren zu können.*

*Aber habe nur Mut,
sei unverzagt,
alles wird gut.
Sei ein Mann der Tat
und vertraue
dem Pferd im Strauchwald.*

*Dein bester Gefährte
wird es sein,
ein Freund in der Not
auf dem Weg
durch die öde Weite
der Wüste Gobarah.*

*Es kennt die Gefahren,
die deiner lauern,
und wird dich zum Ort
der Vorsehung,
treu und brav,
auf seinem Rücken tragen.“*

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als George erwachte. Doch sah er die Sonne nicht, denn der Mammutbaum war über Nacht erblüht. Das weit verzweigte Geäst war voll von üppig grünen Blättern.

George saß im Schatten unter dem prächtigen Baum und fand keine Erklärung für das Wunder. Aber als er aufstand, wusste er, dass er unter dem *Baum der Erkenntnis* gesessen hatte. Auf wundersame Art und Weise hatte er unter all den vielen Bäumen den richtigen gefunden. Jetzt war er sich seiner sicher, dass er erleuchtet worden war und den Weg zum Strauchwald finden könne. Dort würde ein Pferd auf ihn warten, und ihn nach Kismoctoo tragen. Ja, und unter den Katakomben dieser Stadt würde er das ORU finden.

Die Wasserfälle im Süden der Großen Seenplatte rauschten durch eine abgrundtiefe, breite Schlucht. George kletterte vorsichtig von Stein zu Stein am Rande der Schlucht abwärts und verschnaufte unterhalb des Plateaus auf einer Felsplatte. Von dort hatte er eine herrliche Rundschau. Die Wasser in der Tiefe schäumten und dampften in der Gluthitze. Heiße Schwaden stiegen unter dem weißglühenden Stern der Sonne zum feuerroten Himmel empor.

Mit zunehmender Geschwindigkeit flossen die brodelnden Wasser über die Klippen und stürzten mit grandiosem Tosen vom gigantischen Felsgefälle in eine weite Senke. Plötzlich verschwanden die vielarmigen, reißenden Ströme in den dunkelblauen Höhlen der Bergkette, und von den unbändigen Wassermassen war nichts mehr zu sehen.

Jenseits der Bergkette wurde die Vegetation immer spärlicher. Am Fuße der Berge wuchs ein Strauchwald. Dahinter erstreckte sich eine rostrote Ebene, die überall mit kleinen, weißen Punkten gesprenkelt war.

„Die weißen Pünktchen sehen aus, wie wunderschöne Gänseblümchen“, dachte George mit kindlichem Gemüt. Er ließ den Blick über die Ebene schweifen, und soweit das Auge reichte, war die Sicht gut und klar. Ja, in der Tat, ganz, ganz weit in der flimmernden Ferne ragten die majestätischen Sanddünen der Gobarah zum Feuerhimmel empor und proklamierten mit gleißend weißer Brillanz den Sieg der Wüste.

„Dort, hinter den Dünen, muss Kismoctoo liegen. Und in den Katakomben, unter dem Sandmeer dieser Stadt, werde ich das ORU finden“, erinnerte sich George an die Verheißung, die ihm unter dem *Baum der Erkenntnis* von Kosmosmutter Om zuteil geworden war.

Es galt keine Zeit zu verlieren. George hangelte von der Felsplatte herab. Als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, stand er auf einem mit Geröll übersäten Pfad. Der Pfad wurde breiter und endete an einem kleinen Kratertümpel. Der Tümpel am Fuße der Berge war von kümmerlichem, kargen Rhododendron und dichtem Dornengestrüpp umgeben. Die Gewächse der Rhododendron sahen krank aus und waren von solch anämischem Grün, als seien sie von einer unheimlichen Seuche befallen worden.

George füllte die Feldflasche am Tümpel. Der Staub ringsum den Tümpel war vulkanischen Ursprungs und von fahlem Gelb. Das Wasser schmeckte eigenartig fade, roch nach verbranntem Schwefel und gruftmoderigen Pilzen.

Während George zwei von den keimfrei machenden Tabletten im Wasser der Feldflasche aufsprudeln ließ, knackte es im Dornengestrüpp auf der anderen Seite des Tümpels. Dann hörte er ein seltsames Geräusch, das ihm so vorkam, wie das leise Scharren eines Hufes.

George starrte ins Dornengestrüpp. In diesem Augenblick hörte er ein Schnauben, und plötzlich stand das rappeltrockene Gestrüpp in Flammen. Dann preschte ein Pferd aus dem lichterloh brennenden Dornenbusch hervor. Das feurige Ross war ein zarazenischer Vollblutfuchs von edlem Geblüt. Es hatte sehnige Fesseln, muskulöse Flanken, einen vollschlanken Hals und einen wunderschönen, kleinen Kopf mit klugen, braunen Augen. Eine kleblattartige Blesse zierte die hohe Stirn, und aus den rosigen Nüstern sprühte der heiße

Atem des Hengstes. Das rötliche Fell glänzte vom Schweiß. Von der wilden Mähne züngelten bläuliche Flämmchen über den kräftigen Rücken, und das buschige Goldhaar des langen Schwanzes wurde zum Feuerschweif.

„Oh, Ellah, ein Pferd für einen Raumgleiter! Womit habe ich das verdient?!“ rief George voller Freude über solch ein phänomenales Geschenk der Vorsehung.

Beim Namen von Ellah hielt das herrliche Pferd mitten im Lauf inne, tänzelte auf der Stelle und spitzte die Ohren.

George breitete die Arme aus und ging dem prächtigen Ross entgegen. Da stand das Pferd still, warf den Kopf in den Nacken und wieherte in freudiger Erwartung seines Reiters.

Es ließ sich willig von George streicheln. Und als er dem Pferd mit der Hand liebevoll über den Rücken fuhr, erlosch auch der letzte Funke im knisternden Fell. Kaum war dies geschehen, da brannte der Dornenbusch nieder, und eine Schneise tat sich im Gestrüpp auf.

Alsdann tätschelte George den schön geschwungenen Hals des Pferdes und sagte leise: „Lass uns Freunde werden.“

Das Pferd schien den Sinn der Worte zu verstehen. Es scharrte mit den Hufen, dass die Funken nur so stieben und wieherte, als wolle es sagen: „Steig auf, mein Freund. Ich bin bereit, Dich zu tragen, wo immer Du auch hingehen wirst.“

George zog den Poncho aus und legte ihn als Satteldecke auf den verschwitzten Rücken des prachtvollen Tieres. Dann tränkte George das Pferd und führte es durch die verkohlte Schneise des Strauchwaldes auf die Ebene hinaus. Es war schon ein kleines Wunder, dass auf dem samtweichen Fell weder Risswunden noch Blut von den Stacheln der Dornen zu sehen waren.

Am Rande der staubigen, rostroten Erde schwang sich George auf den Rücken des Pferdes. Ganz von allein begann das Pferd zu traben. Und es galoppierte geschwind mit dem heißen Wind über die von vielen kleinen Kreidetupfern gesprenkelte, unendlich weite Ebene, als George sich an der rechten Seite des Halses vorbeugte, dem einzigartigen Fuchshengst ins Ohr flüsterte:

“Rah Ben Ellah.“

Wo sich am Südkap von Oruzanien die Wellen zweier Meere brachen, ragten Wolkenkratzer aus Glas, Stahl und Beton gen Himmel empor. Razablanca war die Stadt des Howard Wealth. Einst hatten seine Vorfahren diese Stadt als neokolonistischen Brückenkopf auf der schwarzen Erde der Mazulai errichtet. Jetzt gehörte Razablanca dem gewichtigen Goldminenbesitzer und Multimilliardär Howard Wealth. Er duldet keine Schwarzen in seiner Stadt. Von Howard Wealth aus der Stadt des Weißen Mannes vertrieben, lebten die Schwarzen unter erbärmlichen Verhältnissen in den Elendsvierteln am Rande von Razablanca.

Jeden Morgen wurden die Schwarzen in den gepanzerten Fahrzeugen der weißen Söldner zu den Goldminen gebracht. Dort schufteten die Schwarzen wie Tiere unter Tage. Der Lohn für die Sklavenarbeit war zum Leben zu wenig und verlängerte nur das Sterben jener Schwarzen, die bis zum Abend eines jeden Tages den höllischen Strapazen mit letzter Kraft zu widerstehen vermochten. Was war das Menschenleben eines schwarzen Arbeiters schon wert in den Goldminen des Howard Wealth? Es zählte nichts, und mehr und mehr Schwarze starben von Tag zu Tag unter den Peitschenhieben von Jago Kyphan und seinen Aufsehern. Die Überlebenden wurden abends in die Slums zurückgekartt. Jeder von ihnen wusste, dass der nächste Tag auch für den Stärksten der letzte sein konnte.

So wurden der armen Schwarzen immer weniger und die Weißen immer reicher, weil Howard Wealth, der Reichste, es verstand, die Wohlhabenden seines Imperiums stets aufs neue zu motivieren, um Schwarze vom Stamm der Mazulai mit lockenden Versprechungen nach Razablanca überzusiedeln. Das Dasein im Busch sei viel zu hart, und es warte ein bequemes Leben mit viel Geld und Wohlstand auf sie in Razablanca. Mit jedem Schwarzen, der so von den hinterlistigen Schergen im Auftrag der Wohlhabenden geködert wurde, vermehrte sich der Reichtum des Howard Wealth und des ihm untertänigen, korrupten Geldadels.

Howard Wealth stand am Fenster in der obersten Etage des Imperial Buildings. Während er voller Ungeduld auf die Rückkehr seines Spezialagenten Wes Hunter wartete, erschien am Horizont ein Helikopter, der sich wie eine Libelle am Himmel von Ferne näherte.

„Wo bleibt der Kerl?“ fluchte Howard Wealth und warf einen Blick auf die protzige Brillantuhr am Handgelenk des rechten Armes, der mit einem kleinen Wink über Leben und Tod in Burezanien entschied.

Auf dem oxsenblutroten Marmorboden des sonnendurchfluteten Büros lagen kostbare Teppiche, und an den weißen Wänden hingen Jagdtrophäen und Bilder von unschätzbarem Wert.

Howard Wealth ging unruhig auf und ab in dem luxuriösen Büro. Nach einer Weile setzte er sich in den klotzigen, weichen Büffelledersessel hinter den noblen Schreibtisch aus gediegenem, dunklem Zedernholz. Dann drückte er einen Knopf der Videosprechanlage. Wenig später betrat eine attraktive Blondine mit wiegenden Hüften den Raum. Sie war Mitte Dreißig, hatte ein bildhübsches Gesicht und trug eine tief dekolletierte, geblümete Seidenbluse. Der weiße Faltenminirock wippte über ihrem knackigen Po, und an den Füßen trug sie knallrote Pumps.

„Miss Warden, haben Sie etwas von Wes Hunter gehört?“ fragte Howard Wealth mit strengem Blick.

„Leider nein, Sir“, antwortete Miss Warden mit einem bezaubernden Lächeln und setzte das Tablett mit Kaffee, Brandy und erlesenen Zigarren der Marke Ivadoff auf den Schreibtisch ab. „Sahne oder Zucker, Sir?“ fragte Miss Warden mit unschuldigem Augenaufschlag. Dabei beugte sie sich sehr weit über den Schreibtisch und ließ einen tiefen Blick in den V-förmigen Rüschenausschnitt ihrer Bluse zu.

„Beides“, knurrte Howard Wealth, und er meinte damit nicht nur die Zutaten zum Kaffee. Er griff ihr unter den weißen Minirock, streichelte ihren Po, und sie schien es zu mögen.

„Weiß einer meiner nichtsnutzigen Herren Söhne etwas von diesem Höllenhund, Hunter?“ fragte er die errötende Sekretärin.

„Nicht, das ich wüsste“, flüsterte Miss Warden mit spitzem Kussmündchen.

„Sie können jetzt gehen, Miss Warden“, sagte Howard Wealth eher gelangweilt. Er gähnte, und sie verstand. Miss Warden strich sich den Minirock glatt und verließ mit aufreizendem Gang das Zimmer.

Howard Wealth lehnte sich in den Sessel zurück und trank einen Brandy. Etwas von dem Brandy tropfte vom fuchsiggrauen Vollbart auf das Revers des dunkelblauen Flanellanzuges. Die stechenden, stahlblauen Augen fixierten die Tropfen. Die Tropfen funkelten wie Gold. Der stiernackige Rumpf streckte sich, und der massive Schädel neigte sich über die breite, linke Schulter. Dann presste er die grobe Faust seiner rechten Hand auf die Tropfen am Revers und wischte sie wie eine lästige Fliege hinweg. Howard Wealth schloss die Augen und dachte: „Gold, was ist schon Gold? Vom Gold habe ich genug. Das ORU ist wirklich das einzige, was mich noch interessiert. Hätte ich nur das Zeugs, dann würde ich es allen Kaffern so richtig zeigen!“

In diesem Augenblick klopfte jemand an der mit Blattgold beschichteten Bürotür.

„Herein, wenn's kein Kaffer ist“, rief Howard Wealth mürrischer noch als ein Aufseher in den Goldminen.

Es war Wes Hunter, der wenig später den Raum betrat.

„Hunter, Mensch wo bleiben Sie nur? Haben Sie das ORU gefunden?“ herrschte ihn Howard Wealth an.

Hunter zuckte unmerklich zusammen. Er nahm stramme Haltung an. Dann sagte er eher kleinlaut: „Jein, aber ich habe gute Nachrichten für Sie, Mr. Wealth.“

„Na, hoffentlich. Es wird auch langsam höchste Zeit. Sie kosten mich ein Vermögen. Also, berichten Sie schon. Heraus damit, was gibt 's neues in Sachen ORU.“

„Darf ich bequem stehen?“ fragte Hunter und trat mit kaum merklicher Verlegenheit von einem Fuß auf den anderen. Die Malaria machte ihm mehr zu schaffen, als ihm im Augenblick lieb war.

„Ach stehen Sie doch, wie Sie wollen. Nun kommen Sie schon her, Sie Eintänzer! Setzen Sie sich! Aber dann fangen Sie zum Teufel noch mal an!“ sagte Howard Wealth mit rüder Stimme.

Wes nahm vor dem Schreibtisch auf einem mahagonifarbenen Stuhl Platz. Er hatte das Gefühl, auf einem Feuerstuhl zu sitzen. Mr. Wealth schob ihm einen Brandy hin und sagte: „Hier ist etwas gegen Ihr gottverdammtes Zittern. Trinken Sie einen Schluck und erzählen Sie, Mann.“

Wes trank einen guten Schluck Brandy und sagte: „Nach der Intensität der Erdstrahlen ringsum Kismoctoo zu urteilen, liegt das ORU unter dem Sandmeer in den Katakomben dieser Stadt. In Kismoctoo gibt es einen schwarzen Kubus, der über dem Eingang zum ORU liegt. Aber das Ding ist von solch gigantischer Größe und hat so ein immenses Gewicht, dass es sich nicht von der Stelle bewegen lässt. Auch unsere Riesenbulldozer müssten vor diesem Giganten aus Stein kapitulieren.“

„Sprengen, ganz einfach sprengen“, unterbrach ihn Howard Wealth mit hochrotem Gesicht.

„Beim Teufel, nur das nicht! Dann fliegt das Ding mitsamt dem ORU in die Luft! Und wenn das geschieht, gibt's Oruzanien nicht mehr, und wir fahren zur Hölle“, sagte Wes mit blankem Entsetzen in den Augen.

„Glauben Sie an die Hölle? Ach was, wenn das Zeugs so gefährlich ist, dann wäre es genau richtig, um die unliebsame Konkurrenz ein für alle Male auszuschalten“, ereiferte sich Howard Wealth.

„Aber Mr. Wealth, das ORU ist hochexplosiver noch als Nitroglyzerin und von einer solch heimtückischen Gefährlichkeit, dass allein die Erdstrahlen auch Sie umbringen könnten, falls Sie sich zu lange in Kismoctoo aufhalten würden.“

„Unsinn, mich bringt so schnell nichts um“, sagte Howard Wealth, „und ich werde der erste sein, der das ORU besitzen wird. Also machen Sie einen adäquaten Vorschlag, Hunter.“

„Dass Sie der erste sein werden, ist ganz sicher. Denn ich habe mit den Berberags einen Pakt geschlossen. Und die werden jeden umbringen, der nach dem ORU sucht, da sie meinen, dass das ORU von Ellah gesandt wurde, um Menschen nach Gut oder Böse zu richten. Ich habe sie in ihrem Glauben an die weise Vorsehung ihres Gottes bestärkt. Es hat uns keinen Cent gekostet. Und Sie können sicher sein, Mr. Wealth, dass die Berberags nicht den geringsten Frevel an Ellah dulden.“

„Hm, nicht schlecht, Hunter. Aber was ist mit dieser Rebellenbrut, diesem Ceasar Morus, dem Sohn des Häuptlings der Mazulai? Der ist zu allem fähig. Wenn der zuerst das ORU findet, wird es allen Weißen in Südoruzanien an den Kragen gehen.“

„Dazu wird es nicht kommen, denn die Berberags werden ihm auflauern und ihn umbringen. Ceasar Morus ist mit einer Handelskarawane unterwegs durch die Wüste Gobarah. Spätestens in der Oase Morgima werden die Berberags zuschlagen. Ceasar Morus ist bereits ein toter Mann, ohne es zu wissen.“

„Gut gemacht, Hunter! Jetzt müssen wir nur noch einen Weg finden, um an das ORU zu kommen“, sagte Howard Wealth gutgelaunt und steckte sich eine Zigarre an. Während Mr. Wealth den Rauch in blauen Kringeln zur hohen, weißen Stuckdecke blies, sagte Wes Hunter: „Nur Geduld, ich habe meine Spitzel unter den Berberags. Es sind zuverlässige Leute. Ich erwarte jeden Tag die chiffrierte Zustellung der guten Nachricht.“

„Na, hoffen wir das Beste. Jedenfalls will ich sofort wissen, was Sache ist, wenn's um das ORU geht“, sagte Howard Wealth und fügte hinzu: „Wenngleich Sie immer im Dienst sind, spannen Sie mal aus, Hunter. Sie sehen blass aus. Machen Sie ein paar Tage Urlaub. Aber verjuxen Sie nicht mit Ihren seltsamen Freunden im Country Club das hübsche Sümmchen Ihrer Spesen.“

„Nein, bestimmt nicht. Verbindlichen Dank, Sir“, erwiderte Hunter mit eiskalten, grauen Augen und einem kaum merklichen Zucken um den schmallippigen Mund.

Dann stand Wes Hunter vom Stuhl auf. Bevor er die Tür des Büros hinter sich schloss, sagte er: „Sobald mir etwas Neues in Sachen ORU zu Ohren kommt, werde ich mich sofort bei Ihnen melden, Sir.“

„Das will ich hoffen. Aber lassen Sie mich niemals wieder solange warten, wie das letzte Mal. Sonst können Sie gewiss sein, dass Sie Agent in meinen Diensten gewesen sind“, rief Howard Wealth hinterher, als die schwere Tür des Büros sanft ins Schloss fiel.

Während Wes Hunter im offenen Jeep zum Country Club fuhr, um mit den blonden Jungs der Söldnertruppe einen an der Bar zu heben, trieb es Howard Wealth mit seiner Sekretärin im Büro. Er legte Miss Warden über den Schreibtisch und nahm sie mit der geballten Kraft eines Stieres.

Bald schon verdrehten sich die seegrünen Augen von Miss Warden und schielten ein wenig im Taumel der Wollust, als sich der heiße Samen von Howard Wealth in ihren zuckenden Schoß ergoss.

Danach ließ sich Mr. Wealth von seinem Chauffeur im stahlblauen, kugelsicheren Rolls Royce nach Hause fahren, um seelenruhig in der prächtigen, weißen Villa auf dem Hügel vor der Stadt mit seiner Frau Sonja und dem Clan der Großfamilie zu Abend zu essen.

Wie eine große schwarze Wolke, brüteten Myriaden von Heuschrecken mit sirrendem Zirpen am Rande der rostroten Ebene. Der Rastplatz der Heuschrecken war kahler noch abgefressen, als die Gebeine eines Skeletts. Kein einziges Fleckchen Grün war zu sehen. Die von der Sonne ausgedörrte Rotstauberde wurde immer sandiger, als George sich auf dem Rücken des Fuchshengstes dem jenseitigen Ende der Ebene näherte.

„Ruhig Rah, ganz still“, sagte George leise und legte seine Hand zwischen die Ohren des Tieres. Das Pferd blieb stehen. Ross und Reiter waren ein Standbild. Eine unheimliche Spannung lag in der Luft. „Es ist, wie vor Ausbruch eines Gewitters“, dachte George, als er die dunklen Scharen der Heuschreckenschwärme erblickte. Die schwarze Wolke am Boden brodelte mit dumpfem Gessumm und war in ständiger Bewegung.

„Wenn die Heuschreckenschwärme ausschwirren, sind Rah und ich verloren. Die Biester werden über uns herfallen und im Nu bis auf die Knochen abnagen“, dachte George. Er suchte verzweifelt nach einem Ausweg, wie er den Heuschrecken entkommen könne. Den Weg zurück ins Alta Gebirge konnte er dem Pferd und sich, aufgrund der großen Entfernung, nicht mehr zumuten. Es würde über ihre Kräfte gehen. Vor ihm lag die Wüste, aber auch Kismoctoo, die Stadt seiner Träume, die er hoffte, in drei Tagen zu erreichen.

Und dazwischen lag die wogende Bodenwolke der Heuschreckenschwärme. Es gab nur zwei Möglichkeiten mit heiler Haut davonzukommen: Feuer machen oder in aller Stille versuchen, sich auf leisen Sohlen davonzuschleichen.

„Nur keinen Laut, keinen Mucks, keine falsche Bewegung“, dachte George und überlegte, ob er nicht die Heuschreckenschwärme umreiten solle, da es nirgendwo Brennholz gab, um einen Steppenbrand entfachen zu können.

„Nein, sie werden schneller sein, also müssen wir mitten hindurch“, verwarf George den Gedanken des Umreitens.

Er glitt vom Rücken des Pferdes. Dabei rutschte ihm der Kompass aus der offenen Brusttasche, ohne das George es bemerkte. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, den Turban mit der Machete in vier gleichlange Teile zu zerschneiden. Als die Streifen vor ihm lagen, umwickelte er damit die Hufe des Pferdes. Dann holte er das Sturmfeuerzeug aus dem Gepäck hervor, nahm den Poncho vom Rücken des Pferdes und stieg wieder auf.

George schmalzte mit der Zunge und gab dem Pferd mit sanftem Schenkeldruck zu verstehen, dass es im Schritt ganz langsam vorwärts gehen solle. Das Pferd gehorchte und scheute nicht, als es auf die grässlichen Viecher zuging.

Das unheimliche Summen am Boden wurde zu einem angriffslustigen Gebrumm. Doch merkwürdig, Schritt für Schritt wichen die Heuschrecken den Hufritten des Pferdes aus. Es bildete sich eine kleine Gasse, die sich hinter ihnen wieder schloss.

Jeden Augenblick würden die Biester angreifen. George spürte die tödliche Gefahr genauso wie das Pferd. Es begann zu traben, wurde schneller und plötzlich war die Luft schwarz von Heuschrecken. Im selben Augenblick entflamte George den Poncho mit dem Sturmfeuerzeug. Während er den brennenden Poncho über dem Kopf in der linken Hand kreisen ließ, rief er: „Rah Ben Ellah!“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da galoppierte der prachtvolle Hengst dahin, als ob er Flügel habe. Der flammende Poncho hielt die Heuschrecken solange von Ross und Reiter ab, bis sie hinter den ersten Sanddünen der Wüste Gobarah verschwanden. Als die Gefahr vorbei war, warf George den brennenden Poncho mit einem letzten Schwung weit von sich in den Sand. Und wie von Geisterhand gezügelt, hörte der Hengst auf zu galoppieren und stand wenig später still. Mit schnaubendem Maul warf der Fuchshengst den Kopf voller Stolz in den Nacken, und sein Wiehern war wie ein einziger Schrei des Triumphes.

George tätschelte den Hals des herrlichen Tieres und lobte es für das bravouröse Verhalten. Dann stieg er ab und gab dem durstigen Tier mit der hohlen Hand vom Wasser der Feldflasche zu trinken. Rah trank nur wenig, war sehr genügsam. Das Pferd wurde George zum Vorbild. Er gönnte sich nur einen kleinen Schluck Wasser. Während George die Flasche verschloss, dachte er: „Beim Allmächtigen, Rah und ich sind noch mal davongekommen.“

George hatte Brandblasen an den Händen. Er nahm etwas von der Heilsalbe und dachte: „Jedenfalls hat Rah, mein guter Kamerad, nichts abbekommen.“ Die Salbe kühlte die brennenden Schmerzen, und schon nach kurzer Zeit verschwanden die Brandblasen.

„Schade um den Poncho“, dachte George, während er die Wickel von den Hufen des Pferdes nahm. Er verknotete die Streifen miteinander und wand sich den halbwegs brauchbaren Turban um den Kopf. Der Turban würde ihn vor der Gluthitze der Sonne am Tage schützen. Des Nachts würde er sich in den Dünen an den warmen Leib des Pferdes kuscheln. So könnte er in den bitterkalten Nächten der Wüste Gobarah überleben, bis er nach Kismoctoo käme. In drei Tagen könnte er in Kismoctoo sein. Aber als George feststellte, dass er den Kompass verloren hatte, wurde ihm klar, dass es noch ein langer Weg werden würde, den er nur mit Hilfe des Allmächtigen bewältigen könne.

Das gleißende Weiß der Sandberge zeigte sich ohne Maske, war von solch schattenloser, blendender Brillanz, dass die Augen tränten. Die Tränen trocknete der heiße Wüstenwind.

Von der Sonne beflammt, wehte der Gluthauch über ein unendlich weites Meer glühenden Sandes. Dahin gestreut lagen am Wege die gebleichten Schädel und Gebeine von Menschen und Tieren, die einst hier vorbeikamen und ihr Leben auf diesem weiten Feld des Todes ausgehaucht hatten.

Nichts konnte das Auge erfreuen. Die Haut platzte unter dem Feuer lohenden Stern der Sonne hoch im Zenit des Himmels. Hitze und Staub überwältigten George mit einer großen Müdigkeit. Er wurde schläfrig und nickte von Zeit zu Zeit auf dem Rücken des Pferdes ein. Jedes Mal, wenn er für einen Augenblick vor sich hindöste, überkam ihn ein sonderbares Gefühl von Heiterkeit. Es entrückte ihn in eine Welt der Frische. Er sah herrliche Berge und Seen vor seinem geistigen Auge. In diesem wundersamen Zustand von heiterer Benommenheit, kam es vor, dass George manchmal ohne Grund auflachte. Die Heiterkeit machte ihn blind gegen die Gefahren der Wüste.

Plötzlich rasselte eine Viper im Sand und richtete sich mit geschwellenem Hals vor dem Pferd auf. Mit einemmal war George hellwach. Er zog die Machete. Doch der prächtige Fuchshengst war schneller und zertrat den Kopf der Kobramamba.

George ritt bis zum Abend durch die Wüste. Am Fuße einer Düne schmiegte er sich an den warmen Leib seines Pferdes. Er war so erschöpft, dass er sogleich einschlief. In dieser Nacht hatte er einen Alptraum, der ihn fortan jede Nacht plagte:

Er sah verschleierte Männer in dunklen Gewändern, die im Morgengrauen eine Karawane überfielen. Hoch zu Ross und mit blitzenden Säbeln töteten sie die unschuldig Schlafenden. Jedes Mal wachte George in Schweiß gebadet auf, wenn der neue Tag heraufzog.

Am Morgen des dritten Tages wehte von den Kämmen der Dünen ein ungeheuer feiner Sandstaub herab in den Glutofen der Wüste Gobarah. George spürte den heißen Sandstaub im Gesicht. Er ritt auf den weiten Sandfeldern zwischen den Dünen dahin und näherte sich den Tälern der Träume. In der Luft flirrte ein silberhelles Singen. Kaum merklich vibrierte die Luft, und das heimliche Singen wurde mehr und mehr zu einem klingelnden Geläut. Das Klingeln erinnerte George an das der Eiswürfel im Glas in seiner Hand, als er nach langer Raumfahrt den ersten Whiskey an der Bar am Pool von Djschai trank. Das klingelnde Geläut nahm an Intensität zu, und plötzlich klirrte die Luft.

Da sah George in der flimmernden Ferne den Finger Ellahs. Im Nu verfinsterte sich der Horizont, und der Finger wurde zu einer übergroßen, dunklen Faust. Die alles zermalmende Faust war eine gigantische Säule aus Sand, eine Sandhose, die mit unermesslicher Geschwindigkeit auf ihn zuraste. Und dann heulte und tobte der Wind ringsumher wie die

jaulenden, geflügelten Geisterheerscharen der Dschinn. Der Sandsturm entfesselte die dämonischen Kräfte der finsternen Mächte. George spürte die gekrümmten Krallenspitzen der Dschinn, die überall wie glühendheiße Nadelstiche in seine Haut eindrangten. Die Sicht wurde schlechter und erste Sandböen durchrüttelten George, zwangen ihn mit übermächtiger Gewalt vom Pferd abzusteigen. Das Pferd ging in die Knie. George verschanzte sich hinter dem Rücken des braven Pferdes. Er riss den Turban vom Kopf und band ihn sich um Mund und Nase. Der Sand drang durch die Kleidung und schmirgelte die Haut bis in die feinsten Poren.

George kniff die Augen zusammen. Inmitten des Sandsturms zog eine gespenstische Karawane vorbei. Wie dunkle Flöze zogen die Kamele im Sandsturm am Horizont dahin. Die Kamele kamen und gingen, und wie eh und je durchquerten diese Wüstenschiffe mit Gleichmut das unheimliche Sandmeer der Gobarah. Plötzlich war der Höllenspuk vorüber, und die Wüste erstreckte sich vor Georges Augen wie eine große Seenplatte, auf dessen unendlich weiter Wasseroberfläche etwas vom Salz des Meeres zu glitzern schien. George konnte es nicht fassen. Goldene Minarette ragten jenseits der Seenplatte in den blauen Himmel empor. Die schlanken, hohen Türmchen, die Kuppelspitzen der Minarette spiegelten sich im kristallklaren Wasser. An den Ufern der Seenplatte wuchsen Dattelpalmen. Die Baumkronen der Dattelpalmen bewegten sich sanft wie wedelnde Fächer im Wind. George glaubte das Gebrüll von Kamelen zu hören. Er war so fasziniert, dass er außer sich vor Freude rief: „Ja, ich bin auf dem richtigen Weg! Es ist Kismoctoo, das Juwel der Wüste!“

Während der Fuchshengst aufstand und den Sand vom rötlichen Fell abschüttelte, wand sich George den Turban um die Stirn. Dann stieg er auf und trabte den klaren Wassern der Seenplatte vor den Toren Kismoctoos entgegen. Es würde nicht lange dauern, dann wäre er in Kismoctoo, an jenem Ort, wo sich das ORU befände.

Aber je näher er den Glimmergewässern der Seenplatte zu kommen glaubte, umso weiter entrückten sie in die Ferne. Die Wasser flossen am Horizont davon und stiegen, umgeben von flimmerndem Geglitzer und Dunstschleiern, zum Himmel empor, verschwanden mehr und mehr und mit ihnen die goldenen Türmchen der Minarette, die herrlichen Dattelpalmenhaine.

„Brr, Rah!“, rief George. Das Pferd hielt inne und stand bis zu den Fesseln in einem Meer aus gleißendem Sand. George schüttelte ungläubig den Kopf. Er sah nicht mal eine Pfütze, kein einziges kleines Wasserloch. Es gab überhaupt kein Wasser, kein Kismoctoo, sondern nur Sand, Sand und nichts als Sand.

Da dämmerte es George, dass er ohne Kompass die Orientierung verloren hatte, vom Weg abgekommen war und sich womöglich irgendwo mitten in der Wüste Gobarah befand. Wenn

dem so wäre, war er verloren: Sonne, Mond und Sterne waren also schlechte Wegweiser gewesen. Die eiserne Ration war bis auf einen einzigen Fleischoblaten aufgebraucht, und in der Feldflasche waren nur noch ein paar Tropfen Wasser.

George war der Verzweiflung nahe, als er mit flehendem Blick gen Himmel ausrief: „Welch ungeheure Mengen herrlich frischen Wassers waren eben noch hier an dieser Stelle. Oh, Ellah, Du machst Unsichtbares sichtbar und Sichtbares unsichtbar! Und wenn Deine Lüfte sich spiegeln, werden sie zur Fata Morgana. Aber wenn der Traum vom Leben schwindet, stirbt dann auch der Mensch?“

Die Augen von George flehten zum Himmel. Doch das Blaue Nichts schwieg. Beim Namen von Ellah ging das Pferd weiter und trug seinen Reiter über das weite Sandmeer.

Am Tage trug ihn das Pferd bis zur Erschöpfung, und in den sternklaren, bitterkalten Nächten wärmte sein Leib den Körper von George. Er wusste nicht mehr, wie viele Tage und Nächte sie schon unterwegs waren.

George teilte den letzten Fleischoblaten mit Rah. Dann wollte er mit der Machete allem Leid ein Ende machen. Das sengende Durstgefühl war unerträglich geworden. Der ausgemergelte Körper wurde von Fieberschauern gebeutelt. Er sprach manchmal im Wahn, ohne es zu wissen. Und der einst so prächtige Fuchshengst war zu einer klapperigen Mähre geworden. Die Mähre lahmt und konnte jeden Augenblick zusammenbrechen, um so wie er, niemals wieder aufzustehen.

Aber er hätte dies Pferd niemals töten können. Und Rah, sein Gefährte, richtete ihn immer wieder auf, wenn er im Sand lag und sich weigerte jemals wieder aufzustehen. Dann stupste ihn das Pferd mit den weichen Nüstern des Maules in den Rücken und pendelte mit dem Kopf hin und her, als wolle es sagen: „Nein, nein George. Sieh mich an. Steh auf und gehe wacker weiter!“

Und jedes Mal, wenn George in die klugen, braunen Augen des Pferdes schaute, steckte er die Machete zurück in die Schärpe, raffte sich von neuem auf und ging mit dem Pferd weiter. Wohin, das wusste nur das Pferd. Und dies unvergleichliche Pferd brachte beide zum Ort der Vorsehung.

An jenem Morgen näherten sie sich im Dämmerblau hohen, hellgoldenen Dünen mit weich geschwungenen Kämmen feinsten Sandes. Es waren die höchsten Dünen mitten in der Wüste Gobarah, die George mit majestätischer Traumhaftigkeit an der Bar am Pool von Djschai vor seinem geistigen Auge gesehen hatte.

Jetzt waren sie weißgoldene Wirklichkeit.

George stolperte dem Pferd voraus und dachte: „Diese Dünen werden unser beider Grab sein.“ Doch als er am Fuße der Dünen stand, wieherte das Pferd, warf den Kopf in den Nacken und schnaubte, dass der flockige Schaum nur so vom Maul stieb.

George schnalzte mit der Zunge. Doch das Pferd blieb stehen und scharrte mit dem rechten Vorderhuf ein Loch in den Sand. Und da perlte aus dem Sand Wasser hervor, und es bildete sich binnen kurzem eine kleine Pfütze.

„Ist das möglich, Wasser an dieser Stelle, hier irgendwo in diesem unendlichen Sandmeer? Oh, Rah Ben Ellah, du bist das beste, größte, treueste, klügste Pferd, das je auf Oruzanien geboren wurde!“ rief George außer sich vor Freude und von grenzenlosem Erstaunen überwältigt.

Dann tranken beide, Mann und Pferd, gemeinsam vom selben himmlischen Wasser, und die Pfütze versiegte erst, als sie ihren unbändigen Durst gelöscht hatten.

Danach fühlte sich Rah wieder kräftig genug, um seinen Reiter tragen zu können. Doch erst als George feststellte, dass das Pferd nicht mehr lahmete, stieg er auf. Wenngleich die Rippen durch das samtene, rötliche Fell schimmerten, wagte es George sich auf den Rücken des Pferdes zu setzen.

Wenig später ritt er den sanft geschwungenen, himmelwärts führenden Pfad zu den hohen, weißen Kämmen der Sanddünen hinauf. Während des Aufstiegs war die Luft voll von süßem Odeur. Düfte von Schokolade und Jasmin versüßten die Luft, und George hörte das Gebrüll von Kamelen, wenn sie Wasser wittern. Dann drang die Stimme eines Menschen an sein Ohr. Die sich vor Gläubigkeit überschlagende Männerstimme kam von jenseits der Dünen. Die Stimme des Mannes rief: „Ellah Ukbar!“

Es war die Stunde des Gebets, als ein Mann auf dem Rücken einer scharlachroten Mähre die höchste Kuppe der Sanddünen erklomm. Der feine, weiße Sand des Kammes umwehte die Hufe des Pferdes, und George blickte hinab auf den von herrlichen Dattelpalmen umgeben großen Glimmersee der Oase Morgima.

Der rötliche Schein der Morgensonne flimmerte auf dem glitzernden Wasser des Sees. Auf der sich kräuselnden Wasseroberfläche schwammen lilafarbene Blüten. Die Fächerfederwedel der Dattelpalmen wiegten sich im Wind. Zarazenische Vollblutpferde und kräftige Kamele grasten in den exotischen Gärten der Oase. Die Kamele waren mit Gold, Gewürzen, Salzblöcken und Elfenbeinstoßzähnen beladen. Wie rosige Perlenreihen saßen Schwärme von kleinen, hübschen Vögelchen im Grün der Dattelpalmen. Die Vögelchen trillerten,

zwitcherten und tirilierten aus voller Kehle. Sie sangen zu Ehren von Morgima, der Königin der Oasen.

George wurde klar, dass nicht Kismoctoo der Ort der Vorsehung gewesen war, sondern die Oase Morgima mitten im Herzen der Wüste Gobarah. Wie ein Juwel funkelte die Oase, und von überall her lächelte das Leben von Morgima George zu und grüßte auf dem himmelhohen Dünenkamm den Mann auf der Mähre.

Männer mit einer Hautfarbe, so dunkel wie Ebenholz, trugen indigoblaue Burnusse aus feinsten Seide. Schöne Mohren und Negerinnen von schlankem Wuchs waren in weite Kaftans von fließendweißem Linnen gekleidet. Mit natürlichem Charme und anmutigen Bewegungen balancierten die hochgewachsenen, schwarzen Schönheiten Tonkrüge auf den Köpfen.

Als George sich der Oase näherte, sah er, dass die hübschen Negerinnen wunderschöne dunkle Augen mit samtigem Glanz hatten. Die Augen verzauberten George und weiteten seine Seele. Die mädchenhaften Frauen gingen an George vorüber, als wären sie in Trance. Sie würdigten ihn keines Blickes, wiegten sich in den Hüften, und ihr anmutiger Gang hatte das gewisse Etwas von einem heimlichen Bauchtanz.

Am Ufer des Glitzersees tränkte George das Pferd. Dann ließ er den Hengst in aller Ruhe grasen. Er setzte sich unter einen Feigenbaum. Dort saß er im Schatten des Baumes und pflückte von den herabhängenden Zweigen eine goldgrüne Frucht. Die Feige schmeckte zuckersüß. Er schloss die Augen, und für einen Moment durchwehte ihn ein Gefühl von höchster Glückseligkeit. Und als George die Augen öffnete, war er von entzückenden Damen umgeben. Von der kakaofarbenen Haut der Damen verströmte sich süßes Odeur, das nach Schokolade duftete.

Die reizenden Damen kannten keine Scheu. Der natürliche Charme schien ihnen angeboren zu sein. Sie hatten wunderbare Knotengebilde, krauslockige, filigrane Haarflechten auf den hübschen Köpfchen. In kleinen Tonschalen boten sie ihm Couscous von Kürbissen dar. Wenngleich sie dies mit ergebener Geste taten, waren sie sehr wohl gebildet in den Künsten der Koketterie. Die dunkelhäutigen Mädchen girrten entzückt, als George mit den Fingern aß und sich den Couscous schmecken ließ.

Während er aß, blickten ihn unentwegt zwei große, kaffeebraune Augen an. Das rassige Mädchen war eine besonders hübsche Negerin, die ihn an seine Frau Grace erinnerte. Sie lächelte. Dann sagte sie mit warmer, dunkelrauchkehliger Stimme in reinstem Burezanisch: „Weißer Fremdling, du gefällst Prinzessin Carisma sehr. Wie ist dein Name, oh mein Gebieter?“

Carisma kniete vor ihm nieder und schloss keusch die Augenlider. Sie hatte wunderschöne lange, seidige Wimpern.

George war überrascht von dem freimütigen Geständnis des Mädchens. Er war einigermaßen verwirrt, als er sagte: „Ich heiße George..., George Knight. Auch du gefällst mir sehr, so sehr, weil du mich an meine Frau Grace erinnerst.“

Carisma lächelte allwissend. Dann wiederholte sie ganz lieb seinen Namen und George war es, als spräche seine Frau zu ihm: „George, hörst du mich? Ich werde heute Nacht bei dir sein und dein Lager mit dir teilen. Zur Stunde, wenn die ersten Sterne über der Wüste funkeln, werde ich im Schatten der Nacht zu dir kommen. Bleibe wach und halte dich bereit, mein Liebster.“

Mit diesen Worten zogen sich Carisma und die anderen schwarzen Schönheiten in den Schatten der Dattelpalmen zurück, um dem noch größeren Schatten Platz zu machen.

„Vor mir muss ein Riese stehen“, dachte George und hob den Blick. In der Tat, wenngleich noch jung an Jahren, war dieser Mann von gewaltiger Größe. Mit gutmütiger Stimme fragte ihn der schwarze Riese: „Also, du bist George, der Mann meiner Schwester Grace. Komm lass dich von Ceasar, dem Sohn des Häuptlings Gladio Morus, umarmen.“

Da fiel es George wie Schuppen von den Augen. Dieser Hüne von einem Kerl war doch tatsächlich jener Ceasar, den er vor 21 Jahren als schwarzes Riesenbaby im Kral von Gladio Morus auf den Knien geschaukelt hatte.

„Ja, gibt’s das wirklich! Ist das möglich? Nicht zu fassen. Ja, du bist es, mein kleiner Ceasar!“ rief George voller Freude und stand im Nu auf den Beinen.

Der schwarze Gigant schüttelte sich vor Lachen. Dann breitete er die Arme aus. Es waren Schraubstöcke, und George hielt den Atem an, um nicht von den muskulösen, bärenstarken Armen erdrückt zu werden. Dann klopfen sie sich auf die Schultern, lachten Tränen und vollführten einen solch wilden Freudentanz, wie es nur unter den Mazulai üblich war. Im Nu wurden sie von anderen Mohren umringt. Bald schon hüpfen und stampften die heißblütigen Mohren im Kreis umher. Dabei klatschten alle mit temperamentvollem Rhythmus in die Hände.

Nach einer Weile rief Ceasar in zarazenischer Sprache: „Leute, macht Platz. Lasst uns Freudenfeuer entfachen, einen Hammel braten und ein Fest feiern.“ Schrilles Geheul, Säbelrasseln und Freudenschüsse ertönten und tumultartige Szenen spielten sich bei diesem Feuerwerk der Gefühle ab.

Dann löste sich der Kreis der tanzenden Männer auf, und bald schon brannten überall kleine Lagerfeuer unter den Dattelpalmen am Seeufer der Oase Morgima.

Während der Hammel über dem offenen Feuer von Ceasar am Spieß gebraten wurde, erzählte George dem Sohn des Gladio Morus, was er seit der Landung auf Oruzanien erlebt hatte. Ceasar lauschte gespannt den wundersamen Abenteuern des George Knight, und ihm wurde klar, warum George dem Kral der Mazulai solange fern geblieben war.

Obschon Ceasar ein guter Zuhörer war, unterbrach er zweimal den Redefluss von George. Einmal, als George auf das wunderbare Pferd Rah zu sprechen kam, und zum anderen, als er vom ORU sprach. Ceasar gab zu Bedenken, dass das Pferd aus der Zucht der Berberags stammen könne, und das würde Ärger bedeuten. Was die Suche nach dem ORU anbelangte, so könne sich George der Handelskarawane anschließen. Es wäre besser für ihn, so wie er, Ceasar, im Geleitschutz der Karawane zu reisen, um vor den Überfällen der räuberischen Berberags einigermaßen sicher zu sein.

George dankte Ceasar und nahm den wohlgemeinten Rat an. Dann fragte er Ceasar, warum er nach dem ORU suche. Da blitzten die dunklen Augen von Ceasar, und er sagte: „Ich muss das ORU finden, um damit das Imperium des Howard Wealth zerstören zu können. Erst dann, vermag ich die alte Ordnung im Kral der Mazulai herzustellen, so dass er wieder zu einem Gral frei blühenden Lebens werden kann.“

George verstand nur wenig von dem, was Ceasar mit diesen Worten meinte. Aber soviel wurde ihm klar, dass sich im Kral der Mazulai einiges geändert haben musste.

Während des Festmahls erfuhr George von Ceasar, dass sein Vater, der alte Häuptling Gladio Morus, mit einigen Getreuen, Grace und den Kindern Xana und Yuly den Kral verlassen habe, und seither im Exil des Busches lebe. Seiner Frau Grace und den beiden Kindern gehe es gut. Sie liebten das freie Leben im Busch an der Seite ihres weisen Großvaters und der ihm treu ergebenen Mazulai.

Für George waren das gute Nachrichten, wusste er doch, dass Frau und Kinder in der Obhut des Schwiegervaters bestens aufgehoben sein würden und er am liebsten mit ihnen das freie Leben im Busch geteilt hätte.

George vermisste Frau und Kinder sehr, hatte er sie ja nach dem gemeinsamen, siebenjährigen Erstflug seit ungefähr 15 Jahren zarazenischer Zeitrechnung nicht mehr wiedergesehen. Trübsal beschlich sein Herz bei diesem Gedanken.

Aber während des Festmahls, das man ihm zu Ehren gab, schwanden die traurigen Gedanken. George scherzte und lachte mit den Mohren, als es daran ging den Hammel zu verspeisen.

Sie aßen mit fetttriefenden Fingern, tranken dunkelroten, harzigen Wein und hörten erst auf sich die abenteuerlichsten Geschichten zu erzählen, als die violettrote Abenddämmerung hereinbrach. Nachdem die Männer der Karawane die Kamele und Pferde mit Wasser versorgt hatten, wurden die gut getränkten Tiere mit kurzer Laufleine angepflockt oder mit leicht gekoppelten Vorderfußfesseln zum Grasens freigegeben. Dann schürten die Männer die Lagerfeuer und stellten Nachtwachen auf den Dünen ringsum die Oase Morgima auf.

Cesar Morus schlief mitten unter seinen Männern an dem Lagerfeuer, wo er den Hammel gebraten hatte. George rollte sich in eine Kamelhaardecke in der Nähe seines Pferdes Rah.

So lag er auf sandigem Boden, abseits und allein an einem kleinen Lagerfeuer unter freiem Himmel und blickte empor in die sternklare Wüstennacht. Als er das prächtige Firmament betrachtete, spürte er auf unergründliche Weise etwas von der allmächtigen Erhabenheit des Großen Schweigens. Er fühlte sich geborgen unter diesem einzigartigen Sternenzelt, und es erwachten in ihm schlummernde Gefühle, die ihn mit dem Schöpfer des Urlichtes eins werden ließen. Ein Strom von Liebe wallte in ihm auf, als Carisma im Schatten der Nacht kam, unter seine Decke schlüpfte, und ihn mit sanften Händen liebte. Leichter noch als das Flügelhuschen eines Schmetterlings berührten ihn die zarten Hände von Carisma überall am Körper, und George war bereit sie zu lieben, so wie er immer seine Frau Grace geliebt hatte.

Als sich ihre Lippen zu einem innigen Kuss fanden, wurde der böse Alptraum, von dem George unterwegs in den einsamen Wüstennächten geplagt worden war, durch die außerüberirdische Macht der Liebe verdrängt. In den Armen von Carisma war er sicher vor dem heimtückischen Angriff der verschleierten Männer. Und solange sie sich liebten, würde George frei von diesem Alptraum sein.

Carisma und George liebten sich unter dem funkelnden Sternenzelt die ganze Nacht mit solch glühender, hingebender Verzehrung, dass sie erst gegen Morgengrauen völlig ermattet in den Schlaf erfüllter Erschöpfung sanken.

Dann tauchten die verschleierten Männer auf, und der Alptraum des George Knight wurde wahr.

Während das glorreiche Licht der Sterne verschwand und der Tag graute, griffen die Berberags an. Zuerst schlichen verschleierte Männer in dunklen Gewändern an die Wachposten auf den Dünen heran und schnitten einem nach dem anderen von hinten die Kehle durch. Lautlos wie Schatten waren die Berberags über die Wachen hergefallen, und ehe noch die Posten einen Schrei ausstoßen konnten, waren sie blitzschnell niedergemetzelt worden.

George erwachte in Schweiß gebadet. Noch wusste er nicht, dass sein Alptraum Wirklichkeit geworden war. Carisma war verschwunden. Er war nur kurz eingenickt. Das Trauma war im Halbschlaf über ihn gekommen, als Carisma sich auf leisen Sohlen davon schlich. Sie hatte ihn nicht aufwecken wollen, und doch hatte George es irgendwie gespürt, wollte sie halten, aber sie war seinem Griff entglitten.

Die unheimliche Stille an diesem Morgen versprach nichts Gutes. Unheil lag in der gräulich roten Luft. Von innerer Unruhe getrieben, nahm George die Machete zur Hand. Rah war nicht an seiner Seite. Der Fuchshengst graste friedlich mit den anderen Pferden der Karawane unter den Dattelpalmen.

George ging herüber zu Ceasar Morus und rüttelte den schwarzen, schnarchenden Riesen wach. „Ceasar, Ceasar wach auf. Wecke deine Leute. Die Berberags kommen“, flüsterte George, dem Häuptlingssohn der Mazulai ins Ohr.

Ceasar fuhr aus dem Schlaf hoch. Er griff nach dem Säbel und war hellwach, als er sagte: „Wo sind die Räuber? Mit diesen Wegelagern werde ich schon fertig.“

Da erschienen auf den Kämmen der Dünen verschleierte Reiter in weiten, dunklen Gewändern. Wie Geisterscharen dem Sand entwachsen, tauchten mehr und mehr Reiter auf, bis die Karawane von allen Seiten umzingelt war.

„Zu den Waffen!“ schrie Ceasar Morus, sprang auf die Beine und schwang den blankgezogenen Säbel über dem Kopf. Der Alarmschrei des Ceasar Morus kam zu spät. Schrilles Kriegsgeschrei kam von den Dünen. Dann preschten die Berberags heran und überrumpelten die Mohren im Schlaf. Die Berberags trafen kaum auf Widerstand. Und jene schlaftrunkenen Mohren, die sich wehrten, starben unter den blitzenden Säbelhieben der Berberags.

Während die Sonne blutrot über der Wüste Gobarah aufging, stand ein schwarzer Herkules inmitten des Getümmels. Von Reitern umgeben holte Ceasar Morus einen Berberag nach dem anderen vom Pferd. Jeder Hieb saß. Den fürchterlichen Streichen von Ceasar Morus konnte

kein Berberag standhalten. Nur wer sein Pferd zügelte, es auf die Hinterhand hochriss und auf der Stelle kehrtmachte, konnte entkommen.

Mit der Machete in der Hand, hielt George und ein paar tapfere Krieger vom Stamme der Mazulai, Ceasar Morus, den Rücken frei. Jedes Mal, wenn der Kopf eines Berberag im Sand rollte, lachte Ceasar Morus schauerlich und rief mit grollender, markerschütternder Stimme: „Kommt nur her, ihr Strauchdiebe, ihr Hundesöhne! Niemals werdet ihr mich lebend bekommen! Den freien Sohn des Häuptlings, Gladio Morus, wird man nicht zum Sklaven machen können! Eher wird er aufrecht wie ein Mann sterben! Ah, da ist ja wieder einer von dem Mordgesindel!“

Und einmal mehr fiel ein Berberag zu Tode getroffen aus dem Sattel in den Sand. Ceasar war schier unüberwindbar, ein Turm in der Schlacht. Wer ihm zu nahe kam, war ein toter Mann. Im Nahkampf war Ceasar noch fürchterlicher, als beim glatten Gefecht mit dem Säbel. Von Waffengeklirr umgeben, spaltete er mit der bloßen Faust die Schädel der Feinde, und ihr Todesgeschrei war für ihn Musik in den Ohren.

Scheich Abu Bakar sah ein, dass seine Krieger den hünenhaften Recken so nicht besiegen konnten, zumal es schien, als würden die Kräfte des schwarzen Riesen niemals erlahmen.

Scheich Abu Bakar saß auf einem prächtigen Apfelfuchsschimmel. Vom höchsten Kamm der Dünen beobachtete er das Schlachtgetümmel in der Oase Morgima. Drei Lanzenreiter und ein hagerer Mann mit einem kleinen Trupp finsterer Männer waren an seiner Seite. In ihren schmuddelig, weißen Kaftans sahen die berittenen Männer wie Halsabschneider aus. Sie hatten Ruten oder Nilpferdpeitschen in den Händen. Der hagere Mann, der ihr Anführer zu sein schien, trug einen roten Fes auf dem Kopf. Die niedere Stirn, der unstete Blick und die spitzen Backenknochen über den Flügeln der Hakennase, verstärkten den Eindruck von Heimtücke und Verschlagenheit in dem bleichen Gesicht des hageren Mannes.

Jago Kyphan war ein geächteter Abtrünniger des judeaischen Samariterordens. Er musste aus der Stadt Urobea fliehen, weil er wider Jahowe, den Gott der Judeaner gelästert hatte. Seither war er auf der Flucht. Er war Aufseher in den Goldminen des Howard Wealth gewesen. Danach hatte er da und dort Jobs angenommen. Für kurze Zeit war es ihm gelungen, Barkeeper im Airport Hotel am Pool von Djschai zu werden. Dort hatte er den Scheich der Berberags und auch den Sultan von Anidem kennengelernt. Seit dieser Zeit stand er in Diensten des Sultans, war Sklavenjäger geworden und arbeitete nebenbei als Spitzel für den südoruzanischen Geheimdienst unter Leitung von Wes Hunter.

In den dunklen Augen von Scheich Abu Bakar glühte das heimliche Feuer der Ungeduld. Der Scheich war nicht verschleiert, hatte ein edles, bronzebraunes Gesicht mit grauweißem Knebelbart. Er trug die Kleidung der Berberags. Sein Pferd scharrte angriffslustig mit den Hufen, und der heiße Wüstenwind bauschte den indigoblauen Burnus des Scheichs auf, als Jago Kyphan voller Arglist sagte: „Bei Allah, so ist dem Sohn des Gladio Morus nicht beizukommen. Er war immer schon ein Rebellenlummel, der leider meiner Knute in den Goldminen von Südoruzanien entkam. Ich kenne Ceasar Morus, und weiß, dass ihn keiner mit dem Säbel besiegen kann. Aber eine Lanze, geworfen in den Rücken von einem deiner tapferen Leibwächter, o, Scheich, und dann wäre es auch um den großen Ceasar geschehen.“

Scheich Abu Bakar hatte nur ein verächtliches Lächeln für den heimtückischen Vorschlag des Jago Kyphan übrig. Er bewunderte den schwarzen Recken. Jedoch wollte er keinen Krieger seines Stammes mehr verlieren und den Kampf beenden. So gab er einem der Lanzenreiter einen Wink. Wenig später preschte der Lanzenreiter von den Dünen herab. Geschickt umritt er das Schlachtgetümmel, und es gelang ihm, von hinten an Ceasar Morus heranzukommen. Der Lanzenreiter zügelte sein Pferd, wog die Lanze in der Hand und wartete auf den günstigsten Augenblick. Im selben Moment, als George von einem Berberag zu Boden gerissen wurde, warf der verschleierte Reiter im schwarzen Burnus die Lanze.

Ceasar Morus hörte hinter sich ein kurzes Zischen, fühlte zwischen den Schulterblättern einen jähen Schmerz und sah die Spitze der Lanze aus seiner Brust hervorquellen. Er stand mit erhobenem Säbel da, taumelte, drehte sich und schlug zu. Er traf den Berberag, der auf der Brust von George kniete und den Dolch zum tödlichen Stoß zückte. Der Schädel des Berberags wurde zur blutigen Masse. Der Mann war auf der Stelle tot und spürte nicht mehr, als er seitwärts kippte und zu Boden sank. Ceasar wankte, und George sah die Lanzenspitze aus dem Brustkorb des heroischen Sohnes von Gladio Morus herausragen.

In den dunklen Augen von Ceasar lag der Schimmer eines weltentrückten Glanzes. Über das Gesicht des Hünen ging ein außerirdisch feines Lächeln, das jene bezaubernde Unschuld wieder erkennen ließ, die George bei ihm als Baby gesehen hatte.

Ceasar röchelte und lächelte immer noch, als er mit letzter Kraft sagte: „Ein freier Mann wird nie zum Sklaven!“ Dann stürzte der schwarze Riese zu Boden, und der herrliche Sohn des Gladio Morus war tot. Blutüberströmt kroch George zu Ceasar. George weinte. Doch die Tränen konnten den ungeheuren Schmerz in seinem Herzen kaum lindern, als er schluchzend über dem stattlichen, meuchlings gemordeten Körper des schwarzen Recken zusammenbrach. Mit dem Tod von Ceasar Morus war der Kampf für die Berberags gewonnen. Im Rausch des

Sieges bemächtigten sie sich der kostbaren Warenladung, den Kamelen, Pferden, Gold, Silber und Juwelen von den Männern und Frauen der Karawane. Die Berberags nahmen den Mohren alles und rissen selbst die wertlosen Glasperlenketten von den Körpern der schwarzen Mädchen. Bis auf einen kleinen Lendenschurz, wurden die Überlebenden der Karawane ihrer Kleidung beraubt.

George musste man vom Leichnam des Ceasar Morus hinwegzerren. Es war nicht leicht, denn mit beiden Armen umklammerte er den Hals und Kopf von Ceasar, und hielt ihn so fest, als wolle er ihn niemals hergeben. George wollte bei Ceasar bleiben, und wie er in der Oase Morgima sterben. Und er wäre fast getötet worden, als Scheich Abu Bakar sein Pferd Rah entdeckte und in George einen gemeinen Pferdedieb sah. Nach den Stammesgesetzen der Berberags stand darauf der Tod. Aber die Freude über das gefundene Pferd war größer, wusste Scheich Abu Bakar doch, dass George als Sklave kaum eine Chance haben würde, den langen Fußmarsch durch die Wüste Gobarah zu überleben. Unter den Peitschenhieben von Jago Kyphans Sklaventreibern würden nur die Stärksten am leben bleiben. Auf dem Marsch nach Anidem, der Stadt des Sultans Omanero, würde sich die Spreu vom Weizen trennen. Und wer diese Stadt der Lüste lebend erreichte, wäre bis zum Tode ein Sklave im Palast des Sultans von Anidem.

Als die Berberags aus der Oase Morgima abgezogen waren, trieben Jago Kyphan und seine Mannen die Überlebenden der Karawane mit Peitschenhieben wie Vieh zusammen. Die Mohren und Mädchen mussten sich in einer langen Reihe aufstellen und wurden an dünne Lederriemen gefesselt. An Hals und Händen miteinander verzurrt, setzte sich wenig später der Zug der Armseligen in Bewegung. George und Carisma waren unter den Gepeinigten. Doch konnten sie einander nicht helfen. Zu weit waren sie in der langen Reihe von einander entfernt. Wenngleich Männer und Frauen nicht getrennt worden waren, bekamen alle bald schon einen Vorgeschmack von den höllischen Qualen, dessen sich keiner erwehren konnte, als sie die Dünen der Oase Morgima herauf gepeitscht wurden.

Jenseits der Dünen erstreckte sich das unendlich weite, gleißende Sandmeer der Wüste Gobarah. Jago Kyphans Reitertrupp trieb die Armseligen zu großer Eile an. Bald darauf kamen sie an jene Stelle, wo auf den Sandhügeln der sanften Dünenlandschaft kleine, schlichte Kreuze aus schwarzem Rutenholz standen. Es waren die Wegweiser der Sklavenroute. Diese Mahnmale vieler Verstorbenen legten stummes Zeugnis von jenen Armseligen ab, die bereits an der ersten Station des Kreuzwegs den unbarmherzigen Todesmarsch nicht überlebt hatten. Manche Kreuze waren halb vom Sand verweht worden.

Andere standen frei von Sand in den sanften Wanderdünen. Und wie der Sand, der die Kreuze verwehte oder freilegte, so würden die Ärmsten der Armen kommen und vergehen, um am Jüngsten Tag wieder aufzuerstehen.

„Dann wird es keine Sklaverei mehr geben“, dachte George und spürte, wie die dünnen Lederriemen ins Fleisch an Hals und Händen schnitten. Die sengende Sonne und der feine Schmirgelsand hatten die nach Wasser lechzenden spröden Lippen zu einem Mund von blutigen Schrunden werden lassen. Der Rücken war voller Striemen, die verbrannte Haut bis aufs rohe Fleisch aufgeplatzt. Bald schon spürte George die brennenden Schmerzen nicht mehr, und jeder Schritt war ein Schritt, bei dem es ums nackte Überleben ging.

Bereits am ersten Tag des Todesmarsches starben Menschen wie Fliegen. Alte Männer und Frauen sanken zuerst in den Sandstaub, und mehr und mehr Kreuze standen am Wegesrand.

George ging ungefähr in der Mitte der langen Reihe. So wusste er nicht ob Carisma schon vor ihm gestorben war oder hinter ihm noch sterben würde. „Nein, sie darf nicht sterben“, dachte George und hielt verzweifelt Ausschau nach ihr. Er nahm so manchen Peitschenhieb dafür in Kauf. Jedes Mal, wenn einer aus der Reihe starb, durchtrennten Jago Kyphan's Menschenschinder das Lederband am Hals. Dann fiel der Tote aus der Reihe, und die Mordgesellen buddelten rasch ein Loch in den Sand. Nachdem sie den Toten verscharrt hatten, bestand Jago Kyphan jedes Mal darauf, dass das Grab in der Wüste mit einem schlichten Kreuz aus Rutenholz bedacht wurde. Warum dieser Unmensch das tat, blieb George ein Rätsel. Ob er damit seine verruchte Seele vor dem Feuer der Hölle retten wollte? Vielleicht war Jago Kyphan einmal ein gläubiger Judeaner gewesen? „Als Kind muss er doch wie alle Menschen ein guter Mensch gewesen sein“, sinnierte George. Dabei musste er an seine Kinder Xana und Yuly denken. Beide Mädchen hatten ihm nur Freude bereitet.

Jedenfalls war Jago Kyphan irgendwann in seinem Leben zur heimtückischen Bestie geworden. Das konnte George einmal mehr während der kurzen Rast am Abend feststellen. Es gab ein paar Schluck Wasser und ein Stück trockenes Fladenbrot. Dann ging es unter Peitschenhieben weiter. Jago Kyphans Gesicht war eine verzerrte Fratze, als er schrie: „Kommt, schlaft nicht ein! Wer einschläft, kann sich gleich hier begraben lassen. Das Blut muss in Wallung bleiben, sonst wird euch die bitterkalte Wüstennacht dahinraffen. Vorwärts, wird's bald! Los, weiter, ihr elenden Kaffer!“ So stolperte George am Band in der langen Reihe der Sklaven durch die eiskalte Wüstennacht und wusste nicht, wie er den nächsten Tag überleben sollte.

Am nächsten Morgen war er mit den Kräften am Ende. Das Glutfeuer der Sonne flammte vom strahlend blauen Himmel herab, und er spürte, dass er bald schon keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Irgendwann brach er zusammen und merkte nicht, wie man ihn abschnitt und aus der Reihe löste. Glühend heiß brannte der Wüstensand auf der Haut, als man ihn einbuddelte. Das Atmen fiel immer schwerer. Dann wurde es um ihn herum ganz kühl und dunkel, wie in einer Gruft. Er war lebendig begraben.

Als die Schreie der Menschenschinder leiser wurden, gelang es George, den Kopf aus dem Sand hervorzustoßen. Wenngleich er jetzt leichter atmen konnte, würde ihn binnen kurzem der Wahn befallen, bevor er unter dem Feuer lohenden Stern der Sonne verdurstete.

Da näherte sich von Ferne ein Mann auf einem Esel. Wie ein Nachzügler der Sklavenkarawane, kam der Mann aus jener Richtung, von der auch George seit seiner Gefangennahme in der Oase Morgima gekommen war. Der Mann trottete auf dem Esel wachen Auges entlang der Sklavenroute, und es dauerte nicht lange, da zügelte er den Esel und hielt am Wegesrand an. Er stieg ab und ging auf George zu. Der Mann trug das weiße Ordenskleid eines judeaischen Priesters. Der Priester fand George halb verdurstet und dem Wahnsinn nahe. Mit beiden Händen buddelte der Priester George aus dem Sand hervor. Dann befreite er ihn von den Handfesseln und flößte dem Halbtoten Wasser ein. Der gute Samariter wusch seine Wunden und verband sie mit weißen Linnenstreifen der Ordenstracht. George sah das gütige Gesicht über ihm auf ihn herablächeln. Für einen Augenblick nahm er noch das rote Rosenankh auf dem Ordenskleid wahr. Dann wurde ihm schwarz vor Augen. George merkte nicht wie ihn der Priester bäuchlings über den Rücken des Esels legte und ihn in eine warme Decke hüllte. Der Priester führte die grauweiße Eselin am Zügel. So ging er die ganze Nacht durch die Wüste und betete im stillen zu Jahowe, dass der zu Tode geschundene Mann auf dem Rücken der Eselin am leben bleiben möge.

Wie durch einen feinen Dunstschleier, sah George am nächsten Morgen die mächtigen Mauern und Zinnen einer großen Stadt am Horizont. Vor seinen Augen bildete sich ein blutiger Schleier, als er das urzeitliche Bollwerk erblickte. Es waren die Klagemauern von Urobea, die George sah, als ihm der Priester half sich aufzurichten. Von den goldenen Minaretten der Großen Moschee überragt, hatten die Mauern von Urobea die Zeiten überdauert. Der Kuppeldom der Großen Moschee war auf solidem Fels gebaut worden. Vor langer Zeit war der Felsbrocken vom Himmel gefallen. Der schwarze Meteor war aus der unendlich weiten Ferne des Alls gekommen und auf die karge Vegetation Judeas hernieder geflammt, ehe er durch die von Menschenhand errichteten hohen Mauern Urobeas umgeben

wurde. Vor den schmalen, engen Pforten der Stadtmauern standen Olivenbäume. Auch sie hatten viele Zeitalter überdauert und das melancholische Grün der knorrigen, uralten Olivenbaumstämme, wiegte George in den Schlaf.

Als George zum ersten Male erwachte, lag er auf einem einfachen Lager in einem hellen, kleinen Zimmer. Die weißgetünchten Wände des kubischen Raumes waren eine Wohltat für seine Augen. Das schlichte Kreuz aus dunkelbraunem Rosenholz an der Wand über dem Lager, erinnerte ihn an das Ankh auf der blütenweißen Ordenstracht des Priesters. Das Kreuz kam und ging von seinen Augen. Von Zeit zu Zeit fiel George in einen unruhigen Halbschlaf. Dann glaubte er, eine kühle Hand auf seiner glühendheißen Stirn zu spüren. Er träumte von Carisma. Aber es war Miriam, die Tochter des Priesters Josef Abel, die ihn Tag und Nacht pflegte. Miriam nahm sich seiner Krankheit mit aufopfernder Liebe an. Sie litt mit ihm und spürte, was dieser todkranke Mann durchgemacht hatte. Mal lag er ganz glücklich da und lächelte selig wie ein Kind im Schlaf. Doch dann, ganz plötzlich, zuckte sein Körper, und der Mann schrie, als würde er von bösen Alpträumen geplagt. Jedes Mal war er in Schweiß gebadet, wenn er für einen kurzen Augenblick aufwachte, um einmal mehr ins wilde Koma erlittenen Leids zu fallen.

Aber Miriam war eine wahre Samariterin. Sie war ganz wie ihr Vater und lebte mit ihm in einem kleinen Haus aus gebrannten Tonziegeln im judeaischen Viertel von Urobea, unweit der Großen Moschee. Mit Miriams selbstloser Hilfe wurde George nach und nach vom Wahn befreit. Die bösen Erinnerungen schwanden mehr und mehr, bis nur noch die guten blieben. Und als Miriam eines Morgens leise und schön wie ein Engel der Barmherzigkeit ins Zimmer trat, um die grünen Fensterläden ganz weit zu öffnen, damit Licht, Luft und Sonne in den weißen Raum des Kranken flute, da lächelte sie der fremde Mann mit offenen, klaren Augen voller Dankbarkeit an. Sie kniete am Bett des vom Wahn geheilten Mannes nieder und betete demütig voller bescheidener Inbrunst zu Jahowe, der ihr Flehen in all den Tagen und Nächten an der Seite dieses Mannes erhört hatte. Während das Licht der Sonne im Raum webte, schimmerten Tränen der Rührung in den Augen des Mannes. Das Mädchen an seinem Bett hielt einen Rosenkranz aus Kristallperlen in den Händen. Mit einem stillen Gebet auf den zartrotten Lippen, ließ das Mädchen Perle für Perle durch die schlanken Finger gleiten. Die Kristalle der Rosenkranzperlen blitzten im Sonnenlicht auf. Von kaleidoskopischem Prismengefunkteln umglissen, ging ein besonders heller Schein über das schmale, blasse Gesicht des Mädchens. Der reine Schmelz des Lichts verklärte das Gesicht. Ein ebenmäßiger Glanz lag auf dem außerirdisch schönen Antlitz, als das Mädchen den Blick hob. Sie mochte

Anfang Zwanzig sein, hatte brünettes, schulterlanges Haar, das in lockigen Kaskaden auf das blütenweiße Gewand herab fiel. Von gleicher Farbe wie die Aba, war das kreisrunde Käppchen, das sie auf dem Hinterkopf im Haar trug. In den großen, rehbraunen Augen des Mädchens glomm das stille Feuer bewahrter Unschuld. Diese innere Kraft, die ihren Ursprung in der Seele eines Kindes hat, spiegelte sich in den dunklen, ausdrucksvollen Augen wieder, so rein und klar, als könne das Böse ihr niemals etwas anhaben. Sie blickte den Mann auf dem Lager an, als er in zarazenischer Sprache sagte: „Ich bin George Knight. Aber wer bist du? Bist du ein Engel? Ja, du bist schön, so wunderschön wie ein Engel.“

Das Mädchen errötete, schüttelte den Kopf und sagte mit leiser Stimme: „Nein, nein, ich bin kein Engel. Ich heiße Miriam und bin die Tochter des Priesters, Josef Abel. Gepriesen sei Jahowe, der Herr, unser Gott, der meine Gebete erhörte und dich bei uns beließ.“

Miriam küsste den Rosenkranz. Dann nahm sie die herrliche Perlenkette von den Lippen, steckte den Rosenkranz in eine verborgene Falte ihres Gewandes und rief: „Es ist ein Wunder geschehen! So komm doch herein, Vater! Oh, sieh nur, welche Freude! Der fremde Mann ist bei Bewusstsein und hat soeben zum ersten Male zu mir gesprochen. Er heißt George Knight, ist außer Lebensgefahr und wird bald wieder ganz gesund sein. Jahowe, sei Dank!“

Während sich Miriam von den Knien erhob, wurde die Tür geöffnet und der Priester trat ein. George erkannte seinen Lebensretter. Er wollte sich im Bett aufrichten, um dem guten Samariter zu danken. Da trat Josef Abel rasch an das Bett von George und sagte mit gütigem Vorwurf in der Stimme: „Nicht doch, hübsch brav liegengeblieben, mein Guter.“ Dann legte der Priester seine Hand auf die Stirn von George und sagte: „Ja, du hast recht, meine Tochter. Er ist ohne Fieber. In der Tat, er ist gesund, aber noch sehr schwach. Jetzt müssen wir dafür sorgen, dass Mr. Knight wieder zu Kräften kommt.“

„O, ja natürlich, ich werde ihm ein besonders gutes, nahrhaftes Frühstück zubereiten“, sagte Miriam und verließ mit strahlendem Gesicht den Raum. Der Priester setzte sich auf die Bettkante und fragte George: „Wie fühlen Sie sich, junger Mann?“

„Noch etwas schwach, ansonsten aber gut. Mir ist, als wäre ich nach einer langen Krankheit genesen“, erwiderte George. Er hielt inne, seufzte und fügte hinzu: „Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, ehrwürdiger Vater.“

„Schon gut, ich bin Pater Abel, aber sagen wir Du zueinander. Ich heiße Josef, George. Für die Bruderschaft des Samariterordens gibt es keine Förmlichkeiten, und es ist uns ein Ehrendienst, jedem Menschen in Not und Elend zu helfen“, sagte Josef Abel mit einem lieben Lächeln im asketischen Gesicht.

Bevor Pater Abel weitersprechen konnte, ging die Tür auf und Miriam kam heiteren Gemüts herein. Sie trug ein Tablett aus Korbgeflecht und sagte fröhlich: „Nach diesem Frühstück wird sich der Patient noch besser fühlen, wieder ganz wohlauf sein.“

Pater Abel konnte stolz auf seine Tochter sein. Sie war die Güte in Person. Auf dem Tablett stand ein Glaskrug, der mit Milch gefüllt war. Die Milch dampfte. Sie war heiß und mit Honig gesüßt. Ringsum die Karaffe waren kleine weiße Schalen gruppiert. In den geblühten Porzellanschalen befanden sich verschiedene Trockenfrüchte, Nüsse und Getreideflocken. Während Pater Abel George ein Kissen in den Rücken schob, setzte Miriam das Tablett auf den schlichten Holztisch an der Wand unter dem Fenster ab. Dann goss sie heiße Milch in eine Schale mit Getreideflocken. Sie tat Nüsse und Trockenfrüchte hinzu und rührte das Ganze mit einem Löffel. Wenig später war das Müsli fertig.

Mit einladender Geste gab Josef Abel seiner Tochter zu verstehen, dass sie sich zu George aufs Bett setzen möge. Pater Abel stand auf, machte das Kreuzzeichen und segnete die Gaben Jahowes mit den Worten: „Oh, Herr, wir danken dir, was du uns bescheret hast.“ Dann setzte er sich auf einen Stuhl an den Tisch. Miriam nahm die Müsli-Schale und den Löffel zur Hand. Sie setzte sich auf die Bettkante und fütterte George. Sie tat dies Löffel für Löffel, wie bei einem Baby, das groß und stark werden müsse. Dabei lächelte sie von Muttergefühlen erfüllt. Das Müsli schmeckte vorzüglich. Es war Manna für den ausgemergelten Körper von George. Mit jedem Löffel des wunderbaren Breis wurde George kräftiger. Sein Körper wurde vitaler, der Geist frischer und die Seele weitete sich vor Freude.

Miriam war glücklich, als George den Wunsch äußerte aufzustehen. Aber erst am nächsten Morgen ermunterte sie ihn: „Wunderbar George! Nachdem du ein Bad genommen hast, werden wir einen Spaziergang machen, nicht wahr, Vater?“

„Ja, mein Kind. Wir werden George Urobea zeigen. Diese Stadt ist ein Schmelztiegel der Völker, eine Hochburg vergangener Kulturen. Doch mehr davon später“, sagte Pater Abel. Er erhob sich vom Stuhl, ging herüber zum Bett und sagte zu Miriam: „Während ich George beim Aufstehen helfen werde, könntest du das Bad richten, meine Tochter.“

„Gerne Vater“, sagte Miriam, räumte das Frühstückstablett vom Tisch ab und verließ den Raum beschwingten Schrittes. Nachdem sie das Tablett auf der Küchenanrichte abgestellt hatte, holte sie Wasser vom Brunnen. Sie füllte den Tonkrug und ging durch den Garten zurück ins Haus. Das Wasser im Tonkrug goss sie zur Hälfte in einen Kupferkessel. Diesen hängte sie an einen Haken über der offenen Feuerstelle in der Küche. Dann schürte sie das Feuer.

Während das Wasser im Kessel erhitzt wurde, ging Miriam über den halbdunklen Flur in die kleine Wäschekammer neben dem Bad. Dort holte sie Handtücher, einen Kaftan und ein Paar Sandalen aus dem Regal hervor. Die Sandalen waren von der gleichen schlichten Machart, wie Miriams Sandaletten und hatten die passende Größe von Georgens Fuß. Miriam brachte die Sachen ins Bad. Dann ging sie zurück in die Küche. Das Wasser kochte im Kessel. Miriam nahm den Kessel vom Feuer, trug ihn ins Bad und goss das heiße Wasser in die Badewanne. Sie holte den Tonkrug aus der Küche, um kaltes Wasser nachzugießen. Als das Wasser in der Wanne wohl temperiert war, träufelte sie aus einer kleinen Glasphiole ein paar Tropfen von der Myrrhenöl-Essenz ins Bad. Ein Duft von blumiger Frische verströmte sich, als Miriam mit freudig erregter Stimme rief: „Das Bad ist gerichtet!“

Wenig später betrat George, gestützt auf Pater Abels Schulter, das Badezimmer. Miriam und ihr Vater entkleideten George und halfen ihm in die Badewanne zu steigen. Nachdem Miriam George mit Schwamm und Seife den Rücken ganz zart gewaschen hatte, goss sie etwas vom heißen Wasser nach und sagte mit einem bezaubernden Lächeln: „Jetzt werden Vater und ich dich für eine Weile alleine lassen. Entspanne dich schön, und genieße den herrlichen Blick auf den Ölberg.“

Mit diesen Worten zog Miriam den schneeweißen Frotteevorhang am offenen Fenster zur Seite, und George hatte plötzlich das Gefühl, an einem schönen Frühsommertag mitten auf einer grünen Wiese im Freien zu baden.

Miriam und ihr Vater verließen das Badezimmer. Ein Duft von wilden Kräutern wehte durchs offene Fenster herein. Draußen im Garten standen Bäume und Sträucher in voller Blüte. Vögel zwitscherten. Es war ein herrlicher Sonnentag. George entspannte sich im warmen Wasser. Er genoss die klare Sicht. Jenseits, der mit Weinlaub umrankten Gartenpforte, führte eine schmale Straße zum Ölberg hinauf. An beiden Seiten standen Lindenbäume, die große, weiße Doldenblüten trugen. Unter dem strahlend blauen Himmel wirkte die menschenleere Straße wie ein Glitzerband, das geradewegs in die Ewigkeit führte. Am Ölberg wuchsen Olivenbäume, und auf der höchsten Kuppe stand ein Kreuz. Die Sonne war im Zenit. Das Licht der Sonne reflektierte vom Holz des Kreuzes. Es waren sieben Spektrallinien, die zur Korona wurden und George an das Lichtkreuz in der Flugschneise von Yeos erinnerten. Alle sieben Jahre erschien das Lichtkreuz am Himmel von Yeos und wies den Weg durch die Sonnenwinde nach Oruzanien.

George fühlte sich wie neugeboren, als er dem Bad entstieg. Auf der dunklen Rosenholzbank neben der emaillierten Zinkbadewanne lag ein Stapel flauschiger Handtücher

und ein weißer Kaftan. Unter der Bank standen Sandalen. Nachdem George sich mit einem Handtuch abgetrocknet hatte, zog er den Kaftan und die Sandalen an. Dann warf er einen flüchtigen Blick in den Spiegel und stellte fest, dass er mit einem jüdischen Bruder des Samariterordens große Ähnlichkeit hatte. Er sah blass und abgehärmt aus. Im Gesicht war ein Zug von asketischer Härte. Die dunkelbraunen Augen lagen tief in den Höhlen. Silbergraue Fäden durchwirkten das blauschwarze Haar. George kämmte das Haar. Danach säuberte er die Badewanne und ging in die Küche. Dort warteten Miriam und ihr Vater auf ihn. Pater Abel und George nahmen Miriam in die Mitte und gingen in die Stadt.

Die drei sahen aus wie Pilger, als sie zum Ölberg hinaufwanderten. Von dort oben hatte man eine weite Rundschau auf Urobea. Sie setzten sich auf die sandfarbene Steinbank unter das Kreuz. Pater Abel erklärte George, dass Urobea vor vielen Jahrhunderten Jerusalem geheißen habe. Damals wäre Oruzanien ein Kontinent des Planeten Erde gewesen. Sechs Kontinente habe es auf der Erde gegeben. Zwischen den Erdteilen Afrika, Asien und Europa habe die arabische Halbinsel gelegen. Der Name Oruzanien wäre die Bezeichnung für Afrika und Arabien gewesen, und auf der Halbinsel des Morgenlandes hätten Sarazenen, Juden und Christen gelebt. Im Norden dieser Halbinsel sei die Stadt Jerusalem entstanden. Sarazenen, Juden und Christen hätten diese Stadt bevölkert. So wäre Jerusalem zur Geburtsstätte von drei großen Religionen geworden, die alle einen Gott gemeinsamen Ursprungs verehrt hätten. Jahowe sei der Gottvater der Juden und Christen, der in der Sprache der Sarazenen Ellah heiße. Jahowe habe seinen Sohn, Jesus, als Messias nach Jerusalem entsandt. In der Nacht, bevor Jesus gefangen genommen wurde, um von den Juden gekreuzigt zu werden, betete er am Ölberg. Wenngleich gebadet im Schweiß höchster Todesangst, bat Jesus Jahowe um Vergebung für die Bluttat seiner Mörder. Jahowe erhörte die Bitte seines Sohnes. In späterer Zeit wurden Juden und Christen zu einer Glaubensgemeinschaft. Das geschah, nachdem fünf Kontinente der Erde durch den Nuklearkrieg der damaligen Weltmächte und der darauf folgenden, globalen Klima- und Umweltkatastrophe zerstört worden waren. Abgerissen von der Verankerung an den Tiefseesockeln dieser Welt, drifteten die strahlenverseuchten, unbewohnbaren Landmassen der Kontinente wie urgewaltige Eisschollen auf den Ozeanen des Planeten Erde dahin. Nur Afrika, die Halbinsel Arabien und Teile Zentralasiens bis zum Ende der Wüste Gobi wurden nach dem Willen Jahowes vom Kollisionskurs der schwimmenden Landmassen verschont und blieben so gut wie unbeschadet übrig. Sie wurden zu einem Erdteil, den seine Bewohner Oruzanien nannten. Die Christen von Urobea, dem ehemaligen Jerusalem, wurden eins mit den Juden. So entstand die Religion der Judeaner.

Hier an dieser Stelle, wo Jesus, der Sohn Jahowes, vor seinem Tod als Mensch gebetet hatte, wurde der Bund geschlossen. Ein Kreuz wurde als Zeichen des neuen Bundes auf dem Ölberg errichtet. Und in ewigem Gedenken an jene Christen und Juden, die mit den Erdteilen Europa, Amerika, Fernostasien, Australien und der Antarktis verschwanden, habe man Jerusalem seither Urobea genannt. Jedoch wären die zarazenischen Völker in Urobea ein ständiger Unruheherd.

Es gäbe immer wieder blutige Zusammenstöße zwischen Judeanern und Zarazenen. Zurzeit lebten die Zarazenen mit den Judeanern in Frieden. Aber das könne sich von heute auf morgen ändern. Wenngleich der Samariterorden, als Mittler zwischen den Fronten, versuche, den Frieden in Urobea zu erhalten, gäbe es manchmal Tumulte auf dem Marktplatz vor der Großen Moschee. In jüngster Zeit gelänge es den Demagogen Südoruzaniens, die Zarazenen gegen die Judeaner aufzuwiegeln. Und der schlimmste unter den Demagogen wäre ein ehemaliger Bruder des Samariterordens. Er heiße Jago Kyphan und wäre ein Teufel in Menschengestalt. Er sei ein unbußfertiger Antichrist, der weder an Jahowe noch an Ellah glaube. Für ihn gäbe es keinen Gott der Wahrheit, Liebe und Güte. Er diene dem Fürst der Finsternis und verbreite Hass und Schrecken unter den Menschen. Obwohl Jago Kyphan in theosophischer Dialektik gute Kenntnisse habe und eigentlich wissen müsse, dass er Staub vom Acker Jahowes sei, tue er so, als ginge es darum, das Ebenbild Gottes, den Menschen, nach des Teufels Willen gefügig zu machen.

„So ist Jago Kyphan der Sklave des Teufels, der Menschen zu Sklaven macht“, sagte George und wusste nur zu gut wovon er sprach.

„Ja, er wäre besser nie geboren worden, da aus diesem Menschen eine heimtückische Bestie geworden ist...“

„...die es gilt zu töten, bevor sie noch mehr Unheil anrichtet“, fiel George Pater Abel ins Wort. George war von heiligem Zorn erfüllt, denn er konnte sich vorstellen, wie viele Menschenleben Jago Kyphan auf dem Gewissen hatte.

Während Miriam Oliven von den Bäumen des Haines pflückte, sagte Pater Abel mit gütiger Stimme: „Herr, vergib ihm, denn er weiß nicht, was er tut.“

„Er weiß sehr wohl, was er tut. Bei Jago Kyphan ist Milde gleich Schwäche. Wer ihm Gutes tun will erntet Böses. Er sollte nach dem Gesetz der Wüstensöhne gerichtet werden: Auge für Auge, Zahn für Zahn“, antwortete George mit hochroten Wangen. Er war sehr erregt und schüttelte ungläubig den Kopf, als Pater Abel voller Demut sagte: „Liebe deine Feinde,

George. Besudele dich nicht am Blut deines Nächsten. Jahowe wird Jago Kyphan strafen und uns von der schweren Bürde des Tötens entledigen.“

„Aber warum hat Jahowe es überhaupt zugelassen, dass so ein Unmensch wie Jago Kyphan geboren wurde?“ fragte George den Priester ganz erstaunt und einigermaßen verwirrt.

„Damit die Menschen erkennen, wie sie dem angeborenen Zwang zum Bösen Herr werden können“, erwiderte Pater Abel seelenruhig.

Nach diesen Worten stand der Priester von der Steinbank auf und sagte mit leuchtenden Augen: „Es ist Zeit. Wir müssen gehen. Die Messe in der Synagoge des Klosters beginnt in einer halben Stunde.“

„Gut, Vater. Doch nach der Messe muss ich zum Basar, um frisches Obst, Gemüse und koscheres Fleisch einzukaufen. Von den Oliven allein, werden wir heute Abend nicht satt“, sagte Miriam und klopfte mit der Hand auf die pralle Tasche in ihrem Gewand.

„Aber ja doch, meine Tochter. George wird dir dabei helfen. Er ist sicher bereits kräftig genug, um sich in den Trubel des Basars vor der Großen Moschee stürzen zu können“, sagte Pater Abel und ging schon voraus.

Vom Ölberg führte der Weg abwärts ins judeaische Viertel. Am Fuße des Berges gingen sie durch eine schmale Pforte der Klagemauer. Wenig später standen sie im Innenhof eines Klosters. Das Kloster lag in einem Garten mit üppig blühenden Hibiskusbäumen. Die Glocken im Turm der Wehrkirche läuteten mit silberhellem Geläut zur Abendmesse. Die Klosterkirche war eine Zitadelle aus der Zeit der Kreuzzüge. Im Inneren wirkte die Kirche wie eine Synagoge. Die Mönche des Samariterordens trugen weiße Kutten und Kapuzen. Auf der Brust der Kutten war ein Rosenankh abgebildet. Pater Abel ging zum Hochaltar. Dort sang er mit seinen Ordensbrüdern im Chor zu Ehren Jahowes.

Ein überirdisch feines Licht fiel durch das Buntglasfenster der Apsis. Das Licht schien bis ins Seitenschiff des Kreuzgangs. Miriam und George knieten in der letzten Bank unter dem gotischen Gewölbe. George dankte Jahowe für die wundersame Rettung durch seinen Hirten, Josef Abel, und dessen Tochter Miriam. Dann betete George im Stillen, dass Jahowe ihn auf den rechten Weg bringen möge, damit er Frau und Kinder gesund und munter wiedersehe. Ab und zu warf Miriam ihm einen verstohlenen Blick zu. Jedes Mal errötete sie, wenn George bemerkte, wie sie ihn anschaute. Miriam betete für George. Sie bat Jahowe George auf immerdar zu beschützen. Sie hatte ihn im Fieber sprechen hören und wusste, dass er seine Frau Grace und die Kinder Xana und Yuly so sehr liebte, dass sie ihn nicht halten könne. Eines Tages würde George aufbrechen. Die ungeheuere Sehnsucht, die er für seine Familie

empfand, würde ihn von ihrer Seite hinweg reißen. Miriam liebte George. Ihr Herz war in aller Stille entflammt, aber sie wusste, dass dieser Mann seinen Weg gehen würde.

Nach der Abendmesse trennten sich Miriam und George von Pater Abel. Er nahm an einem Konvent der Ordensbrüder teil, und Miriam und George gingen ins zarazenische Viertel, um auf dem Basar vor der Großen Moschee einzukaufen. Nachdem sie die engen, halbdunklen Gassen des judeaischen Viertels verlassen hatten, tat sich ihnen der Basar auf.

Reges Treiben herrschte zwischen den Ständen und Buden. Überall boten die Händler lautstark ihre Waren feil. Jeder pries seine Ware in höchsten Tönen. Im Rauch von Holzkohlenfeuern stiegen exotische Gerüche in den Abendhimmel auf. Die Luft war voll von würzigem Aroma und süßen Düften.

Miriam kaufte beim Korbwarenhändler eine Tasche aus geflochtenem Bast. Sie bezahlte mit einem Silberling und fragte George mit einem bezaubernden Lächeln: „Wie gefällt dir der Basar von Urobea mit all den Gauklern, Wahrsagern, Akrobaten und Feuerschluckern verschiedenster Hautfarbe?“

„Es ist phantastisch! So viele Menschen habe ich lange nicht mehr gesehen. Doch irgendwie fürchte ich mich vor all den Menschen. Insbesondere vor jenen dort“, sagte George und wies auf das erhöhte Holzpodium.

Auf dem mit Seilen gesicherten Podium standen verschleierte Männer und boten, wie bei einer Auktion, Menschen als Ware an. Es waren schwarze, schöne Mädchen und nackte, kräftige Jünglinge von gleicher Hautfarbe.

Miriam blickte hinüber zu den Sklavenhändlern. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie wandte den Kopf von dem verderbten Geschehen ab und blickte George mit tränenverschleierten Augen an. Miriam seufzte, war sehr betroffen und sagte mit tieftrauriger Stimme: „Ja, George, es ist wahrlich eine Schande, dass es auf Oruzanien immer noch die Sklaverei gibt. Es ist ein grauenhaftes Relikt aus jener Zeit, als die Berberags die Herren von Urobea waren.“

„Ich denke, die Sklaverei gäbe es, seit es Menschen gibt“, sagte George, als ihm so richtig bewusst wurde, dass diese Barbarei nie ausgestorben war und womöglich für immer eine Geißel des Bösen bleiben werde.

„Es ist und bleibt ein Urübel der Menschheit“, dachte George und seine Gedanken forschten nach dem wahren Grund für die Sklaverei. Er kam zu dem Schluss, dass das Faustrecht die Ursache war und somit das Gesetz des Stärkeren bis zum heutigen Tag gültig war und obsiegt

hatte, denn seit eh und je hielten die Mächtigen von Oruzanien Sklaven, um in Saus und Braus leben zu können.

Miriam merkte, wie George von einer großen Trübsal erfasst wurde. Sie nahm ihn bei der Hand und sagte: „Komm, George, lass uns etwas Fleisch, Obst und Gemüse einkaufen.“

„Bitte nur Obst und Gemüse. Fleisch ekelt mich an, daran habe ich mich satt gesehen“, sagte George und musste an das zu Mensch gewordene Fleisch der armen Sklaven denken, die, wie Vieh zur Schau und Begutachtung, den reichen, lüsternen Käufern vor der Bühne des Holzpodiums von skrupellosen Menschenhändlern feilgeboten wurden.

Miriam verstand, kaufte frisches Obst und Gemüse und bezahlte den Händler vor dem Portal der Großen Moschee mit ein paar Silberlingen.

„Geld, es gibt immer noch Geld auf dieser Welt. Nie ist den Menschen auf Oruzanien eine Lösung eingefallen, wie sie sich vom Würgegriff des Mammons befreien könnten. Seit sie den Tauschhandel abgeschafft haben, ist ihnen nichts Besseres eingefallen, als den Silberlingen des Teufels nachzujagen“, dachte George mit Bitterkeit.

Miriam unterbrach das grüblerische Schweigen von George, indem sie ihn fragte: „Wie wäre es, möchtest du nicht einen Blick in die Große Moschee tun?“

„Ja, sehr gerne“, antwortete George und war gespannt darauf, den schwarzen Fels aus der Nähe betrachten zu können. Während des Festschmauses in der Oase Morgima, hatten die Mohren über den phantastischen Stein aus dem All gesprochen und allerhand Erstaunliches darüber berichtet.

Die beiden Türflügel des Portals waren mit prunkvollen Ornamenten verziert. Als George und Miriam die Große Moschee betraten, wich der Lärm des Basars einer wohlthuenden Stille. Miriam blieb im Wandelgang am Eingang stehen. Sie verschleierte ihr Gesicht und zog die Kapuze des Gewandes über den Kopf. Dabei hatte sie das unguete Gefühl, von abertausend Augen beobachtet zu werden. Auch George glaubte, hinter jeder Säule des Wandelganges Schatten zu sehen. Aber es war das flackernde Licht der Öllämpchen an den Säulen, das mit unwirklichem Schein den Kuppelraum erhellte. Im Zentrum unter der imposanten Mosaikdecke der Moschee, ragte die Felsspitze des Meteors aus dem rotbraunen Fliesenboden empor. Der Gesteinsbrocken glänzte vor Schwärze.

Rings um den Stein aus dem All knieten fromme Muselmanen. Mit der Stirn am Boden beteten sie zu Ellah. Während die Muselmanen in stiller Andacht verharrten, ging George durch die Reihen der knienden Männer. Er tat dies sehr behutsam, ohne den Seelenfrieden der

Betenden zu stören. Je näher er dem Stein kam, umso mehr wirkte die unsichtbare Strahlung des Meteors auf George. Den Muselmanen schien die Strahlung nichts auszumachen.

George verspürte ein leichtes Gefühl von Übelkeit. Er kniete nieder. Dann rutschte er auf den Knien vorwärts, bis er den Stein mit der Hand berühren konnte. Im selben Augenblick, als er den schwarzen Stein anfasste, wusste er, woher der Meteor stammte. Es war ein ausgebrannter Lavasteinbrocken, der von seinem Heimatplaneten Yeos kam. Im Gestein waren Spurenelemente des ORUS. Und da die Menschen gut und gläubig waren, wirkten die Strahlen auf sie, wie eine wundersame Seelenberieselung mit heilsamer Wirkung und Stärkung für Geist und Körper.

Als George zu Ellah betete, schwand die Übelkeit. Und im selben Augenblick, als George frei von Übelkeit war, erglühte der Stein. Vom feurigen Kern ging ein inwendiges Leuchten über die Oberfläche des Steins. Im Leuchten erschien ein Auge, das zur Sonne wurde. Der kreisrunde Sonnenfleck nahm an Größe zu, wurde immer heller, und bevor er verschwand, erkannte George das geistleibliche Gesicht des Allmächtigen. Es war das göttlich schöne Antlitz von Allvater Solion, das George für einen Augenblick schauen durfte.

„Die Judeaner nennen ihn Jahowe und die zarazenischen Völker Ellah“, dachte George und ihm wurde klar, warum die Bewohner von Yeos dem ORU nicht zu widerstehen vermochten. Es war der Sonnenstaub Solions gewesen, der sie für ihr anmaßendes Gottverhalten gestraft hatte, sie in die künstliche Welt unter Tage verbannte, wo sie alle starben.

George verneigte sein Haupt und küsste die rotbraunen Fliesen des Felsendoms. So verharrte er, bis alle Muselmanen ihr Gebet verrichtet hatten. Dann ging er im Strom der Menge zum Ausgang der Großen Moschee. Während George Miriam am Portal an seine Seite zog, flüsterte er: „Jetzt weiß ich, dass wir alle an einen Gott glauben.“ Miriam blickte ihn mit großen, stummen Augen voller Erstaunen an. Vor der Moschee lüftete sie den Schleier, nahm die Kapuze vom Kopf und gab dem Bettler, der den Korb mit Lebensmittel aufbewahrt hatte, einen Silberling. Der blinde Bettler dankte ihr und wünschte Miriam ein langes Leben.

Die winkligen Gassen des judeaischen Viertels wirkten auf George wie ein Labyrinth. Niemals hätte er den Weg zurück zum Haus des Priesters allein finden können. Es war schon dunkel, und die Gassen waren nur spärlich mit kleinen Laternen über den Türbalken der Häuser beleuchtet. Das Licht in den Gassen war von gespenstischer Unwirklichkeit. An den weißgetünchten Wänden der kubischen Häuser huschten Schatten entlang, und George beschlich ein solch unheimliches Gefühl drohenden Unheils, als lauere hinter jeder Ecke der

Tod. Jedes Mal, wenn er mit Miriam stehen blieb, um zu horchen ob ihnen jemand folge, verharren die Schatten. Dann glaubte George Schritte hinter sich zu hören.

Während sie um eine Hausecke gingen, stieß George hastig hervor: „Wir werden verfolgt!“ Doch als er sich umdrehte, war kein Mensch zu sehen. Aber die Schatten waren überall, bewegten sich, und Miriam flüsterte von Angst erfasst: „Komm, schnell! Dort am Ende der Gasse gibt’s einen verborgenen Durchgang, der durch die Gärten zum Haus meines Vaters führt.“

Kaum hatte Miriam diese Worte ausgesprochen, da tauchten vor ihnen am Ende der Gasse dunkle Gestalten auf. Als wären sie aus den Sandfugen zwischen den Pflastersteinen entwachsen, erschienen verschleierte Männer und schlichen an den Häuserwänden entlang. Sie kamen näher.

„Berberags!“ entfuhr es George, und er wusste, dass es jetzt um Leben oder Tod gehen würde. Er blickte nach hinten. Soeben bogen Männer in dunklen Gewändern um die Ecke am anderen Ende der Gasse.

„Wir können weder vor noch zurück“, dachte George und suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Er musste handeln. Aber wie? Was konnte er tun?

Die Männer hinter ihnen kamen rasch näher und trieben sie in die Arme jener finsternen Gestalten vor ihnen, die jetzt in der Enge der Gasse eine Reihe von Haus zu Haus bildeten und als solche auf sie zukamen.

Miriam war blass vor Angst im Gesicht, wirkte wie versteinert. George zog sie in einen dunklen Hauseingang und fragte: „Wo ist der Durchgang zu den Gärten? Schnell, sag schon, Miriam!“

„Drei Häuser weiter“, hauchte sie mit geistesabwesender Stimme.

„Komm!“ rief George, fasste sie bei der Hand und rannte los.

Für einen Augenblick blieben die Berberags zu beiden Seiten wie angewurzelt stehen. Sie waren überrascht, als Miriam und George mit einem Male verschwanden und wenig später plötzlich aus der Dunkelheit des Einganges wieder auftauchten.

Miriam und George nutzten die Gunst des Augenblicks. Es war ihre letzte Chance zu entkommen, und die Verblüffung unter den Berberags gab ihnen einen kleinen Vorsprung. Doch während sie um ihr Leben rannten, hörten sie eine Stimme. Es war die Stimme eines Mannes, der außer sich vor Wut rief: „Haltet die Frevler Ellahs! Sie waren in der Moschee. Die Andersgläubigen haben unser Heiligtum besudelt. Sie dürfen nicht entkommen. Ergreift sie!“

George kannte die Stimme. Es war die des Jago Kyphan, der es gewagt hatte, in der Kleidung eines Berberags nach Urobea zurückzukehren.

„Wo?“ schrie George.

„Hier!“ keuchte Miriam.

George stieß die schmale Pforte zu den Gärten auf und sagte außer Atem: „Lauf zu! Ich werde das Mordgesindel aufhalten!“

Er entriss Miriam den Korb und warf ihn den Angreifern vor die Füße. Obst und Gemüse prasselten zu Boden und rollten über das Pflaster. Die ersten beiden Berberags, die herbeistürzten, rutschten aus und fielen zu Boden. Andere stolpten über sie.

„Was wird nur mit dir geschehen, George?“ fragte Miriam verzweifelt. George gab ihr einen Stoß. Da rannte sie durch die Gärten davon. Er hörte sie noch rufen: „Oh, Jahowe, behüte und beschütze ihn. Sei ihm gnädig. Rette, oh, rette ihn.“

Dann spürte George den heißen Atem der verschleierten Männer im Gesicht. Er verteidigte die schmale Pforte und wehrte sich mit bloßen Fäusten gegen die fürchterlichen Schläge der Berberags. Während des unerbittlichen Handgemenges verrutschte der Schleier des Anführers, und George sah für den Bruchteil einer Sekunde die grinsende Fratze des Sklavenhändlers: Jago Kyphan.

Plötzlich warf jemand von hinten ein dunkles, großes Tuch über George.

Er konnte sich nicht mehr bewegen. Von Fausthieben überall am Körper getroffen, spürte er noch den dumpfen Schmerz am Kopf, bevor ihm schwarz vor Augen wurde.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als George erwachte. Der ganze Körper schmerzte. Er war an Händen und Füßen gefesselt und lag in einer Hängetrageplane aus schwarzer Ziegenhaut. Ganz sanft schaukelte die Ziegenhaut zwischen den Sattelknäufen zweier Pferde. Zu beiden Seiten ritten zarazenische Radschputen.

Die Reiter des Sultans von Anidem saßen auf prächtig geschmückten Pferden. Unter den purpurroten Burnussen trugen die Radschputen leichte Kettenharnische. Die silbrig glänzenden Harnische blinkten im hellen Sonnenlicht. Die Radschputen waren mit Säbeln und Lanzen bewaffnet. Vom Scheitelknäuf der Helme nickten Rosshaarbüschel. Die zerfransten Büschel waren von gleicher Farbe wie die der Burnusse. An den Lanzenspitzen flatterten grüne Wimpel gar lustig wie kleine Wetterfahnen im heißen Wüstenwind. Die Wimpel zierte das Wappen des Sultans von Anidem. Es war ein goldener Halbmond, der zwischen den gekreuzten Klingen zweier Krummsäbel auf dem grünen Dreieckstuch der Wimpel prunkte.

An der Spitze der Kavalkade trugen schwarze Sklaven eine Sänfte. In der prunkvollen Sänfte saß ein fettleibiger Mann. Er war in ein kostbares, weites Gewand aus weißem Satin gekleidet und aß mit pflückenden Mund und sichtlichem Genuss von den Weintrauben einer goldgrünen Rebendolde in seiner fleischigen Hand.

Wie lange George ohne Bewusstsein gewesen war, vermochte er nicht zu sagen. Er versuchte die eingeschlafenen Hände und Füße zu bewegen, um das Blut in Wallung zu bringen. Da bemerkte der Reiter an der rechten Seite, wie ein kaum merkliches Zucken durch die Ziegenhautplane ging. Der Mann mit dem schwarzen Vollbart ohne Helm und rotem Turban auf dem Kopf, warf einen Blick in die Plane und sagte in zarazenischer Sprache mit industanischem Dialekt: „Es sieht so aus, als wäre der Sklave wach geworden.“

„Da wird sich Sultan Omanero aber freuen“, sagte der Reiter auf der anderen Seite mit dem Stigma einer Narbe auf der Stirn und einem hämischen Lächeln im hageren Gesicht.

„Ja, er wird seine helle Freude an dem widerspenstigen Fremden haben“, antwortete der Reiter mit dem schwarzen Vollbart.

„Wenn man bedenkt, welch hübsches Sümmchen an Silberlingen der Sultan an diesen Mordbuben, Jago Kyphan, für das klägliche Häufchen Menschenmaterial bezahlt hat“, meinte der andere Reiter mit der Narbe auf der Stirn.

„Ich weiß nicht, was er an diesem Fremden besonders findet“, wunderte sich der Mann mit dem Vollbart und schüttelte den Kopf.

„Jedenfalls werden wir den Burschen mal ein bisschen laufen lassen. Das wird ihm gut tun“, sagte der Radschput mit der Narbe in einem von Hohn und Spott geprägten Unterton.

Die Reiter zügelten die Pferde, steckten die Lanzen in den Köcher am Sattel und lösten die Ziegenhaut mit beiden Händen und einem Ruck von den Knäufen. George fiel mit einemmal unsanft in den Sand. Der Reiter mit der Stirnnahe stieg vom Pferd. Während er George am Boden von den Fesseln befreite, sagte er rüde: „Los beweg dich! Hilf den Trägern der Sänfte. Aber komm mir nur nicht auf falsche Gedanken. Beim ersten Fluchtversuch, bist du ein toter Mann.“ Dabei klopfte der Mann mit einer Hand auf den Säbel und machte mit der anderen einen Schnitt durch die Luft, so als wolle er George die Kehle durchschneiden.

George stand auf und rieb sich die Hände und Füße. Als die Striemen der Fesseln verschwanden, ging er rasch davon und schloss sich den Trägern der Sänfte an. Es waren muskulöse, schwarze Jünglinge, die die Sänfte des Eunuchen Suliman trugen. Zwei schöne Mohrenknaben in der Sänfte fächelten dem schweißtriefenden Eunuchen Luft zu. Sie taten dies mit Palmwedeln.

Bald schon spürte George wie der Holm der Sänfte schwerer und schwerer wurde. Er fragte den schwarzen Jüngling vor ihm in zarazenischer Sprache: „Wie lange sind wir schon unterwegs?“

„Seit zwei Tagen. Morgen werden wir in Anidem sein“, antwortete der Jüngling. Er drehte den Kopf und blickte George an. Der Jüngling sah, dass George unter der Last der Sänfte fast zusammenbrach. Er hatte Muskelkrämpfe und lächelte unter Schmerzen, als er mühsam sagte: „Ich heiße George.“

Der Jüngling sah ihn ruhig an und sagte: „Ich bin Ali, ein Sklave des Sultans von Anidem. Ich werde dir das Tragen ein wenig erleichtern.“ Mit diesen Worten hob Ali den Holm an, so dass die Schulter von George vom Druck der Last frei wurde. Die Sänfte kippte ein wenig, und der Eunuch hinter den zugezogenen Vorhängen rief mit zeternder, hoher Fistelstimme: „Ihr Tagediebe, dies ist eine Sänfte und kein Karussell. Noch einmal so ein Rütteln, und ich lasse euch Schwächlinge alle entmannen!“

Ali grinste unverschämt und murmelte sich eins in den Bart: „Gleich wird’s dich noch mal schütteln und den Allerwertesten so richtig durchrütteln, Eure Durchlaucht.“

Kaum hatte Ali den Holm mit einem Ruck auf die Schulter von George herabgelassen, da rief der Eunuch: „Na wartet, ihr Gesindel! Sobald wir in Anidem sind, wird euer nichtsnutziges Sklavendasein um ein paar Stockschläge auf die Fußsohlen bereichert. Und nach der Bastonade werdet ihr geköpft, geteert, gefedert und kastriert, ihr schwarzen Bastarde!“

„Ho, ho, seht an. Klatsch, klatsch und heda erst Köpfen, dann Teeren, Federn...ha, ha, ha, riefen die Radschputen und schüttelten sich vor Lachen auf den Pferden, denn nur allzu komisch war die von Suliman bis auf die Bastonade vorgesehene Reihenfolge der Bestrafung für die aufmüpfigen Sklaven, zumal diese vorher schon geköpft werden sollten, also nichts mehr von all den Martern spüren würden, was Suliman in Rage versetzte, als er den Unsinn seiner Worte erkannte und von den Radschputen ausgelacht wurde.

Der Eunuch lugte durch die Vorhänge der Sänfte und rief fuchsteufelswild: „Euch wird das Lachen bald vergehen, ihr Hurensöhne. Hier draußen auf dem offenen Feld seid ihr stark. Aber im Palast habe ich das Sagen. Der Harem bleibt geschlossen. Kein junges Fleisch mehr für euch. In den Puff der alten Weiber mit euch, ihr Lumpenpack!“

Der Eunuch wollte weitersprechen. Aber es kamen nur noch hohe Schluckserlaute über seine fleischigen Wulstlippen. Die Schluckser wurden zu einem Gequieke, als er die Vorhänge der Sänfte mit einem Ruck und jeder Menge Wut im Bauch zuzog.

Der Anführer der Kavalkade hob die Hand. Das Gelächter der Radschputen verstummte, und der vollbärtige Mann mit dem roten Turban auf dem Rappen rief: „Ihr hab’s gehört. Der Harem ist geschlossen. Jetzt haben wir jede Menge Zeit. Also rasten wir hier zwischen den Dünen. Leute, gruppiert euch um Sulimans Sänfte. Baut Zelte auf, macht Feuer und verteilt Nachtwachen auf den Kämmen der Dünen!“

„Zu Befehl, Hauptmann Jaibur“, riefen die Radschputen im Chor und salutierten mit blankgezogenem Säbel.

Bald schon brannten kleine Lagerfeuer vor den Zelten aus schwarzer Ziegenhaut. George und den Trägern der Sänfte wurde ein Feuer zwischen den Dünen zugewiesen. Die Radschputen versorgten die Sklaven mit Nahrung und Wasser. Wenngleich die Radschputen wilde, verwegene Krieger waren, hatten sie irgendwie Mitleid mit den Sklaven. So mancher Sklave erhielt eine Extraportion Reis mit zarazenischem Reiterfleisch.

Es war schon dunkel und kalt, als George sich neben Ali ans Feuer auf den Sandboden kauerte. Beim Schein einer Laterne konnte man durch die Schleiervorhänge der Sänfte sehen, wie die beiden Mohrenknaben den Eunuchen mit allerlei Leckereien bedienten. Suliman schmatzte und ließ es sich schmecken. Endlich hatte der feiste Kloß genug von Speise und Trank und sank mit einem letzten Rülps in die Kissen der Sänfte.

Bald darauf schlief Suliman ein und schnarchte so laut, dass die wohlverdiente Nachtruhe der erschöpften Sklaven des Öfteren gestört wurde. Ansonsten aber verging die Nacht in Ruhe und Frieden ohne besondere Vorkommnisse.

Am nächsten Morgen ging es bei Sonnenaufgang weiter. George nahm an der Seite von Ali und den anderen Sklaven die Sänfte auf. Nachdem die Muskelschmerzen einigermaßen erträglich geworden waren, gewöhnte sich George an die Last.

Der Weg durch die Dünen führte ganz sanft abwärts. Gegen Mittag wurde der Weg breiter, und es tat sich eine Ebene feinsten Sandes auf. Am Horizont schimmerte ein blaues Schattenband. Je näher sie dem sanft wogenden Blau kamen, umso mehr wurde es mit zunehmender Deutlichkeit zu einem Fluss. Wie an einer Schnur gezogen, wälzte sich der träge breite Fluss in Richtung Süden. Umfunkelt von Sonnenglitzern und nach allen Seiten sprühenden Wassertropfen, preschten die Radschputen auf ihren Pferden in vollem Galopp und mit schrillum Geschrei durch die Lachen und Pfützen entlang des seichten Flussufers. An der ersten Biegung, wo der Fluss sich nach Westen wandte, zügelten die ungestümen Reiter ihre Pferde auf der Hinterhand und warteten auf die Sänfte.

Als die Träger mit der Sänfte an die Biegung des Flusses kamen, glaubte George zu träumen. Es war wie ein Märchen aus der phantastischen Welt des Morgenlandes, ein Traum von 1001 Nacht, als George den Palast des Sultans von Anidem sah. Am fernen Kniewinkel des Flusses ragten die hohen, weißen Mauern und Zinnen des Palastes zum strahlend blauen Himmel empor. Zwischen vergoldeten Kuppeln und flachen Dächern wuchsen schlanke Palmen und überragten mit wiegenden Kronenwedeln die karmesinroten Spitzen der Zwiebeltürmchen.

Am späten Nachmittag näherte sich die Sänfte mit den Radschputen dem Osttor in der Stadtmauer von Anidem. Der Palast lag innerhalb der mächtigen Mauern und war auf verschiedenen Ebenen wie eine kubische Terrassenstadt gebaut. Auf den trutzigen Zinnen über dem Rundbogen des Osttores standen schwerbewaffnete Radschputen mit wachem Auge. Die trockene Gluthitze des Tages war einer süßen Schwüle gewichen. Die Luft schien mit Rosenöl gesprenkelt zu sein. Vom dunklen Holz des Tores verströmte sich ein sinnbetörender Duft, der mit geiler Würze an das Odeur von Moschus auf schwellendem Fleisch bei Männern oder Frauen im lustgepeitschten Geschlechtsakt erinnerte.

Als die Flügel des Tores sich öffneten und die Sänfte durch das Portal getragen wurde, war George ganz berauscht von den Düften. Ein feines Kribbeln prickelte auf seiner Haut und erotisierte die Sinne. Es inspirierte den Geist mit Bildern schöner Mädchenkörper, und in seliger Vorwegnahme höchster Lusterwartung wurde die Seele von Schauern der Verzückung durchrieselt. Auch die feinsten Ganglien des Gehirns wurden von den schweren, blumigen Düften dieser Stadt stimuliert, bis der ganze Körper von George in fiebriger Trance vibrierte.

Erst als die Sänfte vor den Marmorstufen des Palastes anhielt, schwand die heißkalte Erregung im Körper von George. Die Träger setzten die Sänfte ab. Der Eunuch stieg aus und gab George mit einem herrischen Wink zu verstehen, dass er ihm folgen solle. Die Mohrenknaben gingen voraus. Einer streute Rosenblütenblätter auf die Stufen der Treppe. Der andere fächelte dem Eunuchen Luft zu. Er tat dies mit einem Palmzweig. Der Eunuch atmete schwer. Ströme von Schweiß rannen über das hochrote, aufgedunsene Gesicht.

Während der Eunuch auf der obersten Stufe zum Palast verschnaufen musste, betrat George das Plateau der Terrassenstufen, warf einen Blick zurück und schaute von der Höhe hinab. Da sah er die Scharen der Sklaven in den Straßen von Anidem. Viele trugen schwere Lasten auf Köpfen oder Schultern. Stein für Stein schleppten sie herbei, um eine Pyramide neben dem Palast zu errichten. Von der Höhe vom Plateau der Terrassentreppe sahen die Sklaven an der Baustelle dort unten in der Tiefe aus, wie ein Heer von schwarzen Ameisen, das mit disziplinierter Unermüdlichkeit in ständiger Bewegung war. Es waren Arbeitssklaven. Andere trugen bunte Perlenketten am Körper und waren mit einem knappen Lendenschurz aus hellbraunem Wildleder bekleidet. Die schönen, schwarzen Jünglinge flanierten durch die Stadt der Lüste und dienten alten, weißen Männern als Objekt der Wollust. Die weißen Männer trugen lange kostbare Gewänder und griffen den schwarzen Jünglingen ganz ungeniert unter den Lendenschurz. Sie taten dies in aller Öffentlichkeit und zerrten die Lustknaben in den Schatten der Häuser, die den Marktplatz unterhalb des Palastes umgaben. Dort, im Halbdunkel, mussten sich die Lustknaben dem Willen der Herren dieser Stadt beugen und ihren Körper ohne Aufbegehren hingeben. Da wurde George bewusst, was ihm als Sklave in Anidem bevorstand. Dies Leben voller Laster war schlimmer noch als der Tod durch Arbeit, den so mancher Sklave im Schweiß seines Angesichts und vor Erschöpfung beim Pyramidenbau unter den Peitschenhieben der Aufseher erlitt. Im Gegensatz zum Arbeitssklaven, der seine innere Menschenwürde bis zum Tod behielt und ordentlich in einem Grab im Wüstensand vor den Toren der Stadt bestattet wurde, erlitten die Lustknaben für die kurze Zeit des ihnen aufgezwungenen Lotterlebens Schaden an Leib und Seele, der ihnen jedes Ehrgefühl nahm, sie zum willenlosen Opfer machte, bis die reichen Alten von Anidem ihrer überdrüssig wurden. Das war der Augenblick des Todes, denn nach der letzten, an ihnen vollzogenen Befriedigung durch einen der hypergeilen Alten, wurden sie von dieser Bestie Mensch langsam und qualvoll erwürgt oder grausam erdolcht, ohne die Hand gegen den Lustmörder erheben zu dürfen. Jedes Mal, wenn die Radschputen den missbrauchten Körper eines toten Lustsklaven in der Gosse am Straßenrand oder an einer dunklen Ecke im

Rotlichtviertel von Anidem fanden, schleiften sie den geschändeten Leichnam an Seilen hoch zu Ross, wie einen lästigen, zum Himmel stinkenden Kadaver zur Stadt hinaus und warfen ihn in den Fluss. Der Fluss wimmelte von Krokodilen. Im Rachen der Riesenechsen fanden die toten Lustsklaven ihre letzte Ruhe, bis nichts mehr von ihnen übrig blieb.

Von Ekel und Wut erfasst, wandte sich George von dem grässlichen Treiben ab. Es war nur ein kurzer Blick zurück in die Tiefe gewesen. Er hatte den abartigsten Abschaum der Menschheit Oruzaniens gesehen, und das hatte genügt, um sein erniedrigtes Selbstwertgefühl zu stärken. Wenngleich er ein Sklave war, würde er niemals ein Opfer perverser Lust werden. Falls sein Geist nicht ausreichen würde, um das zu verhindern, was seine Seele zutiefst verabscheute, wäre es eine Ehre für ihn, sich vom Dach des Palastes zu stürzen, damit seine Menschenwürde bewahrt bliebe.

Mit erhobenem Haupt betrat George an der Seite des Eunuchen Suliman den Palast des Sultans von Anidem. Sie gingen durch die große, mit farbigen Mosaiksteinchen geflieste Vorhalle. Kostbare Teppichbrücken lagen auf dem rotbraunen Steinboden und dämpften den Schritt. An den Säulen hingen Fackeln in ehernen Flammenständern. Kristalleuchter mit funkelnden Lüstern rankten von der hohen Kuppeldecke herab. Überall standen kleine Polstergruppen um halbhohe, quadratische Messingglastische. An den Säulen standen muskulöse Palastwächter in Pluderhosen, die bis zum Turban bewaffnet waren. Sie hielten Hellebarden in der Hand, trugen Krummdolche und Säbel in der breiten Schärpe unterhalb des nackten Oberkörpers, und der Stern am Turban war ein tödliches Wurfgeschöß.

Am anderen Ende der gewölbten Vorhalle tat sich ein Atrium mit üppig grünen Pflanzen auf. Springbrunnen plätscherten und von Ferne ertönte leise Musik. Jenseits des blühenden Innenhofes befanden sich die Bäder und Gemächer des Harems. Hinter den rot geäderten Marmorgittern des Harems erschienen junge, hübsche Mädchen. Es waren bildschöne Sklavinnen von verschiedener Hautfarbe. Bis auf einen dünnen Schleier um die Hüfte, waren sie nackt, wie die Lustsklaven in den Straßen von Anidem. Die Glutaugen der blutjungen Mädchen blickten traurig durchs Gitter. Reifere Schönheiten mit prallen Formen lagen auf flauschigen Fellen und aßen kandierte Früchte. In den vor Lust glitzernden Augen dieser weißhäutigen Schönen lag ein Ausdruck von satter Zufriedenheit.

„Hier wirst du dich wohlfühlen. Und wenn du genug von all den Schönheiten hast, wirst du freiwillig darum bitten, entmannt zu werden“, sagte der Eunuch mit öliger Stimme zu George. Jetzt wurde George klar, was man mit ihm vorhatte. Er sollte solange alle Genüsse des Fleisches genießen, bis er diesen überdrüssig sei. Dann würde man ihn entmannen und aus

ihm einen Eunuchen machen. Ja, ganz sicher, man wollte ihn bei lebendigem Leibe kastrieren, jederzeit, wenn es Suliman oder dem Sultan danach war, sie einen neuen Eunuchen für den Harem brauchten, was nur über seine Leiche geschehen würde.

„George, du wirst unter meiner Oberaufsicht Leibsklave des Sultans Omanero sein. Stets hast du ihm höflich und zuvorkommend zu dienen. Das Betreten des Harems ist bei Todesstrafe für jeden Mann außer dem Sultan, mir und meinen Eunuchen verboten. Komm jetzt, der Sultan ist mit den Mädchen im Hammam. Wirf dich zu Boden und küsse die Füße von Sultan Omanero“, empfahl ihm der Obereunuch Suliman.

Sie gingen durch einen vergitterten Korridor, der auf George wie ein überdimensionaler Vogelkäfig wirkte. Am Ende des Korridors führten Treppenstufen abwärts ins Hammam. Das große Dampfbad war ein Meisterwerk zarazenischer Baukunst. Die Abendsonne schien durch die Wabengitter der verschnörkelten Decken und Wände. Der rötliche Schein der Sonne durchwirkte das wallende Weben der Dampfschwaden und schimmerte da und dort auf dem blaugrünen Wasser des ovalen Schwimmbeckens. Von arabesker Bauweise und Dimension war das Schwimmbecken, und überall im Raum standen subtropische Pflanzen in Kübeln aus Alabaster. Im goldgrünen Geäst mancher Pflanzen wuchsen Früchte. Es gab dunkle Grotten und helle Nischen hinter dem dichten Grün der Gewächse. In den Nischen lagen brokatbestickte Sitzkissen, die um niedrige Rundtische gruppiert waren. Auf den Tischen standen Karaffen mit Fruchtsäften und buntschillernde Glasschalen voll von erlesenem Obst. Sultan Omanero saß im brusthohen Wasser des Bades und ließ sich von nackten Schönheiten verwöhnen. Es gab Mädchen, die ihn mit weichen Schwämmen und duftender Seife den Rücken wuschen. Andere fütterten ihn mit Trauben und kraulten seinen zerzausten Vollbart. Die flinken Hände der Mädchen waren überall, tauchten unter Wasser und glitten am schwabbeligen Körper des Sultans auf und ab. Der Sultan verzog keine Mine. Seine Augen waren dunkel und kalt und starrten in den Schwadendunst. Die beiden Mohrenknaben knieten auf den geblühten Fliesen am Rande des Schwimmbeckens nieder, und der Obereunuch verneigte sein Haupt. Dann sagte er: „Großmächtiger Sultan, die Ausbeute an Sklaven war gering. Das letzte Mal waren wenigstens noch ein paar Sklavinnen darunter, die Euch gefielen. Doch dieses Mal konnten wir nur einen weißen Fremdling namens George kaufen. Ich habe Jago Kyphan viel Geld für ihn bezahlt. Er soll eine Rarität sein, von einem anderen Planeten stammen.“

„Schmückt die Mädchen für das Fest heute Abend, und schickt den weißhäutigen Mann zu mir“, sagte Sultan Omanero mit halbgeschlossenen Augenlidern ohne Suliman eines Blickes

zu würdigen. Bevor der Obereunuch antworten konnte, sagte George: „Er steht vor Euch, erhabener Sultan.“

Dem Obereunuchen verschlug es die Sprache. Er wurde kreidebleich im Gesicht. Der Sultan wandte den Kopf und blickte George an. Der starre, kalte Blick des Sultans schien George durchbohren zu wollen, doch hielt er dem Blick des Wüstlings stand. Er lag nicht zu seinen Füßen, obschon er wusste, dass ein kleiner Wink des Sultans genügt hätte, um ihn einen Kopf kürzer zu machen. Doch merkwürdig, dem Sultan schien das unerschrockene Verhalten von George zu gefallen. Er sagte mit unbeweglichem Gesicht: „Der weiße Sklave ist ein Mann von Ehre. Er hat gute Manieren und muss von edlem Geblüt sein. Wie war noch sein Name?“

„George“, sagte der Obereunuch hastig, nachdem er die Sprache wieder gefunden hatte.

„Komm, steige ins Bad, George. Leiste mit Gesellschaft“, sagte der Sultan mit einladender Geste.

George zögerte und dachte: „Wie komme ich zu dieser Ehre? Ach, was soll's, nutze die Gunst des Augenblicks.“

Während George sich der Sandalen und des Gewandes entledige, sagte der Sultan zum Obereunuchen Suliman: „Richtet das Fest her und putzt die Mädchen zum Offiziersball der Radschputen besonders hübsch heraus. Ich will keine Klagen hören. Entfernt Euch jetzt. Geht an die Arbeit, Suliman. Ach ja, und schickt Cherosiade zu mir. Sie soll mir aus den Büchern der Fatassi erzählen.“

Der Obereunuch knirschte vor Wut mit den Zähnen. Wie gerne hätte er den Harem geschlossen gehalten, um den Radschputen eins auszuwischen, sie sozusagen in ihrem eigenen Saft schmoren lassen. Aber die Radschputen waren nun mal die verhätschelten Lieblinge des Sultans. So sagte er mit bleichem Gesicht: „Ich eile, Eure Großherrlichkeit.“ Suliman machte einen tiefen Bückling und verließ gefolgt von den Mohrenknaben das Hammam.

George stieg ins Wasser und war im Nu von hübschen Mädchen umringt. Während er noch darüber nachdachte, was es mit den Geschichten der Fatassi auf sich hatte, sagte Sultan Omanero mit freundlicher Stimme: „Als mein zukünftiger Berater, wünsche ich mir einen Mann an meiner Seite, der mir die Trübsal in meinem Leben nimmt. Zuerst aber, entspanne dich. Später wird uns Cherosiade aus der Fatassi wunderschöne Geschichten erzählen. Danach werde ich dich um Rat fragen.“

Mit diesen Worten entstieg der Sultan dem Wasser. Er wurde in ein Badetuch gehüllt und zog sich in eine Nische des Hammam zurück. George wunderte sich, womit er das

Wohlwollen des Sultans verdient habe. Und während er noch grübelte, warum dieser Mann, der alles hatte und im Luxus schwelgte, traurig sein könne, begannen die Mädchen ihn mit sanften Händen und Schwämmen zu waschen. Sie taten dies mit zärtlichen, kreisrunden Bewegungen über Rücken, Brust und Bauch. George verspürte ein angenehmes Prickeln im Sonnengeflecht. Die Mädchen tuschelten, kicherten und steckten die hübschen Köpfchen zusammen, als Georges Männlichkeit sich regte. Das warme Wasser, die zarten Hände der Mädchen, machten George gegen seinen Willen zum Opfer der Lust. Eines der Mädchen tauchte, um ihn an jener Stelle zu küssen, wo bereits die Hand einer Rothaarigen ihn liebte. Das rothaarige Mädchen stand Auge in Auge vor ihm und rieb ihn dort, wo er ganz hart war. Dabei schmiegte sie ihren anmutigen Körper an seinen und blickte ihm mit einem betörenden Lächeln fest ins Auge. Während in den achatgrünen Augen des Mädchens ein heimliches Feuer glühte und seine Seele versengte, schmolz die Erektion und wurde unter ihren Händen zur Eruption, so dass sein Samen wie weißglühende Lava hervor schoss. Danach ließ er sich ganz entspannt ins Wasser zurücksinken. Arme fingen ihn auf, und er spürte überall kleine Küsse auf seinem Körper. Ihm wurde heiß, und wieder erwachte in ihm das Gefühl von wilder Erregung. George lag halb im Wasser mit dem Rücken auf dem flachen Beckenrand. Das Mädchen ging in die Hocke und ließ sich auf ihn nieder. Von der rosigen Haut dampfte noch der Schwaden, perlten schillernde Wassertropfen, als sie ihn in ihren Schoß aufnahm. Sie ließ ihr Becken kreisen, und George starb vor Wonne, erlebte von neuem den kleinen Tod der Lust. Bald darauf überkam George ein Gefühl von Traurigkeit. Ermattet und wie ausgelaugt wurde er des Mädchens überdrüssig. Doch sie war ganz wild darauf sein Fleisch einmal mehr in ihren Schoß aufzunehmen, um es bis aufs Blut zu schröpfen. Sie würde es noch einmal und immer wieder versuchen ihn seiner Kraft zu berauben. Er würde keine Ruhe vor dieser Nymphomanin finden. Und wäre es dann nicht besser, sich entmannen zu lassen, bevor sie ihn zu Tode liebte?

Aber kaum hatte George sich aus den Armen der rothaarigen Tscherkessin befreit, da bedrängten ihn die anderen Mädchen. Sie fielen über ihn her, und George hatte große Mühe sich ihrer zu erwehren.

Schließlich gelang es ihm mit einer List, aus dem Wasser zu flüchten. Er rief: „Hört auf! Ich bin krank, habe die schwarzen Pocken!“ Da ließen die Mädchen von ihm ab, und George entstieg dem Wasser. Er trocknete sich an einem herrenlosen Badetuch ab und zog den Kaftan an, um seine Blöße zu bedecken. Dann warf er das Badetuch ins Wasser und rief mit aufgesetztem Pathos den vor Schreck erstarrten Mädchen zu: „Jetzt bin ich geheilt von den

schwarzen Pocken. Sie befahlen mich in meiner Not, bedrängt von euch und verschwanden als ich gerettet war. Habt Dank, ihr lieben, kleinen, unersättlichen Nymphen.“ George machte eine galante Verbeugung, wie ein Schauspieler vor dem Publikum nach gelungener Aufführung eines Theaterstücks.

Es dauerte einen Augenblick, ehe die Mädchen den Sinn seiner Worte erfassten. Doch dann, als ihnen klar wurde, dass George niemals von den Pocken befallen gewesen war, ging die Röte der Scham über ihre Gesichter. Einen Augenblick herrschte betretenes Schweigen im Hammam. Wiewohl, wenig später lachten die Mädchen, bespritzten sich mit Wasser, denn sie waren froh keinen Pockenkranken im Bad gehabt zu haben.

Sultan Omanero schmunzelte und winkte George zu sich herüber in die Nische. Der Sultan saß auf einem Diwan, rauchte Wasserpfeife und machte den Eindruck eines glücklichen Mannes. Zu seinen Füßen sah George eine reife Schönheit im Lotossitz. Die verschleierte Frau trug hellrote, durchsichtige Pluderhosen, ein lindgrünes Bolerojäckchen und lüftete den feinmaschigen, weißen Batistschleier, als George auf einem Sitzkissen gegenüber dem Sultan Platz nahm.

Cherosiade hatte große, dunkle Augen, die so wach und rege wie ihr Geist waren. Ein kaum merkliches Lächeln verzauberte ihr wohlgeformtes Gesicht, und der warme Klang ihrer Altstimme faszinierte George.

Cherosiade erzählte eine Geschichte aus den Büchern der Fatassi. Es war die Geschichte von Anidem, die Sultan Omanero so sehr liebte, dass Cherosiade sie beinahe jeden Abend erzählen musste. Und so sprach Cherosiade: „Vor langer Zeit, als aus den friedlichen Nomaden dieser Gegend verwegene Wüstenkrieger wurden, entstand die Enklave von Anidem. Zuerst war es ein karger Fleck am Rande der Wüste Gobarah. Die armen Wüstenkrieger litten Tag und Nacht große Not. Es gab nur wenig Nahrung. Der Sandboden war unfruchtbarer noch, als die Großmutter des Scheitans. Hunger und Krankheit geißelten das Morgenland. Da scharten sich ein paar tapfere Zarazenen um einen Mann, der später als Raschid al Harunid in die Geschichte von Anidem eingehen sollte. Mit seinen Beutezügen legte der große Raschid al Harunid den Grundstein zum Palast von Anidem. Raschid al Harunid war ein kluger Mann, der nicht nur durch kühne Taten glänzte. Er verstand es seine Wüstenkrieger zu führen, das eigene Land im Namen Ellahs mit straffer Hand zu regieren, bis es zum reichsten Emirat des Morgenlandes wurde. Jedes Mal, wenn er mit seinen kampferprobten Kriegern heimkehrte, waren sie mit Schätzen aus aller Herren Länder beladen. Sie brachten Gold, Silber und Edelsteine nach Anidem. Der Handel blühte, die Stadt

um den Palast wuchs, das Land am Flusse Lin wurde fruchtbar und kein Zarazene brauchte mehr Hunger zu leiden. In dieser Zeit, als Anidem zur mächtigsten Metropolis des Morgenlandes wurde, starb der große Raschid al Harunid. Er stieg auf ins siebte Paradies von Ellah, umgeben von himmlisch, schönen Huri, und sein Sohn Hussein trat die Thronfolge an. Aber Hussein I. wurde vom Größenwahn befallen. Ellah schlug ihn mit Blindheit, als er auszog, um das Reich des Großmoguls von Industan zu erobern. Der Großmogul schlug das Heer der Zarazenen in der Ebene von Gautama. Hussein geriet in Gefangenschaft und verging am Hofe des Großmoguls vor Sehnsucht nach seiner Vaterstadt an den Ufern des Flusses Lin. Er wurde älter und von Gebrechen geplagt. Vor seinem Tode hatte er noch einen Wunsch. Der Große Khan zeigte sich gnädig. Er ließ Hussein auf seine alten Tage nach Anidem ziehen. Doch wollte der Großmogul sicher gehen, dass Hussein nie wieder gegen ihn Krieg führen würde. Als Beweis treuer Ergebenheit verlangte der Großmogul von Hussein ein Faustpfand.

Hussein hatte eine wunderschöne Tochter. Sie hieß Fatima und war noch jung an Jahren. In der Blüte ihres Lebens wurde sie zur Geisel am Hofe des Großmoguls. Ihr Vater Hussein starb vor Gram in Anidem. So strafte Ellah diesen Mann für seinen Größenwahn.

Doch bald schon verzauberte die schöne Fatima den Großmogul mit ihren Reizen. Das Herz des Großen Khan schmolz dahin wie Wachs in der Sonne. Fatima war die Freude seines Auges und nur allzu gern willigte er ein, als sein Sohn Radscha sie zur Frau begehrte. Fatima und Prinz Radscha liebten sich aus tiefster Seele. Sie zeugten zwei Söhne. Es waren Zwillinge. Der Älteste von beiden wurde nach seinem Vater Radscha genannt und sein jüngerer Bruder erhielt den Namen des verstorbenen Großvaters: Hussein. Radscha und Hussein waren dem Geschlecht zweier Königreiche entsprossen. Sie gründeten die Kriegerkaste der Radschputen.

Die beiden Zwillingbrüder waren unzertrennlich und gelobten einander ewige Treue. Doch eines Tages zog es Hussein II. zum Grabe seines Großvaters. Er ritt mit einer Schar Radschputen nach Anidem, um die letzte Bitte seiner Mutter Fatima zu erfüllen.

In Anidem gab es kein Grab von Hussein I. Im Zorn hatten ihn die verarmten Bewohner von Anidem in der Wüste verscharrt. Nach langem Suchen fand Hussein II. die Gebeine seines Großvaters. Dort im Wüstensand nahe der Stadt Anidem ließ er ein Mausoleum errichten und schmückte es mit der grünen Fahne der beiden Königreiche von Anidem und Industan. Die grüne Fahne mit dem goldenen Halbmond und den gekreuzten Krummsäbeln flatterte fortan auf dem kleinen Kuppeldach des Mausoleums, das am Ostufer des Lins auf einem Sandhügel stand und die Bewohner von Anidem an den Treuebund mit dem

Großmogul von Industan erinnerte. Hussein II. blieb mit seinen Radschputen in Anidem und verhalf dieser Stadt wieder zu jenem Glanz, der heute noch von der Glorie der alten Zeit zeugt.

„Ja, ja meine geliebten Radschputen aus dem Geschlecht Husseins II. sind tapfer und treu und sichern mein Reich vor den Überfällen der Berberags“, seufzte Sultan Omanero wonneselig zwischen zwei Zügen an der Wasserpfeife. Er hatte Tränen der Rührung in den Augen, als er George fragte: „Ist die Geschichte von Anidem nicht schöner als ein Märchen aus 1001 Nacht?“

George nickte und sagte: „Ja, die Geschichte dieser Stadt ist mit dem Blut von Menschen geschrieben worden. Sie ist voller Kampf wie das Leben und deshalb spannender als ein Märchen.“

Cherosiade hob den Blick und sagte mit einem geheimnisvollen Lächeln: „Die Bücher der Fatassi sind voller Leben. Sie erzählen von den Menschen Oruzaniens, die das Schicksal schrieb und von Mund zu Mund überliefert wurde. Es sind heilige Bücher, denn wer kennt des Menschen Schicksal besser, als Ellah mit seiner göttlichen Vorsehung.“

Während George über die weisen Worte von Cherosiade staunte, fragte ihn der Sultan: „Was ist mein Schicksal, George? Werde ich als reicher Mann mit Macht und Ansehen sterben?“ „Keiner ist vor seinem Ende selig zu preisen“, erwiderte George mit stoischem Gleichmut. Der Sultan schloss die Augen. Er war blass im Gesicht. Schwer und dunkel wie seine Augensäcke waren die Gedanken. Schließlich sagte er mit matter Stimme: „Lasst mich allein. Ich muss nachdenken. Cherosiade, zeige dem weißen Fremdling sein Gemach.“

„Gerne, Herr“, flüsterte Cherosiade und verschleierte das Gesicht. Während Cherosiade George durch ein Labyrinth von Gängen in den Gästetrakt des Palastes führte, sagte sie: „Wie jede Nacht, wird der Sultan ein rauschendes Fest im Palast geben. Sei auf der Hut, George. Im Rausch von Drogen kann der Sultan zur Bestie werden. Halte dich von ihm fern, zumal deine Worte ihn gereizt haben.“

„Habt Dank, Cherosiade“, sagte George, als sie an der Tür zu seinem Gemach standen.

„Ich werde dich zum Fest abholen“, sagte Cherosiade und ging zurück in den Harem.

Das Gemach war eine Luxussuite. Hinter dunkelroten Samtvorhängen hingen kostbare Gewänder an vergoldeten Kleiderstangen. Über dem großen Rundbett wölbte sich ein himmelblauer Baldachin, der mit silbrigen Sternchen bestickt war. Die Armaturen des Bades waren aus purem Gold. Wohlgerüche schwebten im Raum, und leise Musik drang von Ferne an sein Ohr.

Die Musik war wie weicher Schaum, der Georges Seele badete und ihm ein Gefühl von schwebender Leichtigkeit gab. George wählte heiteren Gemüts unter den Gewändern einen langen, sandfarbenen Wollkaftan aus. Dann zog er ein Paar geflochtene Sandalen feinsten Wildleders an.

Als es dunkel wurde, klopfte es leise an der Tür. George öffnete. Es war Cherosiade, die ihn in einem apfelgrünen Seidengewand zum Fest abholte.

Der Palast war in ein angenehmes, messingfarbenes Licht getaucht. In ehernen Ständern brannten Fackeln in den Gängen. Auf den kleinen Tischen im großen Festsaal flackerten die bläulichen Flämmchen von Räucherkerzen. Düfte wallten im rötlich schimmernden Raum und durchwirkten die Luft mit allen Wohlgerüchen Oruzaniens. Wie in einer Arena, waren niedrige Tische, Polster und Hocker um eine runde Tanzfläche gruppiert, unter deren Glasboden, Wasser in schillerbunten Farben hin und her flutete.

Auf elfenbeinfarbenen Tablett reichten dunkelhäutige Sklaven allerlei exotische Leckereien den illustren Gästen des Morgenlandes dar. Von überall her waren sie gekommen, um beim Fest des Sultans dabei zu sein. Scheichs, Emire, Paschas, Mufties und Wesire, jeder der Rang und Namen hatte, war zum alljährlichen Offiziersball der Radschputen erschienen. Die noblen Gäste waren in prächtige Gewänder gekleidet. Sie trugen Halsketten und Ringe aus gediegenem Gold. Das Feuer der funkelnden Juwelen umgliss sie mit einer Aura von Erhabenheit. Die Offiziere der Radschputen trugen perlenbesetzte Chechs und luftige, farbenfrohe Saris.

Das kulinarische Büffet war von subtropischen Pflanzen umgeben. Das Büffet war auf einer langen Tafel aus weißem Marmor angerichtet und wurde von einem beleuchteten Springbrunnen überragt. Im Farbenspiel der Kaskaden wirkten die erlesenen Speisen auf Auge und Gaumen wie eine wundersame Offenbarung, die in ihrer Fülle und Frische höchsten Genuss versprach. Kleine Mohrenknaben standen am Büffet, hielten Palmenwedel in den Händen und fächelten den Gästen Luft zu. Am anderen Ende des Festsaales, wo sich der gläserne Laufsteg der Tanzfläche vor einem roten Diwan fächerete, wurde es mit einemmal ganz hell, und der Sultan erschien mit festlich gekleidetem Gefolge. Ein Ah und Oh des Erstaunens ging durch die Reihen der Gäste. Sultan Omanero trug ein weites, golddurchwirktes Gewand. An jedem Finger prunkten Ringe mit Edelsteinen von unschätzbarem Wert. Des Sultans Augen waren mit schwarzen Lidschatten geschminkt. Die Schwärze der Schminke gab ihm ein dämonisches Aussehen.

Als George und Cherosiade den Festsaal des Palastes betraten, begrüßte Sultan Omanero die Gäste mit einem jovialen Lächeln, das von der huldvollen Geste seiner rechten Hand begleitet wurde. Dann setzte sich der Sultan auf den Diwan. Die Gäste ließen sich auf Sitzkissen an kleinen, runden Tischen nieder. Wenngleich George und Cherosiade einen Tisch in der Nähe des Sultans wählten, konnten sie einigermaßen sicher sein, dass er sie auf den ersten Blick nicht in der Menge der Gäste entdeckte. Nachdem der Sultan sich auf dem Diwan ausgestreckt hatte, klatschte er in die Hände.

Bald darauf erschienen auf der Tanzfläche Akrobaten, Clowns und Gaukler. Die bunte Truppe unterhielt die Gäste mit allerlei Kunststückchen und Faxen. Während der Vorführung reichten Mohrenknaben Flamingozungen in Dillrahmsauce. Zu dieser Delikatesse gab es einen edlen Roséwein mit blumigem Bouquet.

Das Bild auf der Tanzfläche wurde zu einem gladiatorischen Schauspiel. Schwertkämpfer, Feuerschlucker und Fakire traten auf. Beim Anblick einer der Fakire, wurde George an die Qualen der Sklaven in der Wüste Gobarah erinnert. Er fragte sich, was ein Mensch an Schmerzen aushalten könne, als er sah, wie sich der Fakir die Zunge mit einer Nadel durchbohrte und sich auf ein Nagelbett legte. Der Fakir sah aus wie ein Gekreuzigter. Vor dem geistigen Auge von George zogen die schwarzen Holzkreuze der toten Sklaven in der Wüste Gobarah vorbei. Unzählig viele dieser Armseligen waren dort unter Qualen gestorben, und hier kreuzigte sich ein Mensch, um seinen Körper über den Schmerz zu erheben?! George erzählte Cherosiade vom Leidensweg der Sklaven unter der Knute des Jago Kyphan. Beim Namen von Jago Kyphan huschte ein Anflug von Trauer über das Gesicht von Cherosiade. Sie nickte stumm, so als wolle sie sagen, dass sie dies Scheusal von einem Menschen kenne. Und als George sie fragte, warum dieser Unmensch die Wüstengräber der toten Sklaven mit Kreuzen geschmückt habe, da sagte Cherosiade unter Tränen: „Er tat dies, um Jahowe, den Gott der Judeaner zu verhöhnen.“

In diesem Augenblick erinnerte Cherosiade George an Miriam. Es ward ihm, als spräche Cherosiade ein stilles Gebet. Ihr Gesicht wirkte so verklärt, war so rein und schön, wie das Antlitz von Miriam, als sie den Rosenkranz vor seinem Bett im Hause des Priesters Josef Abel betete. Und als George von Miriam sprach, leuchteten die Augen von Cherosiade vor Freude. Sie wischte die Tränen mit dem Handrücken fort und lächelte glücklich wie eine Mutter, die ihr Kind von ganzem Herzen liebt.

Während des feudalen Essens unterhielten sich George und Cherosiade über die Macht der Vorsehung. Sie verstanden sich glänzend, und die Menschen ringsumher wurden zu

bedeutungslosen Schatten. Cherosiade sprach von der kosmischen Weitung der Empfindung, die der Mensch in der Wüste erlebt. George hatte diese Empfindung unter dem weiten, klaren Horizont des Sternenhimmels in der Oase Morgima erfahren. Damals, am Ort der Vorsehung, war ihm in den Armen von Carisma ein Gefühl erwacht, das ihn aus der irdischen Enge Oruzaniens hinaustreten ließ, um in die grenzenlose Wirklichkeit einer anderen Welt einzutauchen. „Ja“, sagte Cherosiade, „wer in die Wüste geht, wird nicht derselbe bleiben.“ Es waren weise Worte, die Cherosiade aus den Büchern der Fatassi rezitierte. Diese Worte waren keine Blase meditativer Phantasie. Indes, steckte in ihnen jene Wahrheit, die aus der Kraft widerfahrenen Leids lebt. George kannte dies unabdingbare Gefühl von Wahrheit und Einsamkeit, das ihn manchmal während der Raumflüge überkommen hatte. Da war ihm jeder Planet wie eine winzige Oase in der Wüste des Universums vorgekommen. So sagte George zu Cherosiade: „Ja, ich wurde in der Wüste ein anderer Mensch.“

Cherosiade blickte ihn mit ihren dunkeln, klugen Augen an und sagte: „Ich weiß, du kamst von einem anderen Planeten, um auf Oruzanien Mensch zu werden.“ Cherosiade sagte dies mit solch einer Natürlichkeit, als ob sie George in die Seele schauen könne.

Kurz vor Mitternacht wurde das Licht gedämpft. Ein leiser Gong ertönte. Das Fest erreichte den Höhepunkt. Zarazenische Musikanten in weiten Kaftanen erschienen auf dem hinteren Rund der Tanzfläche. Die Musiker setzten sich im Lotossitz auf den erleuchteten Glasboden. Im melancholisch-monotonen Rhythmus voller mollartiger Halbtöne, begannen sie auf den Instrumenten zu spielen. Der Sultan auf dem Diwan ließ sich eine Wasserpfeife reichen. Er hatte schon glasige Augen, als der Rhythmus immer schneller wurde und die Silhouetten von bildschönen Mädchenkörpern im Rücken der Musiker auftauchten. Die Musik wurde leiser und verstummte. Zuerst hörte man ein feines, silberhelles Geläut. Dann traten Mädchen aus dem Dunkel ins Licht der Tanzfläche. Sie waren blutjung und trugen dunkelrote Pluderhosen. Die weiten Pluderhosen waren aus feinem Gazestoff und umwebten Hüfte und Schenkel wie hauchdünne Schleier. Silbrige Kettchen mit winzigen Glöckchen blitzten und klingelten an den schlanken Fesseln der nackten Füße. Bunte Perlenschnüre wanden sich um ihre Hüften und schmückten die kleinen, festen Bäuchlein. Breite Ketten aus leuchtender Koralle, Bernstein oder Gold schmiegt sich an Hals und Brüste und wippten mit jedem Schritt. Ringe und Münzen des gleichen edlen Metalls baumelten an Ohrläppchen oder zierten die Stirn der Mädchen.

Die Musik setzte ein, wurde lauter und steigerte sich in einen Rausch von Tönen. Es waren besonders hübsche Mädchen von verschiedener Hautfarbe, die mit schlangenartigen

Bewegungen über die hell erleuchtete Tanzfläche wirbelten. Ab und zu ließen sie vor den lüsternen Blicken der hohen Gäste das Becken bis zum Bauchnabel kreisen. Sie taten dies mit aufreizendem Hüftschwung und gespreizten Beinen. Die langen Fingernägel der Tänzerinnen waren mit Henna lackiert.

Während die Mädchen sich vor den schwarz geschminkten Augen des Sultans wanden, blitzte im Licht der Tanzfläche das Rot des Hennas von ihren glattpolierten Fingernägeln über den Laufsteg und reflektierte als solches ins Dunkel der Menge. Schritt für Schritt näherten sich die tanzenden Mädchen dem umnebelten Diwan des Sultans Omanero. Dabei buhlten und warben ihre geschmeidigen Körper um die Gunst des Sultans.

Die Augen des Sultans waren halb geschlossen, und nur die dämonische Schwärze der Schminke war in seinem aufgedunsenen Gesicht zu sehen. Im Dunst von Räucherkerzen und süßlichem Haschisch, öffnete sich ein Auge des Sultans und starrte auf den jungfräulich, schönen Körper einer Tänzerin. Das Mädchen verstand, gehorchte und sank in die Arme des Sultans. Es tat dies ohne einen Laut der Klage. Und sie seufzte nur ein einziges Mal, als der Sultan von Anidem in das Fleisch ihres Schoßes eindrang und die Blume der Unschuld deflorierte.

Dann hörte man eine grausame Stimme im Halbdunkel des Festsaaes, die zuvor noch beim Geschlechtsakt vor geiler Lust gestöhnt hatte, als Sultan Omanero jetzt mit hechelndem Gekeuche sprach: „Liebe Gäste und Radschputen, bedient Euch meiner Sklavinnen. Ich schenke sie Euch für eine Nacht.“

Kaum waren die Worte des Sultans verklungen, da öffneten sich die Pforten des Harems. Wenig später huschten die Sklavinnen wie Schatten durch die Reihen und boten ihre Körper den Gästen dar. Die Offiziere der Radschputen trieben es mit den Tänzerinnen des Sultans. Sie taten dies in wilder Reitermanier.

Als das grinsende Mondgesicht des Obereunuchen Suliman im Lichtschein auf dem Gang zum Harem erschien, verließen Cherosiade und George den Festsaal. Es war nicht leicht über die vielen, sich im Lustrausch am Boden windenden und paarenden Leiber zu steigen.

„So ist es jede Nacht im Palast von Anidem“, sagte Cherosiade mit ernstem Gesicht.

„Wie kann man nur solch ein liederliches Leben länger als eine Nacht ertragen?“ sagte George und schüttelte vom Ekel der Fleischeslust angewidert den Kopf. George rang nach Luft. Er brauchte frische Luft und musste raus aus diesem Dunstkreis der Lüste.

Während Cherosiade sich in ihr Gemach zurückzog, um die alten Schriften des Marabuts von Kismoctoo zu studieren, stieg George über eine kleine Wendeltreppe zum Flachdach des

Palastes empor. Dort saß er im Lotossitz unter einem Sonnensegeldach. Es war von der gleichen, tiefblauen Farbe wie der Sternenhimmel über Anidem.

Jede Nacht, wenn das orgiastische Treiben im Palast begann, zog George sich auf das große, weiße Flachdach zurück. Dann kniete er nieder und betete voller Inbrunst bis zum Morgen eines jeden Tages. Sobald das Licht der Sterne verblasste, blickte er vom Dach des Palastes auf die leere Welt des großen Marktplatzes von Anidem herab. Wenn alles noch schlief, sehnte sich seine Seele nach Carisma, die er seit jener ersten und letzten Nacht in der Oase Morgima nicht mehr gesehen hatte. Doch hatte er sie nicht sterben sehen, und so hoffte er, sie vielleicht eines Tages als Sklavin in dieser reichen Metropolis finden zu können. So verwarf George von Tag zu Tag die aufkommenden Fluchtgedanken, den Weg in die Freiheit. Und der Fremde auf dem Dach des Palastes ließ seine Blicke schweifen, bis sich an jedem Morgen eines neuen Tages, der Große Markt von Anidem mit Menschen füllte. Dann hielt er Ausschau nach Carisma, der schwarzen Prinzessin der Oase Morgima, die er geliebt hatte, weil sie einzig und allein seiner Frau Grace so ähnlich gewesen war.

So verging Tag für Tag. Doch Carisma blieb verschwunden. Sie wurde mehr und mehr zu einem Phantombild der Phantasie, das von der Sehnsucht nach seiner Frau Grace lebte, sich verzehrte und starb.

Und eines Nachts fasste George den Entschluss aus Anidem zu fliehen. Cherosiade war der einzige Mensch, den er in seine Pläne einweihte. Ihr konnte er vertrauen. Cheorsiade versorgte George mit dem Nötigsten. Sie gab ihm einen Leinenbeutel mit Kleidung und Trockenfrüchten. Dazu legte sie einen Krummdolch und einen Trinkschlauch, den George mit Wasser füllte. Alsdann half ihm Cherosiade den Weg durchs unterirdische Labyrinth des Palastes bis zum Fluss zu finden. Am Ausgang des Labyrinths verabschiedete sie sich von George mit den Worten: „Gehe immer am Fluss entlang Richtung Süden. Und solltest du eines Tages nach Kismoctoo kommen, dann suche den alten Marabut auf. Er weiß, wie und wo du das ORU finden kannst. Ich werde dem Sultan weiter Märchen aus 1001 Nacht erzählen, um dir einen kleinen Vorsprung zu verschaffen. Nun aber, eile geschwind, bevor deine Flucht entdeckt wird und die Radschputen dich jagen werden.“

Cherosiade war eine wunderbare Frau. George war gerührt, als er sagte: „Immerdar werde ich an dich denken. Dein Bild wird in meiner Seele sein. Stets werde ich deine Worte beherzigen. Chero.....“.

„Rahel Abel“, flüsterte Cherosiade und war in den Gängen des Labyrinths verschwunden. Da fiel es George wie Schuppen von den Augen. Erst jetzt wurde ihm die große Ähnlichkeit

von Cherosiade und Miriam bewusst. Es gab keinen Zweifel: Cherosiade war die Mutter von Miriam.

George hörte Schritte und Waffengeklirr in den Gängen des Labyrinths. Es wurde höchste Zeit. Er rannte zum Fluss. Die Radschputen waren ihm dicht auf den Fersen. Todesangst beflügelte seine Schritte. Er würde unter großen Qualen sterben, wäre ein toter Mann, wenn ihm die Flucht nicht gelänge. Aber wie konnte er den Häschern des Sultans entkommen? Der Fluss wimmelte von Krokodilen. Die Viecher würden ihn zerfleischen. Ans andere Ufer konnte er nicht schwimmen. Unmöglich oder vielleicht doch? Nein, das wäre glatter Selbstmord, die Verzweiflungstat eines Wahnsinnigen. Er aber wollte leben. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Noch war kein Radschput zu sehen. Aber viel Zeit blieb ihm nicht mehr, um sich zu entscheiden. Im selben Augenblick, als George dachte: „Es gibt keinen Ausweg“, kam ihm der rettende Gedanke. „Na klar, aber ja doch, es muss wie eine Verzweiflungstat aussehen.“

George nahm den Krummdolch zur Hand, zögerte nicht lange und stieß sich die Spitze der Klinge in den linken Oberschenkel. Ein kurzer, heftiger Schmerz durchzuckte ihn. George biss die Zähne zusammen und zog das Messer aus der Wunde. Blut spritzte hervor und befleckte den Kaftan. Er zog den Kaftan über den Kopf. Von allen Seiten presste George den Kaftan auf den Blutschwall der Wunde. Im Nu war der Kaftan rot von Blut. George zerfetzte den Kaftan mit dem Krummdolch. Mit einem Fetzen umwickelte er die Wunde am Oberschenkel. Als der Notverband ganz stramm saß und die Blutung gestillt war, warf George die vom Blut purpurrot durchtränkten Reste des Gewandes in den Fluss.

Während Krokodile mit weit aufgerissenen Schnauzen herbei schwammen, suchte George Deckung hinter einem Sandhügel. Kaum war er im Schatten der kleinen Sanddüne verschwunden, da erschien der Kopf eines Radschputen am Ausgang des Labyrinths. Der Radschput blickte mit funkelnden Augen zum Fluss. Doch der weiße Fremdling war verschwunden, so als habe er sich im blauen Nichts des Himmels aufgelöst.

George verschnaufte hinter der Düne am Ufer des Flusses. Er keuchte, war er doch im Laufschrift durch das seichte, kniehohe Wasser gewatet, um keine Fußspuren zu hinterlassen. Wo die Fußspuren am Fluss im Sand verliefen, irrten die Radschputen in heller Aufregung umher. Während George die Radschputen im Auge behielt, zog er jene Kleidung an, die ihm Cherosiade in weiser Voraussicht für den Notfall in den Leinenbeutel mit den Trockenfrüchten eingepackt hatte. Es waren Pluderhosen, ein Hemd und ein Chech von dunkelblauer Farbe. Die Radschputen sahen den Kaftan von George am Ufer vorbeidriften.

Ein Riesenkrokodil schnappte zu, tauchte unter, und ein Radschput fischte das blutige Gewand mit der Lanzenspitze aus dem Wasser.

„Hier enden die Fußspuren des Fremden im Sand“, sagte ein anderer Radschput, der am Ufer kniete und mit scharfem Auge den letzten Fußstapfen von George prüfte. Ein Dritter meinte: „Den hat’s zerrissen. Sieht so aus, als hätten ihn die Lieblinge des Sultans Omanero zum Frühstück wie ein delikates Fischfilethäppchen verspeist.“

Fragen wir Cherosiade, um ganz sicher zu gehen, ob der Fremdling tot ist. Sie kannte ihn besser als wir, und sie hat die seltene Gabe in die Zukunft blicken zu können“, sagte jener, der das Gewand aus dem Fluss gefischt hatte.

„Ja, sie ist eine Seherin, die uns gewiss mit absoluter Zuverlässigkeit sagen kann, was mit dem Fremden geschah und ob er, so wie es aussieht, tot ist“, pflichteten ihm die anderen Radschputen bei, als sie mit dem Gewand zum Palast zurückgingen.

George nutzte die Gunst des Augenblicks. Er schulterte den Leinenbeutel wie einen Rucksack und schlich am Boden kriechend im Schatten der Düne mit der flinken Wendigkeit einer Schlange davon. Als er außer Sichtweite der Wächter auf den Zinnen des Palastes war, ging er aufrecht und marschierte strammen Schrittes am Fluss entlang Richtung Süden.

Im Palast hatte Cherosiade große Mühe ihre Tränen zu unterdrücken, als man ihr das blutige Gewand zeigte. Sie nickte und sagte mit blassem, versteinerten Gesicht: „Ja, es ist der Kaftan des Fremdlings.“

Aber irgendwie weigerte sich Cherosiade daran zu glauben, dass George tot sei. Sie dachte: „Bei dem genialen Geist?! Nein, die Krokodile werden ihn nicht gefressen haben. Von allein wird er nicht in den Fluss gestiegen sein. Da müssten die Radschputen schon nachgeholfen haben, oder George hat sie mit einer List getäuscht und es ist ihm gelungen, die Bluthunde des Sultans auf eine falsche Fährte zu locken.“

Cherosiade zuckte mit keiner Wimper, als sie die Radschputen anblickte, um sich Gewissheit über das Schicksal von George zu verschaffen. „Nein, die Kerle sehen nicht danach aus, als ob sie George den Krokodilen zum Fraß in den Fluss geworfen hätten. Nicht die geringste Spur eines heimlichen Triumphes ist in ihren Gesichtern zu lesen“, freute sich Cherosiade im Stillen. Während eine verräterische Röte über ihr schönes Antlitz huschte, sagte sie mit gespielter Kaltblütigkeit und einem spöttischen Lächeln auf den Lippen: „Ja, die Krokodile haben den weißen, rebellischen Sklaven, diesen treulosen, undankbaren Hundesohn von einem Ratgeber im Dienste Eurer Exzellenz, ganz sicher mit Haut und Haaren gefressen.“

In den dunklen Augen von Sultan Omanero schwand die titanische Rachgier. Das dämonische Funkeln in den Augen des Tyrannen wich dem euphorischen Glanz von erfüllter Genugtuung, als der Sultan sich auf dem Diwan ausstreckte und nach der Wasserpfeife verlangte. Dort lag er satt und zufrieden, schmauchte kühles, süßes Haschisch, während Cherosiade ihm Geschichten aus 1001 Nacht erzählte und dachte: „Jahowe, sei Dank! Er ließ George handeln, wie die Brüder des Joseph ohne sich gegen die 10 Gebote der Wahrheit, Liebe und Güte, den Dekalog Gottes, versündigt zu haben. Oh, welche Gnade wurde George zuteil.“

Wenngleich George nicht bewusst war, wer sich hinter der Intuition seines blendenden Einfalls verbarg, konnte er vorerst einmal sicher sein, die blutrünstigen Schergen des Sultans abgeschüttelt zu haben. Und solange sie dachten, dass er tot sei, würde er mit jedem Schritt den Vorsprung vor seinen Verfolgern vergrößern können.

„Oh, du Allmächtiger, Herr über Leben und Tod, lass es Abend werden“, dachte George, als er auf der Sanddüne stand, wo sich das Mausoleum von Hussein I. befand. Wäre es doch schon dunkel, dann würden ihn so leicht selbst die hartnäckigsten Häscher des Sultans nicht mehr finden können.

Die graue Steintür des Mausoleums stand halb offen. Sie knarrte, als George hineinging. Am Boden vor der Kopfwand flackerten Öllämpchen.

George nahm ein Öllämpchen zur Hand. Er hielt das Licht hoch und entdeckte an der Wand eine Inschrift. Es waren zarazenische Buchstaben. Im unwirklichen Schein der Lampe las George folgende Worte:

*„Ich war ein Kind Ellahs,
das in den Büchern
der Fatassi las.
Ich lebte im Geiste Ellahs
und starb in der Blüte
meiner Pracht.
Ich hatte keine Furcht
vor dem Tod
und mein Staub
flimmerte empor,
hinauf zum Ewigrot.“*

Während George über die Worte des Gedichtes nachdachte, um den tieferen Sinn zu ergründen, sah er unter der Inschrift, wer die verwitterten Hieroglyphen verfasst hatte. Er hockte sich nieder und las: „Der Sohn Husseins I. errichtete diese Grabstätte für seinen Vater, um ihm in der Heimat die letzte Ruhe zu geben. Er tat dies in ewigem Gedenken an die Taten und Worte: Raschid al Harunid.

George war verblüfft. Hatte der Sohn Husseins I. das Mausoleum für seinen Vater auf dem Wüstengrab von Raschid al Harunid errichtet?

George tastete mit den Fingerspitzen über die Buchstaben der Inschrift. Er tat dies ganz behutsam wie ein Blinder, um das Alter der Schrift zu prüfen ohne sie beschädigen zu wollen. Jedes Mal, wenn die Fingerkuppen das Wort Allah berührten, glitt die Bodenplatte unter den Füßen von George ein wenig mehr auseinander. Kaum merklich, Spalt für Spalt, öffnete sich der Boden des Grabmals. George merkte im letzten Augenblick, was sich unter seinen Füßen tat. Er sprang hoch zur Seite, hielt die Öllampe fest und starrte in den Abgrund, der sich ihm vor seinen Augen auftat. George staunte. In die gähnende Tiefe führte eine Felstreppe. Wie die Sprossen einer Leiter wirkten die Stufen der schmalen Treppe. Schwärze und der Geruch von Pilzen quoll ihm entgegen. Die Dunkelheit des ganzen Raumes dort unten war in Wallung, und die Schwärze kroch an den anthrazitfarbenen Mauern einer Pyramide empor, höher und höher bis zur Spitze des schwarzen Hohlraumes, auf dem das Mausoleum errichtet worden war.

George verspürte ein kaltes Entsetzen und wurde von Gruselschauern durchweht, als er Stufe für Stufe abwärts in die Tiefe stieg. Im flackernden Schein der Öllampe tat sich ihm das Reich der Dunkelheit auf.

„Es ist unglaublich. Von außen ist die Pyramide eine Sanddüne. Aber hier drinnen kann man sehen, dass sie aus gebrannten Lehmziegeln gebaut wurde.“ Als George festen Boden unter den Füßen verspürte, schloss sich über ihm die Steinplatte des Mausoleums. Es gab ein knirschendes Geräusch. Dann war George ein Gefangener der schwarzen Leere. Er hielt die Hand vor die Glashülse der Öllampe. Das Licht zitterte, drohte zu verlöschen. Von irgendwoher wehte ein feiner, kühler Luftzug.

„Ersticken werde ich also nicht“, dachte George und ging in jene Richtung, woher der Luftzug geweht hatte. Bald schon hatte George jede Orientierung verloren. Er tappte im Dunkeln. Es war kalt, roch nach Moder, Schimmel und verwestem Fleisch. Doch ab und zu glaubte George den Funken eines Lichts zu sehen. Der Funke wanderte.

„Gehe ich im Kreis?“ wunderte sich George und lauschte dem Echo seiner Schritte, das von den Quadern der Pyramide hallte. Er blieb stehen. Mit einem Mal wurde es um ihn herum so still und unheimlich wie in einer Gruft.

George beobachtete den Lichtfunken. Wie ein unendlich ferner Fixstern im blauschwarzen All, blieb der Lichtfunke konstant an einer Stelle. Die Öllampe in der linken und den Dolch in der rechten Hand, ging George dem Licht entgegen. Auf der imaginären Linie zwischen Dolch und Lampe, behielt er den Funken als Zielpunkt mittig im Auge. Plötzlich war der Lichtfunke verschwunden, und George befand sich in einem Stollen. Der Stollen führte abwärts in eine Grabkammer. Es wurde wärmer, die muffige Luft immer stickiger. Es fiel ihm schwer zu atmen. Das Flämmchen der Öllampe flackerte auf, rang zitternd nach Sauerstoff. George hielt die Öllampe höher. Er erschrak und hätte fast mit dem Dolch zugestoßen, als er das Gesicht der Mumie sah. Es war der mit feinen Gazebandagen umwickelte Körper Raschid al Harunids. Die Mumie stand in einer Nische. Das Skelett eines Mannes lag zu Füßen der Mumie. Um das Gerippe standen leere Tonschalen. Zwei gekreuzte Krummsäbel und ein Halbmond waren in die Tonschalen eingraviert worden. Es war das Emblem der Königreiche von Anidem und Industan.

„Dies müssen die Gebeine von Hussein I. sein“, staunte George und ihm gruselte einmal mehr bei dem Gedanken, dass es der Sohn von Hussein I. gewagt hatte, seinen Vater im Grab des großen Raschid al Harunid beizusetzen.

„Welch frevelhafte Tat“, dachte George voller Abscheu und blickte in die toten Augen der Mumie. Über ihre Augen huschte ein grünlicher Schimmer, der von den Gebeinen des Skeletts reflektierte. Plötzlich flackerte der Größenwahn Husseins I. in den Augen der Mumie. Geheimnisvolle Kräfte schienen im Verborgenen miteinander zu ringen. Es war, als würde Raschid al Harunid von den Toten auferstehen.

„Nein, um Himmelswillen, nein, bleib ja dort, wo du jetzt bist!“ schrie George entsetzt, als er den Bannstrahl der funkelnden Mumienaugen im Licht der Öllampe sah. Rasch nahm George die Öllampe vom Gesicht der Mumie. Im selben Augenblick, als der Schein der Lampe den Boden erhellte, zerbröselte das Gerippe vor den Augen von George. Die Tonschalen zerbarsten. Wenig später war auch der weiße Knochenstaub von Hussein I. verschwunden. Die Mumie starrte George aus dem Dunkel der Nische an. Vor ihren Füßen lagen Scherben aus Ton.

„Ja, aus Staub sind wir, und zu Staub werden wir“, murmelte George und dachte voller Ehrfurcht: „Wie mächtig muss Raschid al Harunid doch einst gewesen sein, dass seine Kräfte über den Tod hinaus wirken können.“

Nachdem George sich vom ersten Schrecken erholt hatte, stellte er fest, dass die Kammer bis auf die Mumie leer war. Es gab keine Grabbeigaben, die einem Raschid al Harunid wahrlich gebührt hätten.

George sinnierte: „Wo solch ein Mann, wie der große Kalif Raschid al Harunid begraben wurde, müsste es Grabbeigaben von unschätzbarem Wert geben. Seltsam, Grabräuber müssen am Werk gewesen sein.“

Wenn dem so wäre, hatten die Plünderer in ihrer Gier nach dem Schatz des Kalifen weder Tod noch Teufel gefürchtet und waren irgendwie hier hereingekommen. Also müsse es auch einen Ausgang geben.

George tastete ringsumher die Wände ab. Es musste irgendwo einen Weg geben, der aus der Grabkammer nach draußen führte. In der Tat, da war ein Gemäuer aus Backsteinen in der Lehmwand der Kammer. George kratzte mit dem Dolch in den Fugen der Quader. Aus den Fugen löste sich der Mörtel von Jahrtausenden und rieselte über das Gestein zu Boden. George arbeitete fieberhaft. Er klopfte mit dem Griff des Dolches gegen die Steine. Es klang hohl. Ein Stein brach aus der Mauer. Hinter der Öffnung tat sich ein dunkler Gang auf. Mit sanfter Steigung führte der Gang nach oben, dorthin, wo am anderen Ende wieder der Lichtfunke zu sehen war. Das Gemäuer war brüchig. George stieß mit dem Griff des Dolches Stein für Stein aus der Mauer. Es dauerte nicht lange, dann war die Öffnung so groß, dass er hindurch kriechen konnte. Der schmale Gang auf der anderen Seite war hoch genug, um in gebückter Haltung vorwärts gehen zu können. Ein Luftzug von angenehmer Kühle wehte durch den Gang. Das Flämmchen der Öllampe schwelgte im Ozon. Es wurde heller, und George ging dem Lichtfunken entgegen. Er war auf dem richtigen Weg. Erst jetzt bemerkte George, dass er fror. Er ging schneller, kam dem Licht näher und näher, bis ihn eine wohlthuende Wärme von Kopf bis Fuß durchflutete. Da stand er im Schein des Lichts.

In der schrägen Mauerseite der Pyramide war eine kreisrunde Öffnung von der Größe einer reifen Wassermelone. Die Öffnung befand sich in einer Höhe, die er mit einem Sprung nicht erreichen konnte. In Kopfhöhe stach George die Klinge des Krummdolches bis zum Heft in eine Quaderfuge der Lehmziegelmauer. Dann nahm er kurz Anlauf, sprang hoch und tippte mit dem linken Fuß auf das Heft des Dolches und schnellte empor. Die Klinge des Dolches war aus zarazenischem Stahl. Sie brach nicht, federte, und George krallte die Finger in den

Lehmrand der Öffnung. Mit einem Klimmzug gelang es ihm, Kopf und Oberkörper bis zu den Ellbogen durch die Öffnung zu schieben. Er keuchte und stützte sich mit den Ellbogen auf dem Rand ab. Für einen Augenblick war er blind. Das Gleißeln der Sonne blendete seine Augen. Er blinzelte umher, brauchte einige Zeit, bis sich die Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten.

Als er wieder sehen konnte, stemmte er sich gegen den Rand und war mit einemmal aus dem Loch heraus. Im linken Oberschenkel pochte ein dumpfer Schmerz. Der Schmerz war erträglich, war nichts gegen die Anstrengung gewesen, die er bei dem Sprung empfunden hatte. George saß ungefähr in der schräg abfallenden Mitte des Kammes einer Riesensanddüne. Vom Fluss war nichts zu sehen. Soweit das Auge reichte, erstreckten sich unendlich weite Sandfelder hinter einer Reihe von Dünen. George nahm den Rucksack ab und gönnte sich erst einmal einen kräftigen Schluck Wasser aus dem Schlauch, den er quer über den Rucksack gebunden auf dem Rücken am Leibe getragen hatte. Dann aß er von den Trockenfrüchten und überlegte, wie er zum Fluss kommen könnte.

Das Mausoleum war in weite Ferne gerückt. „Ich muss wohl das ganze Sandgebirge unterwandert haben“, dachte George und erinnerte sich daran, dass das Mausoleum im Norden lag. Die Sonne am azurblauen Himmel stand ungefähr in entgegen gesetzter Richtung zum Mausoleum.

„Also steht die Sonne bald im Süden. Dort werde ich auf den Fluss stoßen“, dachte George und freute sich im Stillen, weil er wusste, in welcher Richtung es nun lang ging.

Während George noch sinnierte, wie weit es bis zum Fluss sein könnte, rieselte unter ihm der Sand den Dünenberg hinab. George merkte zu spät, was mit ihm geschah. Eine Lawine von Sand kam über ihn. Der Treibsand riss ihn davon, verschluckte den gurgelnden Aufschrei von George, und er wurde bis auf den tiefen, bodenlosen Grund am Fuße des Dünenberges herabgezogen. Wie bei einem Bergsturz, fluteten Ströme von Sandmassen abwärts, um ihn nur wenig später wieder auszuspeien. Dann lag er im Tal der Könige, umgeben von himmelhohen Dünen feinsten Sandes.

George lachte, ohne zu wissen warum. Alles war mit einer solch immensen Plötzlichkeit geschehen, dass er nicht wusste, ob er noch lebte.

Eine gläserne Kugel schwebte über dem Kamm der höchsten Düne. Vom Gleichgewicht singender Winde bewegt, erschienen in der glashellen, klarsichtigen Kugel, die Gesichter seiner Frau Grace und der Kinder Xana und Yuly.

„Oh, Grace, Kinder, seid ihr es wirklich?!“ stöhnte George und verspürte einen solch heftigen Schmerz im linken Oberschenkel, dass ihm schwarz vor Augen wurde. Wie lange er ohne Bewusstsein gewesen war, vermochte er nicht zu sagen, als er wieder zwischen den von Sand umwehten Hünengräbern im Tal der Könige erwachte.

George hatte jedes Gefühl von Zeit verloren, als er aufbrach um nach Frau und Kinder zu suchen. Er liebte sie so sehr, dass er alle Wüsten dieser Welt durchqueren würde, um eines Tages für immer bei ihnen sein zu können. Wohin er ging, wusste er nicht, als er am dritten Tag ohne Nahrung und Wasser im Kreis umherirrte. Die Wunde am linken Oberschenkel roch ekelhaft und brannte wie Feuer. Eiter und Blut sickerten durch den Verband. Irgendwann blieb George stehen. Er starrte auf die Wunde, dann in den Sand und dachte: „Nun ja, es gibt kein Wiedersehen. Nein, nicht auf dieser Welt.“ Da sah er die Spuren von Löwentatzen im Sand. Die Fährte war noch frisch, kaum vom Sand verweht.

„Wo es Tiere gibt, gibt es auch Wasser“, dachte George, raffte sich auf und folgte den Spuren der Löwen. Er hinkte, hatte keine Waffe und wäre eine leichte Beute für die Löwen gewesen. „Ach was, wozu brauche ich Krüppel eine Waffe, selbst, wenn ich den Dolch noch hätte. Ich brauche Wasser, um überleben zu können. Was nützt schon ein Krummdolch im Kampf gegen ein Rudel von Löwen“, dachte George und sah wie sich die Spuren der Tatzen manchmal im Sand vertieften. Es waren keine Laufspuren, und es schien, als ob sich die Tiere beim Gehen schwer taten. Da und dort waren die Abdrücke der Tatzen tief in den Sand eingepreßt, an anderer Stelle waren es Schleifspuren, so als schleppten sich die Löwen Schritt für Schritt und mit letzter Kraft dem Fluss entgegen.

„Ihnen geht's wie mir. Aber sie sind zäher. Wo ist nur der Fluss? Wie weit mag es noch sein?“ dachte George und ihm wurde klar, dass, wenn er den Fluss heute nicht finden würde, er ein Mann des Todes sei.

So humpelte er vorwärts, ging bis zum Abend, indem er den Spuren der Löwen folgte.

Mit hereinbrechender Dunkelheit verlor George die Fährte, und mit ihr schwand seine Hoffnung, den Fluss jemals zu finden. Es war aus. Er konnte nicht mehr. Mit den Kräften am Ende brach er völlig erschöpft auf der Stelle zusammen. Er hatte den Fluss nicht erreicht, und er würde auf diesem Sandhügel in dieser Nacht unter dem prächtigen Sternenzelt einschlafen und in der Wüste Gobarah sterben.

„Die Sterne sind die Juwelen Gottes“, dachte George und glaubte von Ferne das Gebrüll von Löwen zu hören. Das Brüllen wurde zu einem Tosen, das George an das mächtige Rauschen von Wasser erinnerte.

Mit einem letzten Gedanken empfahl George seinen Geist, als er sagte: „Oh, Allvater Solion, schenke mein Fleisch den Löwen und lasse meine Seele eins werden mit der meiner Mutter: Om.“

Am weißen Sandufer des tiefblauen Flusses Lin lag ein Kanu aus schwarzem Ebenholz vor Anker. Der bronzerote Feuerschein der aufgehenden Sonne flammte auf die einzigartige Crew im Boot herab. Die Jünglinge knieten im Boot. Die schwarze Haut der schönen, muskulösen Körper wurde ganz und gar vom flüssigen Gold der Sonne gebadet. Wie eine herrliche Gruppenskulptur, gegossen im pursten Gold der Morgensonne, lichteten die negroiden Jünglinge den Anker und ergriffen die Stechpaddel. Auf ein Kommando hin, stießen sie vom Ufer des Lins ab. In der Mulde im Boden des Kanus lag ein Mann, so bleich und blass wie der Tod. Der Mann war nur noch Haut und Knochen. Aber er lebte, war von guten, schwarzen Menschen mit sanftem Kindgemüt gerettet worden. Es waren Schwarze vom Stamme der Uhrus, die fern aller Zivilisation als wahre Kinder der Natur am See Oreon in Frieden lebten.

Zwischen hohen Uferdünen feinsten Sandes glitt das Kanu der Uhrus den Quellgewässern des Blauen Lin entgegen. Im Wasser schwammen Alligatoren. Ganz entspannt, so als ob sie schlummerten, trieben die Reptilien an der Oberfläche des Flusses dahin und nahmen ein Sonnenbad. Von Zeit zu Zeit drehten sie sich auf den Rücken, räkelteten sich wohligh im Wasser und genossen die Wärme der Sonne, die auf das ungepanzert, weiche Bauchfleisch herabstrahlte. In glitzernden Wasserwirbeln tauchten da und dort mit feinem Prusten und Schnaufen die rosigen Nüstern der Flusspferde auf. Das Kanu driftete stromaufwärts. Ein Rudel von Berberlöwen lag auf der hohen Sandkuppe des rechten Flussufers. Es waren alte, majestätische Löwen, die es vor George geschafft hatten, bis zum Fluss zu kommen. Sie ruhten auf der Kuppe und blinzelten in die Sonne. Sandblind aber stolz warfen sie den Kopf in den Nacken und schüttelten erhobenen Hauptes die prächtigen Mähnen. Wie seidiger Schuppenschnee sprühte der feine, weiße Sand von den silbergrauen Mähnen und rieselte von oben im hellen Sonnenlicht auf die dahinhoppelnden Scharen der kleinen Jungseeadler herab, die das Flussufer mit zänkischem Gekreisch bevölkerten.

Vom Geschrei der jungen Adler aufgeweckt, erwachte George aus dem Fieberkoma. Er sah die Löwen auf der hohen Sandkuppe nahe dem Ufer des Flusses. Es waren jene braven Löwen, die ihm den Weg durch die Wüste gezeigt hatten. Bis zum Rand der Wüste hatten sich die altersschwachen Tiere geschleppt. Von Todesahnung getrieben, hatten sie den letzten Sandhügel erklommen, um hier auf der hohen Dünenkuppe am Ufer des Flusses zu bleiben und in aller Ruhe zu sterben.

Das friedliche Gruppenbild der Löwen wiegte George in den Schlaf der Genesung. Die heilsamen Säfte der Pflanzen, mit denen die Uhrus seine Wunde am Oberschenkel behandelt hatten, begannen zu wirken. Zwei Tage und Nächte schlief George tief und fest. Ringsumher

rauschte das Wasser. Geschmückt mit langen, hängenden Girlanden grüner Schlinggewächse ragten Bäume von gigantischem Wuchs zu beiden Seiten des Flussufers in den hellblauen Himmel empor. Die Strömung wurde schneller. Das schnittige Kanu schoss über blitzende Stromschnellen und schäumende Strudel dahin. Von perlender Unschuld war das Lachen der schwarzen Naturkinder im Boot. Gar herrlich rauschte, gurgelte und plätscherte das Wasser, und es war George, als höre er liebliches Nymphengeflüster, die Stimme von Dodi, in den fernen Kaskaden des Alta Gebirges.

Plötzlich tat sich das dichte Grün der Schlingpflanzen und Farne auf und das Kanu schwamm im ruhigen Gewässer eines Sees, so groß und weit, wie ein riesiges Binnenmeer.

Es war Nacht, als George erwachte. Der Mond schien hell und warf einen goldgelben Schein auf die stille Weite des Sees. Von den Flammen der Feuer am Ufer stieben Myriaden von Funken in den Nachthimmel empor. Hoch am sternklaren Himmel flogen Fledermäuse dahin. Von schillernden Glühwürmchen umschwärmt zogen sie mit feuriger Kapriolenspur ihre Bahnen am blauschwarzen Tropenhimmel. Im Zenit des Fluges fielen die Fledermäuse vom Himmel und stürzten umfunktelt von Funken und den winzigen Feuersatelliten der Glühwürmchen, wie Sternschnuppen in den dunkelgrünen Urwald am See Oreon.

Am anderen Morgen säumten im rötlichen Schein der Dämmerung Schwärme von Vögeln die weißen Sandgestade am See Oreon. Marabus mit flauschigen, zarten Federn reckten die schlanken Hälse dem warmen Licht der Sonne entgegen. Eisevögel in allen Schattierungen herrlichsten Blaus, Schwarzdrosseln von metallisch glänzender Schwärze und Flamingos mit rosigem Flaumgefieder bevölkerten das Seeufer vor den strohbedeckten Baumrindenhütten der Uhrus.

George schlief auf einer Rattanmatte in der Hütte neben der des Häuptlings: Batunde. Ein seltsames Geraschel ließ George aus dem Schlaf hochfahren. „Schlangen!“ dachte er und sah durch den offenen Rundeingang der Hütte, wie Scharen von Pelikanen und Trompetenvögeln in einer Wolke wirbelnden Sandstaubs vom Ufer in die Luft abhoben. George überwand die lähmende Müdigkeit, und seine Neugier war größer als die Angst vor dem Ungewissen, als er aus der Hütte ins Freie trat.

Weißer Rauchfahnen aus den Hütten der Uhrus stiegen mit den Pelikanen und Trompetenvögeln in den strahlend blauen Himmel am See Oreon auf. Das Dorf der Uhrus schmiegte sich im Halbrund um eine weite Bucht feinsten, weißen Sandes. Die Uhrus waren Buschmänner, schöne schwarze Menschen von schlankem Wuchs, die mit ihren Frauen und Kindern am Rande des Urwaldes an einer Lagune des Glücks lebten. In diesem, von Weißen

unberührten Paradies am See Oreon, gab es weder Lüge noch Korruption, mit der die Zivilisation die Herzen der Menschen vergiftet. Die Uhus waren unverfälschte, fröhliche Naturkinder, die keinerlei körperliche oder seelische Qualen aus der Welt des Weißen Mannes kannten. Ihr Leben im Einklang mit der Natur war wie ein wunderschöner Traum, der ihnen kaum bewusst wurde, weil sie keine andere Wirklichkeit kannten. So lebten sie das einzig wahre Leben, das ein Mensch leben kann, ohne es zu wissen. Vom dichten Grün des Busches umgeben und von einem milden Tropenklima beschenkt, kannten die Uhus keine Plagen. Es gab weder Hunger noch Krankheit. Der See wimmelte von Fischen. Im Wald gab es Wild, Früchte, Beeren und Pflanzen im Überfluss. Die Uhus kannten sich aus mit den Heilkräften der Pflanzen, lebten gesund und munter in den Tag. Wenngleich die Männer Jäger waren, bauten sie mit ihren Frauen Maniok, Mais und Hirse auf einem gerodeten Feld am Rande des Urwaldes an.

Die Uhus kannten keine Gier, töteten Pflanzen und Tiere nur für den täglichen Eigenbedarf. Bevor sie solch eine Tat vollbrachten, baten sie Pflanze oder Tier jedes Mal um Verzeihung für ihr Tun. Verbrechen, gar Totschlag oder Mord, gab es nicht unter den Uhus. Bis jetzt hatten sie kaum Berührung mit feindlich gesinnten Stämmen gehabt, dessen sie sich hätten erwehren müssen. Das Dorf der Uhus lag so versteckt im dichten Busch, ganz hoch im Norden am See Oreon, dass man es nur auf dem Wasserweg erreichen konnte. Und die Seeenge zum Fluss bewachten die jungen Uhus für den Fall eines Angriffs mit Adlernaugen, Blasrohren und Harpunen.

Die Kinder der Uhus waren drollige Wesen. Stets vergnügt trieben sie allerlei Schabernack. Die Erwachsenen erfreuten sich an ihren Streichen, waren sie doch auch einmal, so jung und flink wie ihre Kinder gewesen. Frei von allen Zwängen schwammen die Jungen und Mädchen im herrlich klaren Wasser des Sees. Wenn sie der Übermut packte, kaulten sie um die Wette wie die Wilden. Indem sie ihre Kräfte maßen, wagten sie sich manchmal soweit auf den See hinaus, dass sie von ihren Vätern in die Kanus gezogen werden mussten. Den besorgten Müttern blieb dann jedes Mal das Herz vor Angst fast stehen, wussten sie doch, dass in dem See ein Ungeheuer lebte. Wenngleich die Polypmeduse bisher nur Fische gefressen hatte, wusste niemand, ob sie nicht eines Tages Appetit auf Menschenfleisch bekommen würde. Noch war keines ihrer Kinder ein Opfer der Polypmeduse geworden. Einerseits wollte man die Kinder ohne Schrecken groß werden lassen, andererseits kein Risiko eingehen. Vor allem die Mütter waren heilfroh, wenn sie ihre Kinder wieder an Land wussten. Sobald die Jungen wieder festen Boden unter den Füßen hatten, übten sie sich im Bogen- und Blasrohrschießen.

Dann halfen die Mädchen ihren Müttern beim Hirsestampfen oder fertigten Perlenschmuck vor den Hütten an. Kamen die Männer von der Jagd oder vom Fischfang zurück, brachten sie außer Fleisch und Fisch, Affenbrot, Beeren und Früchte heim. Und wenn jene Männer und Frauen vom Feld am Rande des Urwaldes nach Hause kamen und Mais, Hirse und Maniokknollen in Körben mitbrachten, wurde alles redlich geteilt, die Mahlzeit in Gemeinschaft zubereitet und mit großem Palaver gegessen.

George lebte frei und ohne Zwang unter den Uhrus. Wenngleich er noch schwach war, ging es ihm von Tag zu Tag besser. Er fand mehr und mehr Gefallen am Leben der Uhrus, die ihn als einen der ihren akzeptierten. Bald schon entstand eine tiefe Freundschaft mit Häuptling Batunde und dessen Sohn Onkas. Mit der Zeit lernte George die Sprache der Uhrus. Er wurde einer von ihnen, und mehr noch, ein Blutsbruder von Onkas, dem er sein Leben verdankte. Onkas hatte ihn am Rande im Süden der Wüste Gobarah gefunden, auf den Schultern zum Kanu geschleppt und den Wundbrand mit jenen geheimnisvollen Pflanzen behandelt, die ihn heilten.

Häuptling Batunde hätte es gerne gesehen, wenn George ein Mädchen seines Stammes zur Frau nähme oder seine bildschöne Tochter, Ocarina, ihn zum Mann auserwählen würde. Beides wäre ihm recht gewesen, um George durch diese Blutsbande für immer unter den Uhrus zu wissen. Ocarina war nicht abgeneigt. Sie fand Gefallen an dem exotischen Fremdling.

Wie der Mann, so konnte eine Frau vom Stamme der Uhrus ihren Liebsten wählen. Ganz nach dem Ruf ihres Herzens konnte sie die Ehe mit dem Auserwählten eingehen. Die Ehe war kein Joch der Zweisamkeit. Solange man sich liebte, blieb man einander treu. Meistens liebten sich die Uhru Mädchen und ihre Männer ein Leben lang, führten also eine vorbildliche Einehe. Jedoch gab es auch Frauen, die mit mehreren Männern lebten, und Männer, die mehrere Frauen hatten. Unabhängig vom Geschlecht war jeder Uhru frei in seiner Entscheidung, ob er nun allein, in einer Einehe oder Vielehe leben wollte. Und weil es keine Zwänge gab, kannten sie auch keine Eifersucht.

Ocarina versuchte George mit ihren Reizen zu verzaubern. Aber als George ihr erklärte, dass er mit Grace, einer Schwarzen vom Stamme der Mazulai verheiratet sei und zwei Kinder mit ihr habe, verstand Ocarina und wählte einen anderen Mann unter den Uhrus. Sie war George keinesfalls böse. Im Gegenteil, sie achtete jene große Liebe, die George für seine Frau und Kinder empfand. Es machte ihr große Freude von Georges Liebe ihrem Vater zu erzählen. Häuptling Batunde war beeindruckt von der tiefen Liebe, die George für seine Familie

empfand. Es machte ihn in seinen Augen um so sympathischer und er überlegte, was er für George tun könne, damit sein Glück vollkommen wäre. Häuptling Batunde hatte George lieb gewonnen, und er war ihm ein guter Freund und weiser Ratgeber. George erzählte dem Häuptling von seinen Erlebnissen und warnte ihn vor der Boessartigkeit des Weißen Mannes. Onkas, der oft bei den Gesprächen am Lagerfeuer anwesend war, hörte George aufmerksam zu, wenn er über Männer wie Jago Kyphan sprach. Er schüttelte jedes Mal ungläubig den Kopf, als er von den Gräueltaten dieser Männer hörte. Seine gute Kindseele weigerte sich an das zu glauben, was George erzählte. Er war ein Uhru, ein Jäger, der nur tötete, um den Hunger zu stillen oder andere Menschen vor der Bestie des Todes zu retten.

Eines Abends, als George am Ufer des Sees saß, sah er die Silhouette von Onkas im Boot, umglissen von einer Aura heiliger Nacktheit. George beobachtete mit welchem großem Geschick der Sohn des Häuptlings Batunde zu fischen verstand. Er stand aufrecht am Bug des kleinen Kanus. Frei wie er war, streckte sich der ebenholzfarbene Körper des Jünglings. Für einen Augenblick stand er still und erhaben, wie eine herrliche Statue aus schwarzem Marmor im Boot. Dann hob er den rechten Arm, und mit dem festen Willen eines freien Mannes, warf er die Harpune. Wie ein Blitz durchzuckte die Harpune das Wasser und eine riesige Polypmeduse zappelte am Widerhaken. Die Polypmeduse war der größte Räuber im See Oreon. Eine nimmersatte Mordbestie, die ein Sekret absonderte, das Unmengen an Fisch tötete, ehe sie das Ungeheuer fraß. Wenngleich die Polypmeduse keine Menschen angriff, war ihr Appetit so gewaltig, dass die Uhrus in letzter Zeit manchmal viele Tage ausharren mussten, um einen essbaren Fisch zu erlegen.

Onkas hatte das Glück des Tüchtigen gehabt. Es gab keine Polypmeduse mehr im See Oreon, da sie die letzte Mutation ihrer Art sein musste, wie die Prophezeiung aus einer alten Sage der Uhrus kundtat. Onkas paddelte mit der toten Polypmeduse im Boot an Land. Die Uhrus freuten sich wie kleine Kinder, als sie die tote Polypmeduse sahen. Wie das von Perseus abgeschlagene Gorgonenhaupt aus der Mythologie eines längst vergangenen Volkes der sagenhaften Antike, hielt Onkas das grässliche Biest in der rechten Hand hoch, zeigte es stolz herum und warf es in den Sand am Ufer des Sees Oreon.

Die Uhrus jubelten.

Mit der plötzlich hereinbrechenden Dunkelheit erwachte das tropische Nachtleben. Bald schon brannten am Seeufer vor den Hütten der Uhrus kleine Freudenfeuer. Von überall her schlepten die Uhrus Holz heran, schürten die Feuer und ihre Herzen schlugen höher, als die Funken stoben und zu einem prächtigen Feuerschweif am samtblauen Himmel wurden. Wie

das phantastische Funkenballett am Himmel, so tanzten die dunkelhäutigen Mädchen der Uhrus zu den Klängen der Tom-Toms um die Feuer. Im Wirbel der Trommeln sangen die Uhrus ihre Lieder. Die alten Stammesgesänge waren voller vitaler Ursprünglichkeit, die die ganze Lebensfreude dieser freien Naturkinder mit überschäumendem Temperament zum Ausdruck brachte.

George saß am Feuer von Häuptling Batunde und dachte: „Ja, hier am See Oreon lässt es sich wahrlich leben.“ Wie gerne wäre er für immer bei den Uhrus geblieben. Doch die Sehnsucht nach Frau und Kindern nagte einmal mehr in seinem Herzen.

Häuptling Batunde ahnte, welche Gedanken George plagten. In seinem Lächeln war ein Hauch von Wehmut. Der Häuptling blickte George über den Rand eines Maiskolbens an und sagte zwischen zwei Bissen: „Morgen werde ich Onkas und zwei der besten Jäger meines Stammes nach Doovooland senden, um deine Frau und die Kinder in unser Dorf zu holen.“

George war derart überrascht, dass er vor Glück stammelte: „O, Häuptling Baba...Baba...Batunde, Eure Worte machen mein Herz gesund. Alles, was mir zu meinem Glück noch fehlt, sind meine Frau Grace und meine Kinder Xana und Yuly.“

George strahlte.

Der Häuptling klopfte ihm auf die Schulter und sagte lächelnd: „Ich weiß George, und ich will, dass du ein glücklicher Mann wirst. Ich würde dich mit Onkas ziehen lassen, um ihn mit deiner Hilfe vor der Boessartigkeit der Weißen zu schützen. Aber da du noch nicht im Vollbesitz deiner Kräfte bist, wären die Strapazen dieser Reise zu groß für dich.“

Da hatte der Häuptling recht. George litt immer noch unter den Nachwirkungen der Sklaverei, den Spätfolgen der langen, überaus harten und kräftezehrenden Wüstenmärsche, die ihn fast umgebracht hätten.

Am nächsten Morgen bestiegen Onkas und zwei Jäger der Uhrus das schwerbeladene Kanu. Sie hatten sich für die lange Reise reichlich mit Proviant eingedeckt. Eine weiße Taube saß gurrend auf der Schulter von Onkas. Beim Abschied gab es Tränen, reisten Onkas und seine Stammesbrüder doch zum ersten Male ins Ungewisse einer anderen Welt. George und der ganze Stamm der Uhrus winkte ihnen vom Ufer, bis das Boot hinter der Wasserlinie am Horizont verschwand.

George lebte glücklich unter den Uhrus, obschon er seinen Freund und Blutsbruder, Onkas, sehr vermisste. Er war voller gespannter Erwartung und hoffte jeden Tag auf die Ankunft seiner Frau und Kinder in Begleitung von Onkas und den beiden Uhrus. Viele Monde zogen herauf. Würden Onkas und seine Gefährten jemals wieder zum See Oreon zurückkehren?

Razablanca taumelte vor Freude. In der Metropole am Südkap von Oruzanien ging es hoch her. Jedermann war auf den Beinen, sofern er noch stehen konnte. Whiskey, Bier, Wein und Sekt flossen in Strömen. Es war der einzige Tag im Jahr, an dem die Burezanen nicht arbeiteten. Am Nationalfeiertag gedachte man den glorifizierten Greueln der Vorväter. Was waren diese Pioniere doch für Kerle gewesen! Mit den Schwarzen vom Stamme der Mazulai hatten sie kurzen Prozess gemacht. Viele der Eingeborenen waren im Kampf um Land und Besitz getötet worden. Andere hatte man zu Sklaven gemacht. Und der schäbige Rest der Kaffer lebte in Doovooland im Kral des Häuptlings, Gladio Morus.

Viel Volk säumte die Straßen von Razablanca. An schlanken, hohen Masten flatterte die blau-weiß-rote Fahne der Burezanen im Wind. Aus den offenen Fenstern der Wolkenkratzer rieselte Konfetti herab. Flankiert von Mädchen in feschen Miniröckchen, zogen Militärkapellen in schmucken Uniformen durch die Straßen des Bankenviertels im Zentrum der City.

Howard Wealth saß mit Ehrengästen auf der Haupttribüne an der Main Street. Vornweg vor dem Freischärler Chor der Kavallerie, tanzten die hübschesten Mädchen der Universität von Razablanca. Dahinter marschierten die Eliteregimenter von Heer, Luftwaffe und Marine. Modernste Waffen blitzten im hellen Sonnenlicht. Es war eine der prächtigsten Paraden, die das Volk von Südoruzanien je gesehen hatte.

Howard Wealth hatte mehr als einen Grund sich zu freuen. Er war der mächtigste Mann im Staat. Charles, sein ältester Sohn, war der Chef der Polizei. Jury, der Jüngere, war Generalstaatsanwalt und hatte die Judikative fest im Griff. Und Howard Wealth war das Gesetz in Person. Mit seinem Geld regierte er das Schattenkabinett von Südoruzanien. Die Geschäfte von Mr. Wealth gingen glänzend. Nicht zuletzt, weil seine langjährige Geliebte und Sekretärin sich zur stillen Teilhaberin an den Gold- und Diamantminen gemausert hatte. Mia Warden, Mutter von zwei Töchtern, war von ihrem früheren Mann geschieden worden. Als Geschiedene hatte sie in ihrem Leben allein dagestanden und war im Dienste und Sinne von Howard Wealth zur eiskalten Geschäftsfrau geworden. An der Seite von Howard Wealth hatte sie alle Gemeinheiten der Geschäftswelt kennengelernt, und so wusste sie, dass er sie niemals heiraten würde. Auch wenn er sie liebte und ihre beiden Töchter, Clodine und Vanessa mit luxuriösen Geschenken verwöhnte, von seiner Frau, Sonja, würde sich Mr. Wealth kaum trennen. In der Öffentlichkeit war Mr. Wealth ein Ehrenmann, der jeden Sonn- und Feiertag mit seinen Söhnen und deren Familie in die Kirche ging.

Die Buretanische Kirche achtete ihn als arbeitsamen, frommen Mann, von dessen Spenden sie allein hätte existieren können. Aber eine Scheidung hätte Mr. Wealth nicht kaufen können. Der Erzbischof von Razablanca und der ganze Klerus hätten niemals die Scheidung gebilligt, und der ganze Familienclan hätte die Achtung vor seiner Autorität verloren.

Aber wenn er das ORU besitzen würde, könne er auch den Kirchenmännern das Fürchten lehren, und der ganze Familienclan würde in eine Scheidung einwilligen, sobald der Klerus sie befürworte. „Es wird nicht mehr lange dauern, dann werde ich überall das Sagen haben“, dachte Howard Wealth auf der Tribüne.

Wes Hunter hatte ihm per chiffriertem Funkspruch mitgeteilt, dass ein Bote an ihn unterwegs sei. Der Bote wäre ein Schwarzer, sei ein kluger Kopf, dem die Botschaft nicht auf der Stirn geschrieben stehe.

„Mann oh Mann, vorsichtiger als dieser Hunter kann kein Mensch mehr sein“, dachte Howard Wealth und wunderte sich über das Agentenkauderwelsch von Wes Hunter, dem jüngst von ihm ernannten Spezialisten für Spionageabwehr.

Als die Parade vorbei war und das Volk in die Kneipen zog, verließ Howard Wealth mit den Ehrengästen der Hochfinanz die Tribüne. Von Leibwächtern abgeschirmt, stiegen sie in ihre Luxuslimousinen. Wenig später brauste die schwarze Autokolonne davon. Von Polizeifahrzeugen eskortiert, fuhren die kugelsicheren Nobelkarossen durch die Slums am Nordrand von Razablanca. Auf der breiten Ausfallstraße ging die Fahrt in nördlicher Richtung weiter. Nach ungefähr einer halben Stunde Fahrzeit bog der Rolls Royce des Howard Wealth rechts ab und die Autos seiner Ehrengäste folgten ihm durch die Serpentinaen herauf zum Victoria Hill. Wenig später parkten sie vor der weißen Prachtvilla des Howard Wealth. Die hochherrschaftlichen Gäste wurden von livrierten Dienstboten in die Villa geführt. Inmitten eines großen Parks, umgeben von zauberisch grünem, alten Baumbestand, stand die neokolonistische Villa des Howard Wealth, wie der überzeitlich schöne Bau eines antiken Tempels auf dem Victoria Hill.

Im Speiseraum der Villa funkelten die Lichter der Kristalleuchter von der hohen, weißen Stuckdecke herab. Zwischen hübschen Blumengebinden standen goldene Kandelaber mit blauen Wachskerzen auf der langen, festlich geschmückten Tafel. Mit weißem Damast war die Festtafel gedeckt. Von gleicher Farbe wie das Tafeltuch gab es Teller, Schüsseln und Porzellanplatten, auf denen höchst erlesene Fisch- und Fleischspeisen angerichtet waren. Als die Gäste das Silberbesteck zur Hand nahmen, wurden vom überaus dienstbeflissenen Personal, Weine und Champagner vom Feinsten dargereicht. Die Gäste erhoben die

Kelchgläser aus geschliffenem Bleikristall und sprachen einen Toast auf Howard Wealth und seine Gemahlin aus. Mr. Wealth saß im weißen Dinerjackett am Kopfende der Tafel. An seiner rechten Seite lächelte Sonja, seine Gemahlin, den Gästen mit erhobenem Glas zu. Sie trug ein dekolletiertes Abendkleid aus schwarzem Satin. Ihr schönes, schmales Gesicht, umschmeichelt von schulterlangem, kastanienbraunem Haar, wirkte blass und müde, hatte jenen matten Glanz der Herzengüte, der auch in ihren dunklen, mandelförmigen Augen schimmerte. An Sonjas linker Seite saß ihre 19jährige Tochter, Cindy, mit ihrem Verlobten, Leo Bonalparte, der Leutnant im Freischärler Chor von Südoruzanien war. Während Howard Wealth den Gästen und seiner Frau mit gespielter Liebenswürdigkeit zuprostete, dachte er: „Eines muss man ja Sonja lassen, den Haushalt versteht sie zu führen, auch wenn sie im Bett keuscher noch als die Heilige Jungfrau von Urobea ist.“ Howard Wealth amüsierte der Gedanke, wenn jetzt Mia Warden an seiner Seite säße, um unter dem Tisch ganz im Verborgenen, seine Oberschenkel zu streicheln.

„Wäre das nicht schön, unter den Augen seiner Eminenz, dem Erzbischof Malifizius“, dachte er, sein Filetsteak mit Genuss essend und hätte sich fast am Rotwein verschluckt, als die Tür des Speisesaals aufging und ein schwarzhäutiger Halbwilder im Lendenschurz hineinstolperte. Der Schwarze sah aus wie ein gehetztes Tier. Er warf sich zu Boden und stammelte mit verdrehten Augen: „Onkas, U h r u h u... Onkas, U h r u h u.“

„Aha, U h r u h u ?! Der Ruf des Kaffers nach Freiheit wird ihm bald schon vergehen“, sagte Jury, der Generalstaatsanwalt und jüngste Sohn von Howard Wealth. Er tat dies mit der spöttischen Kühle eines Vollblutjuristen, dessen Charme und Witz die ehrenwerte Gesellschaft vortrefflich zu unterhalten verstand. Die Gäste lachten, fanden die Show mit dem Schwarzen überaus komisch, verstanden diese Nummer eher als einen überraschend witzigen Einfall zum Auftakt eines bunten Unterhaltungsprogramms. Nicht so Charles, der seinem Bruder Jury mit ernstem Gesicht am Tisch gegenüber saß und kein Wort sagte. Als Polizeichef wusste Charles, wie übel man dem Schwarzen mitgespielt habe, wäre er in die Hände von Wes Hunter gefallen. Er blickte seine Frau Christine an. Dann seine Kinder Mona und Liza und dachte: „Wer das mit meiner Frau oder den Kindern gemacht hätte, was man dem armen Schwarzen angetan hat, den würde ich glatt mit meinen eigenen Händen erwürgen.“

Jury streichelte die Hand seiner Frau Elaine. Dabei blickte er in die dunkelbraunen Knopfaugen des wohlbehüteten Töchterchens an ihrer Seite. Er sagte zu der kleinen Ines, die

mal wieder keinen Bissen herunterbekam: „Mein Liebling, hab´ keine Angst vor dem schwarzen Mann. Opa Howard wird ihm schon zeigen, wer der Herr im Haus ist.“

„Raus!“ rief Mr. Wealth in diesem Augenblick und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Es war der erste, und es würde der letzte Schwarze sein, der je seine Villa betreten hatte. Der Schwarze zuckte zusammen, wand sich am Boden und lallte unverständliches Zeug. Man hatte ihm die Zunge abgeschnitten.

„Entsetzlich!“ rief Sonja und hielt die Hände vors Gesicht. Mit einemmal saßen die Gäste stumm da. Das Gelächter war ihnen im Halse steckengeblieben. Das Personal war wie versteinert. Niemand war fähig zu Handeln. Wie konnte dieser unbekannte Schwarze in die Villa eindringen, ohne dass ihn jemand gesehen hatte? Während ein von Schreck und Angst geprägtes Schweigen die Gäste im Festsaal bannte, dachte Charles: „Hier unerkannt, ganz unbemerkt von den Wachen hereinzukommen, ist schon ein Kunststück von besonderer Güte. So etwas vermag nur ein schwarzer Naturbursche aus dem Busch.“

„Bringt den Kaffer nach nebenan in den Rauchsalon“, befahl Howard Wealth seinem Chauffeur und Leibwächter im viel zu engen Frack. Gorilla Jo, im Halbweltmilieu der Zuhälterkreise von Razablanca der Vollstrecker genannt, fackelte nicht lange, packte den armen Schwarzen am Genick und schleifte ihn in den Rauchsalon.

„Freunde, lasst euch nicht stören. Wie ihr wisst, ist mein Sohn Jury ein blendender Unterhalter, der euch sicherlich einen seiner neuesten Kaffern Witze zum Besten geben wird. Inzwischen werde ich nach nebenan gehen, um mir den Halbwilden vorzuknöpfen“, sagte Howard Wealth, warf die Serviette auf den Tisch und folgte Gorilla Jo in den Rauchsalon.

„Na klar, Dad. Der bedauerliche Zwischenfall ist schon vergessen. Das Fest geht weiter. Ein bisschen Spaß muss sein“, sagte Jury, als sein Vater die Tür zum Rauchsalon hinter sich schloss. Der Schwarze im Rauchsalon krümmte sich mit verzerrtem Gesicht auf dem Parkettfußboden, so, als habe ihm jemand heimlich ein qualvoll wirkendes Gift eingeflößt. Dabei hatte ihn Gorilla Jo nur am Schlafwickel gepackt und noch nicht in die Mangel genommen, wie er mit einem Unschuldslächeln in der groben Catchervisage Mr. Wealth hoch und heilig versicherte.

„Jo, holen sie ein Glas Wasser“, sagte Howard Wealth, als ob er Mitleid mit dieser schwarzen Kreatur am Boden habe.

„Ich lasse sie nur ungern allein, Sir“, sagte der rothaarige Gorillamensch mit besorgtem Gesicht.

„Schon gut, Jo. Gehen Sie. Holen Sie das Wasser. Ich habe Durst. Mit dem Schwarzen werde ich schon allein fertig“, sagte Howard Wealth von Ungeduld erfasst.

Während Gorilla Jo den Raum verließ, erinnerte sich Howard Wealth an die chiffrierte Botschaft von Wes Hunter: „Wie war das noch mal? Verflixt, - ja doch: „Ein kluger Kopf, dem die Botschaft nicht auf der Stirn geschrieben steht.“

Howard Wealth steckte sich mit aller Gemütsruhe eine Zigarre der Marke Ivadoff an, blies blaue Kringel zur Stuckdecke empor und überlegte: „Also hat der Schwarze die Botschaft im Kopf, kann aber nicht sprechen. Was soll der Blödsinn? Halt, nein, so blöd ist das gar nicht! So kann er nichts verraten. Es sei denn, man hätte ihn auf dem Weg nach hier zum Schreiben gezwungen.“

„Jo, ich brauche kein Wasser. Mich dürstet nach Wissen. Bringen sie Bleistift und Papier herbei!“ rief Mr. Wealth, als sein Leibwächter mit dem Glas Wasser in der Tür stand.

„Ja, Sir, ich eile, bin schon unterwegs“, sagte Gorilla Jo verwundert und machte auf dem Absatz kehrt. Wenig später erschien er mit Papier und Bleistift.

„Machen sie dem Schwarzen klar, dass er schreiben soll, Jo!“

Das tat Gorilla Jo auf seine Art, indem er den Schwarzen am Boden mit der Nase auf das Papier stieß und den Bleistift in seine Hand drückte. Der Schwarze richtete sich auf und steckte den Bleistift in den Mund. Er kaute darauf, zuckte die Achseln und spuckte den Bleistift aus. Dann tippte er mit dem Zeigefinger an seine Stirn, gab zu verstehen, dass ihm das Ding von einem Bleistift nicht schmeckte. Er tat dies mit einem verächtlichen Lächeln, wobei er große Schmerzen haben musste, denn die dunklen Augen flehten nach Erlösung.

„Na warte, du Bursche, wirst du wohl schreiben!“ schnaubte Gorilla Jo vor Wut. Er hieb dem Schwarzen mit der Faust ins Genick.

„Nein, nicht doch! Er kann nicht schreiben. Dieser Bastard ist ein Analphabet“, gebot Mr. Wealth, ehe Gorilla Jo ein zweites Mal ausholte, um zuzuschlagen.

Der Schwarze stöhnte. Es sah wie eine tiefe Verbeugung aus, als er auf den Knien zusammensackte, nach vorne kippte und mit dem Gesicht am Boden liegen blieb.

Etwas von der Asche der Zigarre fiel auf das Haupt des Schwarzen. Die Asche glühte noch, versengte das blauschwarze Kraushaar, ohne dass der Eingeborene einen Laut der Klage von sich gab. Während es nach verschweltem Haar roch, bildete sich ein kleines Brandmal auf dem Kopf des Schwarzen. Da entdeckte Howard Wealth auf der Kopfhaut des Schwarzen feine Narbengebilde, die an Buchstaben erinnerten. Er sah sich den Kopf des Eingeborenen

genauer an. Zum ersten Mal in seinem Leben berührte Mr. Wealth einen Schwarzen. Er überwand den Ekel und spreizte das Kopfhaar des Negers mit beiden Händen auseinander.

Da sah er, dass die Narben von winzigen Nadelstichen verursacht worden waren. Im selben Augenblick wurde Howard Wealth klar: „Ja, der Bursche hat einen klugen Kopf, und die Botschaft steht ihm wahrlich nicht auf der Stirn geschrieben. Bei allem Gold meiner Väter, Menschskind Hunter, du hast ihm die Botschaft wie eine Tätowierung in die Kopfhaut einbrennen lassen! Junge, du bist gerissener, als ich dachte“, freute sich Mr. Wealth über die gute Arbeit seines Spezialagenten.

„Jo, bringen sie mir ein Rasiermesser“, sagte Howard Wealth, so kühl wie ein Scharfrichter, der ohne Gefühlsregung seines Amtes waltet.

„Wollen sie dem Schwarzen die Kehle durchschneiden oder ihn skalpieren? Der Bursche ist doch schon tot“, grinste Gorilla Jo wie ein Halsabschneider, dem man das Messer weggenommen hatte.

„Fragen Sie nicht, tun Sie, was ich Ihnen sage!“ herrschte ihn Howard Wealth an.

„Jawohl, Sir“, sagte Gorilla Jo und beeilte sich, den Befehl auszuführen.

Als Mr. Wealth das Rasiermesser in der Hand hielt, sagte er leise, so wie jemand aus einer anderen Welt: „Gehen Sie jetzt, Jo, und informieren Sie die Gäste, dass die Party vorbei ist. Achten Sie darauf, dass mir ja keiner von meinen Söhnen das Zimmer betritt, bevor ich mit diesem Schwarzen fertig bin. Ist das klar?!“

„Ja, Mr. Wealth“, sagte der Leibwächter mit großen Augen, so als wolle er sagen: „Ich habe doch immer die Drecksarbeit gemacht, selbst die Leichen verscharrt.“

„Gehen Sie, Mann!“ schrie Howard Wealth. Da war Gorilla Jo schon zur Tür hinaus.

Als Mr. Wealth mit dem toten Schwarzen allein war, drehte er ihn auf den Rücken, kniete nieder und rasierte ihm das krause Wollhaar vom Kopf. Dabei starrten ihn die großen, dunklen Augen von Onkas an, so als wäre der Uhu im Jenseits auferstanden und hätte ein Paradies, wie das am See Oreon, wiedergefunden. Howard Wealth ließ der sanfte Blick des toten, schwarzen Jünglings kalt. Und so sagte er kühl und abgebrüht wie ein Pathologe am Seziertisch: „Gleich hab´ ich´s, mein Bester.“ Als die letzten Krauslocken gefallen waren, las Howard Wealth auf der Kopfhaut von Onkas folgende Worte in burezanischer Sprache:

*„Kyphan ist tot; Onkas lebt!
Zur gleichen Zeit am selben Ort
fanden beide das ORU
vor den Toren von Kismoctoo.
Ich traf sie, wo das ORU liegt,
spürte wie der Sand dort glüht,
vom Es im ORU aktiviert.
Ich weiß nicht, wie man's birgt
es sei denn, dass man den Tod
mehr als das Leben liebt.“*

Seitdem George im Dorf der Uhrus lebte, waren zwei Jahre vergangen. Onkas und seine Gefährten hätten längst daheim sein müssen. War ihnen etwas zugestoßen? Erste Zweifel kamen auf, ob die jungen Männer jemals zurückkehren würden. Sie waren verschollen, galten als vermisst. Es gab keinerlei Anzeichen, dass sie noch lebten. Dann kam der Augenblick, wo die Uhrus von tiefer Trauer erfüllt wurden. An jenem Tag, als die weiße Taube von Onkas ohne eine Botschaft am Fuß zurückkehrte, wurde den meisten Uhrus klar, dass die Mission der drei Jäger gescheitert war. Jedoch Häuptling Batunde glaubte mit unerschütterlichem Gleichmut daran, dass die Männer noch lebten. Vielleicht brauchten sie Hilfe, waren in die Hände böser, weißer Männer geraten?

Wenngleich George wieder im Vollbesitz seiner Kräfte war, waren die Gedanken von Trübsal überschattet. Was er befürchtet hatte, schien wahr geworden zu sein. Blutsbruder Onkas und die Gefährten waren nicht heimgekehrt. Also würde es auch kein Wiedersehen mit Grace und den Kindern am See Oreon geben. Warum blieben die drei Uhrus solange fort? Was war mit ihnen geschehen? Hatte man sie zu Sklaven gemacht? Lebten sie noch?

Häuptling Batunde war davon überzeugt, als er während eines Spaziergangs am Ufer des Sees zu George sagte: „Ja, sie leben!“

„Wenn dem so ist, was ich hoffe, sind sie womöglich in großer Gefahr“, gab George zu bedenken.

Der Häuptling blickte ihn mit ernstem Gesicht an und fragte: „Wärest du bereit nach ihnen zu suchen?“

„Für meinen Blutsbruder und seine Freunde würde ich alles tun, um sie zu retten“, sagte George ohne einen Augenblick zu zögern.

„Mein Freund, ich hätte keine andere Antwort von dir erwartet. Gut, es sei! Zwei meiner Jäger werden dich begleiten, George“, sagte der Häuptling mit einem Ausdruck von fester Entschlossenheit im Gesicht.

„Aber nur bis zur Südspitze am See Oreon. Dort beginnt das Land des Weißen Mannes, und ich möchte nicht, dass einem deiner Jäger etwas zustößt“, sagte George, der sich seiner Verantwortung für das Leben der Uhrus auf fremdem Territorium bewusst war.

„Das ist sehr edelmütig von dir gedacht. Aber meine Jäger werden dich unter deiner Führung ins Land des Weißen Mannes begleiten“, beharrte Häuptling Batunde auf seinem wohlgemeinten Vorschlag.

„Nein, meine Hautfarbe ist weiß, wie die der Südoruzanier. Ich würde in ihrem Land kaum auffallen, mich keiner allzu großen Gefahr aussetzen“, widersprach George mit sanftem Nachdruck in der Hoffnung, dass der Häuptling ihm zustimmen würde.

Aber erst nach einer Pause grüblerischen Nachdenkens, willigte der Häuptling ein. Er war zu dem Schluss gekommen, dass George mit seinem vorsorglichen Gedanken recht hatte. Die Jäger seines Stammes konnten leicht eine Beute des Weißen Mannes werden. So sagte er: „Mein Freund, deine Worte sind gut und wahr, weil dein Herz gesprochen hat. Wann gedenkst du ins Lande des Weißen Mannes aufzubrechen?“

„In drei Tagen“, erwiderte George, umarmte den Häuptling, ging zu seiner Hütte und traf alle notwendigen Vorbereitungen für die lange Reise. Dabei half ihm Ocarina, die Tochter des Häuptlings. Sie flocht George einen Hut aus Baststroh, der nach seiner Vorstellung wie ein Tropenhelm aussehen musste. Ocarina pflückte Baumwolle und spann mit Hilfe anderer Uhr Mädchen Faden um Faden, bis man daraus Hemd und Hose nach der Art des Weißen Mannes weben konnte. Die Mädchen arbeiteten Tag und Nacht. Inzwischen beluden George und seine Gefährten das Kanu am Ufer des Sees. Sie deckten sich reichlich mit Proviant ein. Harpunen, Blasrohre und Köcher mit Giftpfeilen wurden ins Boot gelegt. Als die Sonne am Morgen des dritten Tages heraufzog, wurden die Kürbisflaschen mit Wasser gefüllt.

Ocarina kam mit einer Schar von Mädchen zum Ufer und brachte George die Kleidung. Vor ihren Augen zog er den Lendenschurz aus und das khakifarbene Hemd nebst Hose an. Ocarina lächelte wie ein kleiner Schelm. Sie hielt beide Hände hinter ihrem Rücken und wartete, bis George den Hut aufgesetzt hatte. Die Uhrs lachten. In ihren Augen sah George nur allzu komisch aus, wirkte eher albern in diesem exotischen Kostüm. Ocarina hielt immer noch beide Hände auf dem Rücken, als sie mit einem verschmitzten Lächeln auf George zutrat.

Ganz plötzlich schlang sie die Arme um den Hals von George und küsste ihn auf den Mund. George war so überrascht, dass er wie versteinert dastand. Und als Ocarina ihre Arme von seinem Hals löste, war er sprachlos.

Ocarina hielt in ihren Händen ein Paar perlenbestickte Mokassins aus feinstem, weißem Wildleder. George standen Tränen der Rührung in den Augen. Seine Stimme zitterte, als er die Sprache wiedergefunden hatte und sagte: „Ich danke euch allen. Ihr seid die besten Menschen, die mir jemals im Leben begegnet sind, und ich werde meine schwarzen Brüder vom Stamme der Uhrs im Lande des Weißen Mannes finden.“

Er umarmte Ocarina und drückte Häuptling Batunde die Hand. Sie sprachen kein Wort. Der schwarze und der weiße Mann sahen einander schweigend an, wussten sie doch, dass ihre

Freundschaft nicht nur den Schmerz des Abschieds überdauern würde, sondern ein Leben lang halten und selbst über den Tod hinaus in stillem Gedenken von Mann zu Mann bestehen bleibe.

Mit dieser Gewissheit im Herzen, stieg George ins Kanu. Während er sich im Boot die wunderbaren Mokassins anzog, stießen die Gefährten vom Ufer ab. Ein letztes Mal winkte George, bevor er das Stechpaddel zur Hand nahm. Im Gleichtakt wie die Gefährten paddelte er auf den offenen See hinaus. Die winkenden Ufer wurden kleiner und kleiner, bis niemand mehr von ihnen zu sehen war. Doch das Bild der winkenden Ufer würde ihm für immer im Gedächtnis bleiben.

Das Blau des Himmels spiegelte sich im Wasser des Sees. Sie kamen gut voran. Es war ein strahlend schöner Tag. Der See war glatt und klar wie Glas. Die Männer wechselten einander beim Paddeln ab, um Kraft zu sparen. Indem jeweils einer der Männer sich ausruhte, aß und trank, paddelten die beiden anderen mit unvermindertem Tempo weiter. So glitten sie bis zum Abend über den See dahin. Bevor es dunkel wurde, schoben die Männer das Kanu an Land. Im Schutz der Mangrovenbäume campierten sie unter freiem Himmel. Nachdem sie am Lagerfeuer gegessen und getrunken hatten, rollten sie die Rattanmatten aus. Es gab kein giftiges Kriechgetier, und so schliefen sie tief und fest die ganze Nacht.

Früh am Morgen ging es weiter. So schön wie der erste, war auch der zweite Tag auf dem See Oreon. Weißkopfadler flogen hoch am Himmel und beobachteten mit scharfem Auge die Fische im See. Fische mit schillerbunter Schuppenhaut sprangen aus dem Wasser empor. Pfeilschnell stießen die Seeadler herab und schlugen ihre Beute im Flug.

Fünf Tage fuhren sie über den See. Jeder Tag in dieser Fisch- und Vogelwelt, umgeben von unberührtem Urwald, war schöner noch als der gestrige und offenbarte den Männern im Boot die ganze Artenvielfalt am See Oreon. Das helle Sonnenlicht war von zauberischem Glanz, funkelte überall mit glitzerndem Weben im Wasser, und die Männer im Kanu waren begeistert, ja wie berauscht vom herrlichen Anblick der Natur mit all ihrer Schönheit, dem Gefühl von grenzenloser Freiheit, das jeder von ihnen mit wilder Genugtuung verspürte und ihren Kräften im Taumel des Glücks Flügel verlieh und sie dem Winde gleich über den See dahin gleiten ließ.

Erst am Spätnachmittag des sechsten Tages, als sie der Südspitze des Sees näherkamen, zogen dunkle Wolken am Himmel herauf. „Es sieht nach Gewitter aus. Wir müssen uns beeilen, an Land zu kommen“, sagte George mit besorgtem Gesicht. Die Ufer nickten stumm und paddelten mit ihm um die Wette, boten alle Kraftreserven auf, um so schnell wie möglich

Land zu erreichen. Bald schon fielen erste Tropfen auf den See herab. Im selben Augenblick, als der warme Tropenregen auf das wogende Wasser hernieder prasselte, erreichten sie die Südspitze am See Oreon.

Während es finster wie die Nacht wurde, zogen sie das Kanu an Land. Blitze zuckten am Himmel. Flammenkeile schlugen ins Kronengeäst der Bäume ein. Der Himmel zürnte und grollte mit solch ohrenbetäubendem Krachen, als stünde der Weltuntergang bevor.

Die Uhrus glaubten, dass ihre Ahnen zornig seien und versuchten sie mit guten Worten zu besänftigen. Wenn der Fluch der Ahnen über sie käme, würden sich die Gräber öffnen. In den Pflanzen und Tieren, die sie verspeist hatten, waren Seelen gewesen. Mit den toten Ahnen ihres Stammes würden die Seelen der Flora und Fauna zu neuem Leben auferstehen und sich an ihnen rächen, sollte sich herausstellen, dass sie diese in ihrem vorherigen Leben nicht mit gebührender Achtung behandelt hätten.

Während die Uhrus am Boden knieten und ihre Hände mit flehendem Blick gen Himmel hoben, schlug der Blitz vor ihren Augen ins Reich der Erde ein. Die Erde bebte, spaltete sich und es sah so aus, als würden die Ahnen von den Toten auferstehen.

Die Uhrus zitterten am ganzen Leib wie Espenlaub. Während George die Hände seiner Freunde ergriff und sie zu der Erdspalte zog, sagte er: „Wo der Blitz einmal einschlägt, gibt es kein zweites Mal.“ Die Uhrus starrten ihn ungläubig an. Doch befolgten sie seine Worte, krochen in die Erdspalte und waren dankbar, als George über ihren Köpfen ein Dach von Rattanmatten ausbreitete. So hockten die Drei, Körper an Körper in der dunklen Enge des Erdlochs und warteten ab, bis das Gewitter vorbei war. Nachdem sie abgewettert hatten, wollten die Uhrus sogleich in ihr Dorf aufbrechen. George sah wie bewegt der See immer noch war und sagte: „Wartet bis morgen, Freunde.“ Das taten die Uhrus nach einigem Zureden. Sie blieben und verbrachten die Nacht an der Seite von George, der beruhigend zu ihnen sprach, ganz leise wie bei einem verängstigten Tier, das Schreckliches erlebt hatte. Dann holte er Woldecken unter der halbwegs wasserdichten Blätterplane des Kanus hervor, deckte sie und sich damit zu und sprach ihnen für den neuen Tag und die Rückreise solange Mut zu, bis sie erleichtert in den Schlaf sanken.

Am anderen Morgen waren die Uhrus froh, noch eine Nacht unter der Obhut von George geblieben zu sein. Es war ein strahlend schöner Tag. Der See war glatt wie ein Spiegel. Zum Abschied gab es ein Frühstück aus Bananenbrei, Kokosmilch und Früchten. Dann schüttelten sie einander die Hände, und jeder zog seines Weges. Während die Uhrus das Kanu bestiegen und davon paddelten, schulterte George den Tornister aus Affenfell. Den Hals der

Kürbisflasche verknötete er an der Hanfkordel des Hosengürtels. Dann nahm er das Blasrohr mit Köcher und Pfeilen in die rechte Hand und ging auf einem schmalen Buschpfad durch den Morast am See, der nach dem Gewitterregen von gestern einem Sumpf glich, den es mit vorsichtigem Schritt zu durchwaten galt.

Gegen Mittag war er aus dem Sumpf heraus. Er stand auf einem Erdhügel und hielt Ausschau in Richtung Süden. Eine unendlich weite Ebene erstreckte sich vor seinen Augen. In der Ferne wuch das karge Brachland einem Meer von goldgrünen Halmen. Soweit das Auge reichte, wogte Büffelgras am Horizont. Über der dunkelbraunen Erde, die sich vom Fuße des Erdhügels als weite Ebene bis zur Steppe erstreckte, sang die Hitze. Erdklumpen barsten, zerbröselten und flimmerten als Staub empor. Über der schrecklichen Dürre der Ebene brütete die Hitze. Ausgebleichte Kadaver, zerfleischt von lachenden Hyänen, lagen überall verstreut auf dieser Ebene des Todes. Die trockene Erde lechzte nach Wasser. Das Blut von Jahrtausenden rauschte im Rotlicht der Sonne, fackelte in flammenden Lichtströmen vom Himmel und dörnte mit unbarmherziger Glut die dürstende Erde aus.

George steckte einen kleinen, gefiederten Giftpfeil ins Blasrohr, stieg vom Hügel herab und machte sich auf den Weg. In dieser Hitze wurde jeder Schritt zur Qual. George triefte der Schweiß aus allen Poren. Er blieb manchmal stehen, schob den Tropenhelm in den Nacken und wischte sich den Schweiß mit dem Hemdsärmel von der Stirn. Er verschnaufte, gönnte sich eine kurze Pause und trank Wasser aus der Kürbisflasche. Jedes Mal war er durstiger als zuvor, und so merkte er nicht, wie schnell das Wasser zur Neige ging. Aber jeder Schluck Wasser erfrischte ihn.

Dann hatte er wieder Kraft, um weiter zu gehen. So kam er an jenen Ort, wo die Hyänen beim blutigen Fraß waren. Manche Knochen waren fein säuberlich abgenagt und lagen verstreut um ein totes Zebra herum. Die braunen Augen des Zebras, sahen aus, wie die eines Rehkitzes, so unschuldig und voller Liebe, dass einem der Anblick des getöteten Tieres glatt das Herz brechen konnte.

Als George sich den Hyänen näherte, witterten sie ein neues Opfer. Sie waren im Fress- und Blutrausch, rissen mit ihren Fangzähnen Fleischfetzen aus dem Bauch des Zebras. Die Hyänen knurrten und fletschten die Zähne, hoben die blutigen Schnauzen und spitzten die Ohren. Wie ein tollwütiger Hund griff der Anführer des Rudels an.

George blieb ganz ruhig stehen. Es war windstill. Er presste das Blasrohr an die Lippen, holte tief Luft und blies hinein. Es machte Plopp. George hatte gut gezielt. Der Giftpfeil traf die Hyäne aus nächster Nähe. Der Pfeil steckte im Hals. Das Gift ging direkt in die Blutbahn

der Schlagader. Die Hyäne zuckte am Boden, streckte alle Viere von sich und war tot. Im selben Augenblick waren die anderen Hyänen zur Stelle und machten sich daran, den Artgenossen zu zerfleischen. Dabei ließen sie sich von George nicht stören. Vom grässlichen Schmaus der Raubtiere angewidert, wandte sich George ab, machte einen Bogen um das Rudel und ging dorthin, wo andere Gerippe von Kadavern lagen. Es waren unzählig viele Knochen von Tieren. Aber nicht nur von Tieren, sondern auch Schädel und Gebeine von Menschen. Unter den vielen Knochen entdeckte George zwei Wadenbeine, die mit bunten Perlenkettchen umwunden waren. Es waren jene Perlenkettchen, wie sie die Uhrmädchen anfertigten, um sie dem Bräutigam ihres Herzens zu schenken oder den Jägern des Stammes als Glücksbringer mitzugeben, wenn diese eine längere Reise in ein fremdes Land antraten.

Onkas und seine Gefährten hatten Perlenkettchen dieser Art am Fußgelenk getragen. George untersuchte die Perlen nach unterschiedlicher Farbe und Güte. Die Perlen der Kettchen waren Halbedelsteine, grüne Achate und rote Sarder. Onkas, der Sohn des Häuptlings, hatte ein Kettchen aus blauen Lapislazulisteinchen am Fußgelenk getragen.

„Also lebt er noch“, dachte George, konnte sich aber so recht nicht freuen, da ihn der Tod von Onkas Kameraden betrübte. „Weit sind sie nicht gekommen, die armen Kerle“, sagte George leise vor sich hin, als er zwei Schädel fand und mitten in der Stirn die Einschusslöcher von Kugeln sah.

„Das waren Weiße, grässlich!“ dachte George, während ihm der Ekel vor dieser Rasse die Kehle würgte. Er griff zur Kürbisflasche, trank einen Schluck und verließ so schnell er konnte diesen Ort des Grauens. Bald schon war von der Schädelstätte nichts mehr zu sehen.

Als die Sonne unterging, wick die Gluthitze einer angenehmen Wärme, die die rotbraune Erde der Ebene am Tage gespeichert hatte und wie feiner Dunst vom Boden zum violettfarbenen Abendhimmel aufstieg. Vom dünnen Geäst eines Gespensterbaumes brach George Zweige und etwas Rinde ab. Die Rinde bröckelte er entzwei und rieb die rappeltrockenen Stückchen solange aneinander, bis sie zu glimmen begannen. Feiner bläulicher Rauch stieg auf. George blies über die Holzstückchen. Flämmchen züngelten empor. Er legte Zweige auf. Wenig später flackerte ein kleines Lagerfeuer gen Himmel.

„Es wird die wilden Tiere verscheuchen“, dachte George, öffnete die Schlaufen des Tornisters und aß von den Trockenfrüchten. Danach schob er sich den Tornister wie ein Kissen unter den Kopf und streckte sich am Lagerfeuer aus. Er war sehr müde, und das Affenfell des Tornisters war weicher noch als Samt. Bald schon war er am Feuer unter dem dünnen Gespensterbaum eingeschlafen. George schlief auf warmer Erde, und das Feuer hielt

die wilden Tiere fern. Schakale heulten und Hyänen lachten in die Nacht, machten einen Bogen um das Feuer, an dem George tief und fest schlief.

Mit der aufgehenden Sonne zog George weiter, ging dem Meer der Halme am Horizont entgegen. Die Sonne stand im Süden, als er die Steppe erreichte. George blieb stehen, wischte sich den Schweiß einmal mehr von der Stirn und trank einen Schluck Wasser. Es waren nur noch wenige Tropfen. Dann war die Kürbisflasche so leer, wie seine Augen. Ganz ohne Glanz waren die Augen von George, lagen tief in den Höhlen. Er merkte nicht wie sein ganzer Körper zitterte, als er zum Himmel blickte und die grässlichsten Vögel sah, die er je gesehen hatte: Geier.

Die Aasvögel kreisten am Himmel und beobachteten den Mann, dessen Wasserflasche leer war. Seit Stunden war dieser Mann über die weite Öde der Ebene bis zum Rand der Steppe getaumelt. Es war nur noch eine Frage der Zeit, dann wäre der Mann mit den Kräften am Ende. Doch der Mann ging weiter und verschwand in einem Meer von wogenden Halmen. George bahnte sich den Weg durch das brusthohe Büffelgras. Hinter jedem Halm konnte eine andere Gefahr lauern, die nur schwer vorzusehen war. Seine Nerven waren gespannt, wie die Sehne eines Bogens beim Schuss ins Ziel. Das Blasrohr, mit dem er sich den Trampelpfad durchs Büffelgras Schritt für Schritt bahnte, war mit einem Giftpfeil geladen. Er war hellwach. Da und dort raschelte es im Dickicht. Es knackte. Was war das? Welche Art von Gefahr oder Überraschung verbarg sich vor ihm im Büffelgras? Plötzlich sprang eine Antilope auf und schnellte wie im Flug davon. Der behände Sprunglauf des flinken, leichtfüßigen Tieres war von solch faszinierender Anmut, dass George starr vor Erstaunen auf der Stelle stehen blieb.

„Welch herrliches Tier!“ dachte George. Da blitzte von Ferne der Lauf eines Gewehres auf. Das blanke Rohr des Gewehres blinkte im hellen Sonnenlicht. Ein Schuss krachte. Der Funke des Mündungsfeuers versengte die Halme. Am anderen Ende des Grasmerees stiegen Rauchwölkchen auf. Es roch nach Pulverdampf.

„Nein, um Himmelswillen, nicht dies muntere Reh von einer Antilope“, dachte er, als ihm mit erschreckender Deutlichkeit klar wurde, dass ein einziger Schuss genügen würde, um einen Steppenbrand zu entfachen. Das trockene Büffelgras würde wie Zunder brennen. Ein Funke genügte.

„Wer ist dieser Vollidiot?!“ schrie George und rannte um sein Leben. Er musste aus dem Büffelgras heraus, bevor es zu einem Flammenmeer werden würde. Von panischer Angst erfasst, lief er immerzu geradeaus, bis er das erste Fleckchen Grün der Savanne erblickte.

Im selben Augenblick, als George aus dem Büffelgras heraus war, sah er einen Mann. Es war ein Hüne von einem Kerl. Blond, breitschultrig und blauäugig, stand dieser weiße Gigant der Savanne etwa fünf Schritte entfernt von ihm. Der Mann trug die Kleidung eines Großwildjägers und hielt eine Zwillingbüchse im Anschlag. Der Mann rief in burezanischer Sprache: „Mensch, hauen sie ab! Gehen sie mir aus der Schusslinie, Mann!“

Hinter George raschelte und wogte das Büffelgras. Grüne Augen funkelten im Meer der Halme. Plötzlich erschienen vier Löwen. Im blutroten Schein der Abendsonne krochen sie im Pirschgang aus dem strohgelben Büffelgras hervor und standen wenig später mit majestätischer Erhabenheit auf dem weiten Grün der Savanne. Es waren zwei Löwenpaare von prächtigem Wuchs. Die Löwen hoben den Kopf und witterten die Antilope, die ahnungslos und friedlich auf dem Grün der Savanne in Sichtweite des Rudels vor sich hingraste.

Da krachte ein zweiter Schuss. Die Kugel pfiß haarscharf am Kopf von George vorbei, und eine Löwin biss in den Staub am Rande der Steppe. Die anderen Löwen verschwanden im Büffelgras.

„Mann, das war knapp“, sagte der Löwenjäger. Der Mann nahm die Zwillingbüchse herunter, lud im Gehen nach und legte das Gewehr mit dem Finger am Abzug in die Beuge des linken Ellbogens. Mit der rechten Hand schob er George im Vorbeigehen zur Seite. Der Mann ging auf die Löwin zu, bereit ihr einen Fangschuss zu verpassen. Das war nicht nötig. Genau zwischen den grünen Augen des Raubtieres war die Kugel eingedrungen. Ein kleines Brandloch im Fell der Stirn machte dem Löwenjäger klar, wie gut er getroffen hatte.

„Besser noch als ein Blattschuss“, sagte der Mann nicht ganz ohne Stolz. Er lachte grimmig, nahm den breitkrempigen Hut mit dem Krokodillederband vom Kopf und warf ihn mit der Zwillingbüchse ins Gras. Dann zog er das Jagdmesser aus der Scheide an der Hüfte, kniete nieder und zog der Löwin das Fell über die Ohren. Danach wischte er das blutige Messer im Gras ab und steckte es in die Scheide. Der Mann warf das abgehäutete Fell der Löwin um die Schultern, ergriff das Gewehr im Gras und setzte den Hut auf.

Mit dem goldgelben Löwenfell auf den Schultern ging der Mann auf George zu und sagte mit einem strahlenden Lächeln: „Ist das nicht eine prachtvolle Trophäe?!“ Er streckte George die Hand zur Begrüßung entgegen und stellte sich vor: „Ich bin Tom Hercules.“

George schüttelte die Pranke des Löwenjägers und sagte: „Freut mich, ich heiße George Knight.“

„Ja, gibt’s dich überhaupt noch, Schwager?!“ rief Tom Hercules voller Freude. Er ließ das Gewehr und die Löwenhaut fallen und umarmte George mit seinen Pranken.

George hatte Tränen der Rührung in den Augen, als er sagte: „Welch ein Tag! Was für eine Freude, dich wiederzusehen, Schwager, Tom!“

„Almeгра und die Jungs werden sich ganz besonders freuen, dich zu sehen, George. Komm, Schwager, lass uns gehen, bevor es dunkel wird“, sagte Tom, der sich ungern auf freier Wildbahn vom jähen Anbruch der Nacht überraschen ließ.

„Wohin?“ fragte George einigermaßen verwirrt.

„Wohin?! Kennst du meine Farm nicht mehr?“ wunderte sich Tom und zog die Augenbrauen hoch. Aber als ihm die Frage von George so richtig bewußt wurde, sagte er: „Ach ja, damals, als du uns mit Grace und den Kindern besucht hast, war die Farm noch im Rohbau. Da mussten wir alle im Zelt campieren.“

„Ja, daran kann ich mich erinnern. Wir hatten jede Menge Spaß zusammen“, sagte George dem die Freude an diese schöne Zeit im Gesicht stand.

„Worauf du dich verlassen kannst! Deine Kinder haben die Savanne unsicher gemacht, und Grace und Almeгра haben sich fabelhaft verstanden. Die beiden Schwestern sind zwei richtige Goldschätzchen, die sich wirklich gerne haben“, sagte Tom mit leuchtenden Augen.

„Wie viele Jahre ist es eigentlich her, seit wir uns das letzte Mal sahen?“ fragte George, wie ein Fremder nach dem Weg in einem Land, das er nicht kennt, wo er niemals war und doch nach einem Zuhause sucht.

„Etwa 25 Jahre“, sagte Tom, ließ George aus seiner Feldflasche reichlich Wasser trinken, nahm selbst einen guten Schluck, verschraubte die Flasche und hakte sie am Bajonettverschluss seines Gürtels ein, ehe er fortfuhr: „So, unser Durst ist gestillt. Aber lassen wir nicht noch mehr Zeit verstreichen. Komm, George, meine Farm ist nicht weit von hier. Sie liegt am Fuße des Mount Charo, und du bist aufs Herzlichste eingeladen, kannst solange bleiben, wie’s dir gefällt, Schwager. Mann, werden Tajo und Tega Augen machen ihren Onkel von Yeos kennenzulernen.“

Nach diesen Worten schulterte Tom Hercules das Gewehr und das herrliche Löwenfell. Wie ein Gigant ging Big Tom, der frei geborene Sohn der Savanne voraus, und George folgte ihm zu seiner Farm am Mount Charo.

Friede ruhte über der Savanne. In der Abenddämmerung rückten die Herden der Büffel, Zebras und Antilopen enger zusammen und grasten in friedlicher Eintracht. Es war die

Stunde, als die Hitze des Tages nachließ, sie zur Tränke gingen und die Nachtjäger unter den Raubtieren noch nicht unterwegs waren, um ihre Beute zu erlegen.

Jäh brach die Nacht herein. Von ferne konnte man die Lichter der Farm sehen. Dahinter ragte das dunkle Massiv des Mount Charo in den Sternenhimmel empor. Als Tom und George nach strammem Fußmarsch ohne Rast durch das Tor des Corrals gingen, roch es nach frischer Erde. Während sie auf das Farmhaus zgingen, sagte Tom: „Aha, die Jungs waren fleißig, haben den Acker gepflügt.“

Über der Tür des Farmhauses hing eine Petroleumlampe und warf einen goldenen Schein auf die wunderschöne Negerin, die in einer geblühten Toga auf der untersten Holzstiege vor der Veranda saß. Ein kleiner, weißer Elefant stand vor ihr und wiegte traurig den Kopf hin und her. Manchmal hob der Kleine den Rüssel und tastete schnüffelnd über die Brust der Frau. „Ja, komm nur her, mein Baby“, sagte die Frau in der Sprache der Mazulai und zeigte dem kleinen, weißen Elefanten eine Milchflasche. Doch der Kleine zögerte, wich voller Scheu mit erhobenem Rüssel zurück, und sein Trompeten war wie ein einziger Klageruf nach seiner Mutter.

„So hab´ doch keine Angst, Aiasha. Komm doch her zur mir, mein Baby“, sagte die Frau mit leiser schmeichelnder Stimme. Der kleine, weiße Elefant senkte den Kopf, und das Rüsselchen war wie ein Pendel, das fragte: „Soll ich oder soll ich nicht?“

„Mein Kleiner, die Milch ist warm und gut für dich, Aiasha. Ich weiß, deine Mutter ist tot. Aber wenn du nicht trinkst, wirst du bald schon dahin gehen müssen, wo der letzte Leopard vor langer Zeit hinging“, sagte die schöne, schwarze Frau mit gütiger Stimme.

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, da schmiegte der kleine, weiße Elefant den Kopf an ihre Schulter, öffnete das rosige Mäulchen und saugte am Nippel der Milchflasche.

„So ist's brav, Aiasha. Trinke, mein Baby, damit du groß und stark wirst“, sagte die Frau und streichelte mit Tränen in den Augen den Kopf des kleinen, weißen Elefanten.

Alemegra, die Tochter des Häuptlings Gladio Morus und Frau von Tom Hercules, wusste nur allzu gut, dass Aiasha bald schon sterben müsse. Bei aller Pflege konnte Almegra ihm die Mutter nicht ersetzen, die er so nötig gebraucht hätte, um als Baby im ersten Jahr überleben zu können.

Tom und George waren gerührt mit welcher großer Liebe Almegra versuchte, dem kleinen, weißen Elefantenbaby eine gute Mutter zu sein. Die Männer nickten stumm, hatten ihre stille Freude und sagten kein Wort, während der Kleine gesäugt wurde.

Erst nachdem Almegra dem weißen Elefantenkälbchen die Flasche gegeben hatte und es ins Tiergehege am Farmhaus führte, sagte Tom: „Ich habe einen Bärenhunger. Komm, lass uns ins Haus gehen, George.“

George knurrte der Magen. Er blickte Tom an und sagte: „Ich hätte nichts gegen burezanische Hausmannskost einzuwenden, möchte aber vorher den Staub der Steppe von der Haut spülen.“

„Na klar. Doch erst mal werden wir etwas für unsere trockenen Kehlen tun und sie mit einem guten Schluck selbstgebrannten Whiskeys anfeuchten“, meinte Tom und lachte, als er die Fliegendrahttür öffnete und ins Haus ging.

„Hey, Tajo, komm nach unten, Daddy ist von der Löwenjagd zurück“, rief ein kaffeebrauner, etwa 14-jähriger Junge am Holztisch im Wohnzimmer des Farmhauses. Er klappte das Buch zu, sprang von der Eckbank auf und lief dem Vater entgegen.

Tom lehnte das Gewehr an die Wand neben dem Türrahmen, warf die Löwenhaut auf den Boden und breitete die Arme aus, um seinen herbeistürmenden Sohn, Tega, zu umarmen. Das Löwenfell am Boden sah aus wie eine dekorative Teppichbrücke, über die Tega beinahe gestolpert wäre, wenn ihn sein Vater nicht aufgefangen hätte. Wenig später flitzte ein überaus flinker Mulattenjunge die Treppe herunter. Der 16-jährige Tajo kam ganz auf den Vater, hatte blondes Haar und blaue Augen, die vor Freude leuchteten, als ihn der Vater fest in seine Arme nahm. Tom hielt die beiden Jungs in seinen Pranken und strahlte: „Sind das nicht prachtvolle Burschen!“ Und mit einem Blick auf den Mann, der hinter ihm im Flur stand, sagte Big Tom: „Jungs, das ist euer Onkel George, ein Astropilot vom Planeten Yeos.“

Die Jungs blickten George mit großen Augen an. Schließlich fasste der blondhaarige Tajo sich ein Herz und fragte: „Dann bist du ein Raumfahrer, nicht wahr?“ Bevor George antworten konnte, wollte Tajo's jüngerer Bruder Tega wissen: „Wo ist dein Raumschiff, Onkel George?“

„Das gibt's nicht mehr. Es ist zerschellt“, sagte George mit ernstem Gesicht.

Tega hatte den Sinn des Wortes „zerschellt“ nicht so recht verstanden. Er überlegte einen Augenblick. Dann fragte er mit kindlicher Neugier, um sich Gewissheit zu verschaffen: „Du meinst, es ist abgestürzt, ganz kaputt, ja?“

„Ja, mein Junge.“

„Dann hast du aber Schwein gehabt, dass du noch lebst, Onkel George.“

„Das schon. Aber nun kann Onkel George nicht mehr zurück zu seinem Heimatplaneten“, gab Tajo zu bedenken.

Tom brachte sich ein und sagte: „So ist es, Jungs. Onkel George kann nicht mehr zurück. Und wenn er seine Frau Grace und seine Kinder Xana und Yuly bei unserem Großvater Morus im Doovooland abgeholt hat, bleibt er für immer bei uns.“

„Na klar. Was denn sonst“, meinte Tajo und Tega jubelte: „Au fein, Onkel George. Dann erzählst du uns Geschichten von deinen Reisen durchs All, und wir zeigen dir dafür die schönsten Tiere der Savanne.“

„Toll, darauf freue ich mich sehr, und du kannst jetzt schon auf die Geschichten aus dem All gespannt sein, die ich euch erzählen werde, Junge“, sagte George und bekräftigte die Worte, indem er mit dem erhobenen Daumen der rechten Faust bekundete, dass die Abmachung galt.

„Aber im Augenblick, denke ich, freust du dich mehr noch über einen Whiskey Soda, als auf die Tiere der Savanne oder das Erzählen von Geschichten aus dem All, nicht wahr, Schwager“, sagte Tom und ging zur Hausbar.

„Du kennst ja meine kleine Schwäche. Gerne, Tom“, sagte George und war beeindruckt mit welcher rustikaler Eleganz das Wohnzimmer eingerichtet war. Rechts neben dem Eingang stand der Gewehrschrank, und in die weiß getünchte Kopfwand des quadratischen Raumes war ein Kamin eingemauert. An der Wand über der Esse des Kamins hingen Jagdtrophäen. In der Ecke links vom Kamin stand der Esstisch mit Sitzbank und Stühlen aus dunklem Zedernholz. Über dem Tisch hing eine glockenförmige Lampe. Der messingfarbene Schein des Lichts spiegelte sich im Glas des großen, rechteckigen Fensters. Am Fenster neben dem Eingang zur Küche stand ein Geschirrschrank, hinter dessen Glastüren blitzsaubere Bestecke und weißes Porzellan funkelten. Kaum hörbar rotierte an der Decke des Zimmers ein Ventilator. Der Fußboden und die Zimmerdecke waren mit hellbraunen Edelhölzern verkleidet. Vor dem Kamin lagen Felle von Raubtieren und rechts davon prunkte in der Ecke die halbrunde Hausbar aus Mahagoni.

Während Tom vier schlanke, halbhohe Gläser aus dem Chromregal an der Spiegelwand hinter der Bar entnahm, sagte er gutgelaunt: „Was heißt hier Schwäche? Eine Stärkung brauchen wir beide, George.“

Tom grinste, ließ Eiswürfel aus der Hand in die Gläser fallen und füllte zwei davon mit einem guten Schuss Whiskey. Dann goss er Soda in alle vier Gläser und sagte mit gespielter Strenge: „Für euch gibt’s nur Soda, Jungs. Keine süße Limonade, kein Caca Calo und nichts von dem Whiskey.“ Die Jungs waren nicht traurig. Sie nickten, maulten nicht und akzeptierten die Entscheidung des Vaters.

Nachdem jeder ein Glas in der Hand hielt, stießen sie miteinander an und sagten: „Cheers!“

„Cheers, ihr Männer!“ sagte Almegra, als sie zur Tür hereinkam. „Aber wen haben wir denn da?!“ freute sich Almegra, als sie George mit Tom und den Jungs an der Bar im Wohnzimmer stehen sah.

„Almegra!“ rief George, setzte das Glas auf die gekachelten Theke ab und sagte: „Schwägerin, komm lass dich umarmen!“

„George, du alter Herumtreiber, wo bist du nur solange gewesen? Deine Frau und ich haben uns große Sorgen gemacht“, sagte Almegra mit leisem Vorwurf und einem schelmischen Lächeln. Dann lagen sie sich in den Armen und weinten vor Glück. Almegra sah ihrer

Schwester Grace so ähnlich, war ganz eine schwarze Lady, wie die meisten Frauen vom Stamme der Mazulai.

Almegra trank unbekümmert einen Schluck Whiskey aus Toms Glas. Er lächelte, schien es zu mögen, dass sie so frei war aus seinem Glas zu trinken, als sei es die selbstverständlichste Sache dieser Welt. Die dunklen Samtaugen von Almegra leuchteten vor Freude, als sie George drängte: „Nun, mach schon, erzähle, warum haben wir dich solange nicht gesehen?“

„Geduld, schöne Schwägerin. Das ist eine lange Geschichte“, erwiderte George und trank das Glas Whiskey in einem Zug leer.

„Mein Juwel, wäre es nicht besser, wenn uns George seine Geschichte beim Essen erzählt?“ Was gibt's eigentlich an Leckerem zu essen? Ich habe Hunger wie ein Löwe“, sagte Tom und blickte seine Frau mit schmachttenden Augen an.

„Burezanisches Gulasch mit Hirsebrei, ganz nach der Art der Mazulai, in schwarzer Pfeffersauce“, antwortete Almegra mit einem bezaubernden Lächeln.

„Hm, hm! Scharf und gut“, dachte George, dem das Wasser im Munde zusammenlief, da er seit ungefähr 25 Jahren sein Lieblingsgericht nicht mehr gegessen hatte.

„Männer, ihr könnt schon mal den Tisch decken“, sagte Almegra und ging in die Küche neben dem Wohnzimmer.

„Das können Tajo und Tega übernehmen. George und ich werden nach oben gehen, um vor dem Essen zu duschen“, sagte Tom, um sich vorm Tischdecken aus dem Staub zu machen.

„Es ist kein Wasser da, Tom!“ rief Almegra aus der Küche.

„Kein Wunder bei dieser Hitze“, meinte George, der sich ein müdes Grinsen nicht verkneifen konnte.

„Dann wird Tajo den Tisch decken und Tega nach draußen gehen, um die Pumpe von Hand zu betätigen. Wasser gibt's, George, auch wenn es manchmal aus der Tiefe des Mount Charo hoch gepumpt werden muss“, sagte Tom, so, als müsse er sich für die kleine Panne bei einem versnobten Gast entschuldigen.

Dann gingen die beiden Männer die Treppe herauf. Zuerst zeigte Tom George das Zimmer, wo er schlafen könne. Das Bett war mit einer reich bestickten Büffeldecke bedeckt. George legte den Tornister nebst Blasrohr und Köcher auf den kleinen Holztisch unter dem Fenster. Dann streckte er sich auf das Bett aus. Während Tom nebenan duschte und aus dem offenen Fenster rief: „Mehr Wasser, Sohn!“ dachte George: „Wie lange ist's eigentlich her, seit du das letzte Mal in einem richtigen Bett geschlafen hast?“

Es war die reine Wonne, ein unbeschreibliches Gefühl von Wohlbehagen und Geborgenheit, auf dem Bett zu ruhen. Wenn Tom nicht ins Zimmer gekommen wäre, wäre er fest eingeschlafen.

Als Tom nach dem Duschen das Zimmer betrat, sagte er: „Alter Junge, ich bin fertig, bin sozusagen von Kopf bis Fuß entstaubt. Jetzt bist du dran.“

„Okay, Big Tom. Ich werde mich beeilen“, sagte George, gähnte und ging nach nebenan ins Bad.

Nach der eiskalten Dusche fühlte sich George wie neugeboren. Almegra hatte ihm frische Kleidung auf das Bett gelegt. George zog die Jeans, Mokassins und das weiße Hemd an und ging nach unten.

„O, Welch Glanz in unserer Hütte“, sagte Almegra, die gerade die dampfende Schüssel mit Hirsebrei auftrug. George setzte sich auf die Eckbank zu den Jungs. Tom saß auf einem Stuhl am Kopfende des Tisches, und Almegra nahm an der rechten Seite ihres Mannes den Platz ein. Zum Essen gab es einen vorzüglichen Rotwein, der aus dem eigenen Weinberg von Tom stammte. Das burezanische Gulasch war zart, scharf gewürzt und schmeckte barbarisch gut. George langte kräftig zu und erzählte während des Essens, was er in all den Jahren erlebt hatte. Die Jungs machten einmal mehr große Augen und hörten den abenteuerlichen Geschichten von George ganz fasziniert zu, fieberten vor Erregung und hingen an seinen Lippen. Den Tod von Almegras Bruder Ceasar verschwieg George. Wenn überhaupt, würde er Almegra diese tieftraurige Kunde nur schweren Herzens mitteilen können. Er wusste, es war seine Pflicht. Aber an diesem schönen Abend in fröhlicher Runde verdrängte er diese Pflicht, ihr die grausame Wahrheit vom Tode Ceasars mitzuteilen, auch wenn ihm seine Unehrllichkeit zu schaffen machte.

Dann erzählten Tom und Almegra von ihrem Leben, den Sorgen und Nöten, die sie beim Aufbau der Farm gehabt hatten. Es waren Jahre der Mühsal gewesen, bevor sie von den Erträgen des Ackerbaus und der Viehzucht leben konnten. Jetzt aber waren sie autark, hatten sogar aus einem Freigehege an der Farm eine Zufluchtstätte für kranke oder elternlose Tiere gemacht. Tom brauchte nur noch ganz selten nach Razablanca zu fahren, um Felle von Raubtieren gegen ein neues Gewehr oder Munition für seine alten Schusswaffen zu verkaufen. George gewann den Eindruck, dass Tom und Almegra nach vielen entbehrungsreichen Jahren ihr Familienglück sehr zu schätzen wussten. Beide waren ein Herz und eine Seele. Tom und Almegra liebten sich wie am ersten Tag, und sie wussten, dass ihre Jungs ein Geschenk des Himmels waren.

„Wie wunderbar“, dachte George und ging mit diesem Gedanken und einem herzlichen Dankeschön für Speis und Trank glücklich zu Bett. Er war froh im trauten Heim seines Schwagers zu sein und schlief selten so gut, wie in dieser Nacht.

Am nächsten Morgen, als George aufstand, war er ein anderer Mensch. Er fühlte sich großartig, öffnete mit einem Lied auf den Lippen die grünen Fensterläden und sah ein Bild von einzigartiger Schönheit:

Über das weite Grün der Savanne sprangen anmutige Gazellen, so vergnügt und heiter, wie die kleinen Grashüpfer mit denen Tajo und Tega auf der Veranda Fangen spielten. Grasende Zebras zogen mit mächtigen Büffeln dahin. Hochnäsige Giraffen, die gelangweilt Affenbrot kauten, flankierten die Herden verschiedenster Tierarten. Jeder der urigen Büffelhöcker hatte eine schneeweiße Wulstkuppe und sah so aus, wie ein Mini-Mikro Mount Charo. Von heiter leuchtendem, türkisfarbenem Grün war das herrliche Panorama des Mount Charo, dessen majestätischer Gipfel sich unter einer zauberischen Tarnkappe feinsten Glitzerschnees verbarg.

Die schmucke, weißgetünchte Farm mit dem roten Pfannendach am Fuße des Mount Charo, war wie eine Hazienda gebaut. Goldgrüne Felder und fruchtbares Ackerland umgaben die Farm, auf der Tom Hercules mit Frau und Kindern wohnte.

George wusch sich nebenan im Bad, zog sich an und ging frohen Herzens die Treppe herunter zum Frühstück. Das Prismenlicht der Morgensonne schien durch das Dachfenster und erfüllte das Treppenhaus mit Heiterkeit. Es duftete nach Kaffee, Eiern und Speck. Tajo und Tega saßen in blitzsauberen Jeans und Buschhemden mit ihren Eltern am Tisch.

„Onkel George, heute zeigen wir dir die Tiere auf unserer Farm“, sagte Tega und rückte zur Seite, um für den Onkel auf der Eckbank Platz zu machen. Während George sich setzte, sagte er: „Da bin ich aber gespannt. Was gibt es denn für Tiere auf der Farm?“

„Einen Ochsen, zwei Milchkühe und drei Bullenkälbchen mit furchtbar langen Hörnern“, antwortete Tega und biss in das Erdnussbutter Sandwich.

George trank einen Schluck Kaffee und fragte: „Du meinst, ihr habt Langhornrinder auf der Farm?“

„Ja, und viele, viele andere Tiere“, sagte Tajo und schmierte sich mit viel Butter ein Marmeladentoastbrot.

„Pscht, nicht verraten“, flüsterte Almegra mit dem Zeigefinger auf den Lippen.

„Sind die Langhornrinder nicht gefährlich?“ fragte George, während er mit Messer und Gabel von den Spiegeleiern aß.

„Nein, nur wenn sie von einer Tarantel gezwickt werden“, meinte Tom grinsend und gabelte drei Spiegeleier mit Speck in sich hinein, als gäbe es morgen nichts mehr zu essen.

„Taranteln? Habt ihr Wolfsspinnen auf der Farm?“ fragte George mit Unbehagen, schob den Teller mit Eiern und Speck beiseite und blickte mit bleichem Gesicht im Raum umher.

„Aber nein, George! Das besorgen schon die Hühner, Mungos und Wildkatzen. Es gibt kein giftiges Getier. Weder Spinnen noch Schlangen und ganz gewiss keine Taranteln“, sagte Almegra mit vorwurfsvollem Blick, der ihrem Mann galt.

Tom verstand, lachte und sagte: „Ist schon gut, Liebchen. Nein, George, Ehrenwort. Bis auf ein paar harmlose aber lästige Stubenfliegen, gibt’s keine Plagegeister auf dieser Farm. Das Klima ist einfach ideal und man lebt am Mount Charo, wie in einem wildromantischen Garten Eden. Denk mal, stell dir vor, Schwager, wir haben drei Ernten im Jahr.“

„Das ist ja phantastisch“, staunte George und aß mit großem Appetit die Spiegeleier mit Speck.

„Möchtet ihr Männer noch etwas Milch oder Kaffee? Wie wär’s mit Rühreiern?“ fragte Almegra, sehr um das leibliche Wohl aller besorgt.

„Nein, danke Mom“, sagten die Jungs im Chor. George schüttelte den Kopf, hielt sich den Bauch und stöhnte: „Nichts geht mehr. Der Speck war knusperig, die Eier genau richtig: Sonnenseite nach oben.“

„Tom?“

„Nein, wirklich nicht, Almegra. Das Frühstück war fabelhaft. Jetzt noch etwas blauen Dunst, und dann geht’s an die Arbeit“, und gab George eine von den selbstgedrehten Zigaretten.

„Nun gut, erst mal werde ich gemütlich frühstücken, wenn ihr Männer aus dem Haus seid. Dann werde ich das Geschirr abwaschen. Es muss sein wegen der Fliegen. Ich komme später nach“, sagte Almegra und trank den ersten Schluck Kaffee aus ihrer Tasse. Sie stand vom Tisch auf und trug das Geschirr in die Küche. Die Jungs halfen ihr beim Abräumen. Danach flitzten sie zur Tür hinaus. Nachdem die Männer in aller Ruhe ihre Frühstückszigarette geraucht hatten, standen sie auf und gingen zum Gewehrschrank. Tom entnahm dem Schrank einen Revolver. Er steckte den Colt in einen Patronengurt und schnallte ihn um die Hüften. Dann gingen sie nach draußen.

Zuerst zeigte Tom George das Gerätehaus. An den Wänden hingen Harken, Vorschlaghämmer, Hacken, Schaufeln nebst einer Vielzahl von Werkzeugen und Geräten aller Art. In der Mitte des hellen Raumes standen alte Weinfässer neben einem

Destillierapparat und einem Aggregat von besonderer Güte mit letztem technischem Know-how. Es speicherte Sonnenenergie, die von Solarzellen im Dach der Farm stammte. Da die Sonne bis auf eine kurze Regenperiode fast das ganze Jahr am Mount Charo schien, versorgte das Aggregat die Farm mit Strom.

„Aha, jetzt ist mir klar, warum es auf deiner Farm elektrisches Licht gibt, Schwager“, sagte George verblüfft.

„Nicht nur Licht. Es gibt auch warmes Wasser, ein Kühlhaus und einen vollklimatisierten Stall nebst Speicher“, sagte Tom nicht ganz ohne Stolz.

„Wirklich?“ fragte George ungläubig. Bald darauf wich sein Zweifel purem Erstaunen, als Tom erklärte: „Ja, und der Landcruiser dort drüben in der Ecke fährt auch mit Solartechnik.“

„Wie umweltfreundlich. Fabelhaft!“ staunte George und erinnerte sich daran, dass die Kristallpyramiden von Yeos aus Antisolarzellen gebaut worden waren, um die tödliche Strahlung der Sonnenwinde abzuwehren.

Also genau das Gegenteil von dem, was Tom auf Oruzanien an Technik zur Verbesserung und zum Wohle der Lebensqualität von Mensch, Tier und Pflanze anwendet, wunderte sich George im Stillen, als er mit ihm das Gerätehaus verließ.

Die Wände des Stalls waren weiß gekalkt. Licht, Luft und Sonne webte im blitzsauberen Raum. Die Rinder in den Boxen waren keineswegs eingepfercht, hatten genügend Platz und Bewegungsfreiheit. Ventilatoren an der Decke sorgten für eine angenehme Belüftung des Stalls. Die Tiere in den Boxen waren nicht angebunden. Die Jungs waren mit dem Melken fertig, klopfen die Langhornrinder aufs Hinterteil und führten die wohlgenährten Tiere aus dem Stall. Dabei riefen sie jedes Tier beim Kosenamen, und die Rinder trotteten willig zwischen Scharen von Hühnern auf das saftige Weideland hinaus.

„Allein wegen der Raubtiere müssen wir die Hühner und Rinder abends in den Stall zurückholen“, erklärte Tom mit grimmigem Gesicht.

„Dann werden sie von Cleo, unserem Geparden, bewacht“, sagte Tajo mit zwei Milchkannen in den Händen.

„Ist ein Gepard etwa kein Raubtier?“ fragte George verwirrt.

„Ja, schon. Aber wir haben Cleo von klein auf mit der Milch der Kühe großgezogen. Seitdem sind die Kühe und der Gepard dicke Freunde. Cleo ist ganz zahm“, sagte Tajo und ging mit seinem Bruder ins Kühlhaus neben dem Lagerhaus. Die Jungs setzten die Milchkannen im Kühlhaus ab. Dann gingen sie durch den Verbindungsgang zum Lagerhaus. Dort füllten sie einen Korb mit Nüssen und Getreide.

Bevor sie wieder zum Kühlhaus zurückgingen, nahmen sie die Medizinbox aus dem Regal. Darin waren Medikamente und Verbandsmaterial, mit denen man kranken oder verletzten Tieren helfen konnte. Die Jungs legten die Medizinbox auf das Kraftfutter im Korb. An zwei Griffen nahmen sie den Korb und trugen ihn in ihrer Mitte.

Wenig später, als sie aus dem Kühlhaus herauskamen, fragte Tom die famosen Burschen: „Stimmt die Temperatur?“

„Tajo nickte und Tega sagte: „Ja, Dad. Kein Grund zur Sorge.“ Dann gingen die Jungs den Männern voraus zum kleinen Tiergehege unterhalb des Weinberges am Mount Charo.

Tom zeigte George das fruchtbare Ackerland eingebettet ins saftige Grün der Wiesen und trächtigen Felder, die die Farm umgaben. Indem die Männer den Blick schweifen ließen, schlenderten sie gemächlichen Schrittes zum Tiergehege.

Auf dem Querbalken des offenen Gatters lag ein Gepard. Die schöne Raubkatze leckte sich die Pfoten, aalte den geschmeidigen Körper in der warmen Sonne.

Tega rief: „Cleo, mach Männchen!“ und Tajo drängte: „Auf mit dir. Sei nicht so faul! Begrüße Onkel George!“

Da richtete sich der Gepard in voller Größe auf, setzte sich mit stolz geschwellter Brust auf die Hinterpfoten und machte Männchen. Der Pavian auf dem Pfosten neben dem Tor tippte mit dem Zeigefinger an seine Stirn und erdreistete sich, dem Geparden einen Vogel nach Menschenart zu zeigen. Die anderen Affen im Gehege kreischten und schlugen Purzelbäume vor Vergnügen. Der Gepard fauchte, zeigte die prächtigen Reißzähne. Im Nu verstummte das Gekreis der Affen. Der Pavian auf dem Pfosten flüchtete und kletterte geschwind mit den anderen Affen auf die Bäume, die um eine Tränke in der Mitte des Freigeheges standen.

„Brav, Cleo, bist ein guter Wächter“, sagte Tom. Der Gepard kuschte vor ihm und legte sich auf den Torbalken nieder.

„Einen besseren Wachhund konntest du nicht finden“, sagte George. „Warum nimmst du den gehorsamen Burschen nicht zum Schutz deiner Familie des Nachts ins Haus, Tom?“

„Tiere gehören nicht ins Haus. Sie lieben die Freiheit“, antwortete Tom und wies auf den kleinen, weißen Elefanten, der im Kreis von Zebras und Gazellen unter der Baumgruppe im Gehege stand.

Der kleine, weiße Elefant wirkte sehr glücklich unter all den Tieren. Aus der hohlen Hand von Tega fraß er etwas vom Getreide im Korb. Da und dort lagen Zebras und Gazellen im Gras. Die Jungs gingen von Tier zu Tier und fragten: „Fehlt dir was? Bist du krank oder hast du deine Eltern verloren?“

Tajo und Tega blickten den Tieren in die Augen und Schnauzen. Die Jungs beobachteten sie beim Gehen. Wenn eines der Tiere humpelte, tastete Tajo ganz sanft über das geschwollene Gelenk, und Tega streichelte den Kopf zur Beruhigung der armen Kreatur. Die kranken Tiere erhielten eine Extraportion vom Kraftfutter, dem Heilpflanzen beigemischt worden waren. Und sobald die Jungs Nüsse austreuten, kletterten die Affen von den Bäumen herab, hüpfen umher und machten sich mit wildem Gekreis über das Futter her.

Während Tom den Jungs bei der Hege der Tiere mit Rat und Tat zur Seite stand, kam Almegra aus dem Farmhaus. Auf einem Holzteller trug sie ein Stück rohes Fleisch. Als Almegra am Torbalken des Geheges stand, rief sie: „Cleo, schau mal, was ich für dich habe.“ Der Gepard bleckte die Zähne und sprang mit einem Satz vom Querbalken des Tores herab. Almegra setzte das runde Holzbrett mit dem Fleisch am Boden ab. Der Gepard schmiegte sich ans Bein von Almegra und schnurrte wie ein Kätzchen.

„Komm, friss vom Fleisch der Löwen, damit du bei Kräften bleibst, meine Cleo“, sagte Almegra und streichelte dem Tier über das braunfleckige, goldgelbe Fell des Rückens. Der Gepard schnurrte einmal mehr beim Fressen und war sanfter noch als ein Lamm.

Almegra ging zur Baumgruppe, wo Zebras und Gazellen von den Jungs mit Hilfe der Männer gehegt und gepflegt wurden.

„Da kommt Mutter. Sie wird uns zeigen, wie man lahmen Tieren einen Verband anlegt“, sagte Tajo und holte ein paar elastische Bandagen von leuchtend roter Farbe aus der Medizinbox hervor.

Almegra war sehr geschickt beim Verbinden von verletzten Läufen. Der Verband saß genau richtig, nie so stramm, dass er das Blut in den Adern abgeschnürt hätte. Manchmal streute Almegra Mineralsalze auf die Handflächen und ließ die Tiere daran schlecken. Eiterige Wunden desinfizierte sie mit einem Pflanzenbrei, den sie selbst mit einem kleinen Mörser in einer halbierten Kokosnussschale stampfte und anrührte.

Während der Behandlung beruhigte Almegra die kranken Tiere mit beschwörenden Worten, die nur sie allein zu kennen schien. Es waren geheimnisvolle Zauberformeln in der Sprache der Mazulai, die den Tieren halfen gesund zu werden.

Ganz fasziniert vom Können der jüngsten Tochter des Gladio Morus, lernte George von Almegra, wie man kranke oder verletzte Tiere pflegte. Die Jungs zeigten George, wie wichtig es war, mit jungen, elternlosen Tieren zu spielen, um ihr Seelenleid zu lindern. Wie ihre Mutter, waren sie beim Spiel mit diesen pflegebedürftigen, Trost suchenden Tieren erfüllt von

stiller Freude. Tajo und Tega hatten große Geduld, waren sanften Gemüts und niemals wäre es ihnen in den Sinn gekommen, ein Tier aus purem Übermut zu quälen.

Tom brachte George bei, wie man den Acker pflügte, Saat auf die Felder auswarf und die Rebstöcke des Weinbergs beschnitt. George liebte die Arbeit an der frischen Luft. Wenngleich er abends todmüde war, stahlte die harte Arbeit seinen Körper von Tag zu Tag. Mit der Zeit wurde aus George ein Farmer, der seine Arbeit gerne tat. Ganz nebenbei lernte er von Big Tom, mit dem Gewehr umzugehen und wie man Whiskey aus Roggen brannte. Wenn die Männer nach getaner Arbeit auf der Veranda in Schaukelstühlen saßen und den Sonnenuntergang am Mount Charo beobachteten, genehmigten sie sich einen guten Schluck selbstgebrannten Whiskeys. Der Whiskey machte so richtig müde und glücklich. Und nach dem Abendessen in fröhlicher Runde, schlief George im Bett binnen kurzem ein und träumte von Grace und den Kindern. Eines Morgens, als er zum Frühstück herunterkam, riefen die Jungs am Tisch im Wohnzimmer: „Onkel George, heute geht’s auf Safari!“

Während er sich zu den Jungs auf die Eckbank setzte, sagte Almegra: „Ja, meine Söhne, weil ihr in letzter Zeit so fleißig gelernt habt, könnt ihr euch auf die Safari freuen. Heute ist schulfrei.“

„Wo gehen die Jungs zur Schule?“ fragte George über den Rand der Kaffeetasse hinweg.

„Nirgendwo“, sagte Tom. „Almegra ist die beste Lehrerin, die ich mir für unsere Söhne nur denken könnte. Nicht nur aus Büchern hat sie jene begnadete Intelligenz des sanften Unterrichtens, das Tajo und Tega zu Menschen machen wird, auf die man als Eltern stolz sein kann.“

„Aber wollt ihr nicht, dass eure Söhne eines Tages mal studieren?“ fragte George, dem diese Art von freier Bildung unbekannt war, da das Leben auf Yeos den autoritären Zwängen einer hochtechnologischen Welt gehorchte, die von den allwissenden Alten beherrscht wurde.

„Ja, wenn der Rektor der Universität von Razablanca ein Mazulai ist, dann ist die Zeit für Tajo und Tega gekommen, ein Hochschulstudium zu absolvieren“, sagte Almegra mit einem verträumten Lächeln.

Tom blickte Almegra an und zwinkerte mit den Augenlidern, als er sagte: „Inzwischen werde ich den Beiden beibringen, wie man sich in der freien Wildbahn bewegt. Das wird sie zu richtigen Männern machen.“

„Ach, Tom, zeige ihnen lieber, was man als Mensch zur Erhaltung der Arten beitragen kann, oder besser noch, wie man überhaupt Leben erhält“, seufzte Almegra, die eher auf eine von Humanismus geprägte Herzensbildung ihrer Söhne Wert legte.

„Ja, Almegra, das wäre nicht schlecht. Dann könnten die Jungs später an der Universität Biologie, Medizin oder auch Tiermedizin studieren“, schlug George vor.

„Nein, ich möchte Pilot werden“, sagte der dunkelhäutige Tega und sein älterer, blondhaariger Bruder erklärte: „Und ich so ein Großwildjäger wie Dad, der nur Raubtiere tötet, damit die schwächeren Arten überleben können.“

„Sehr gut, Tajo“, sagte Almegra und Tom sprühte vor Elan, als er vom Tisch aufstand und rief: „Also, auf geht’s, Heissa Safari!“

Er umarmte Almegra mit seinen Pranken und küsste sie auf die rosigen Lippen ihres weich geschwungenen Mundes. Dann sagte Tom: „Bis heute Abend, mein Schatz. Mach uns was Gutes zu essen. Wenn wir heimkommen, werden wir hungrig wie die Löwen sein.“

Nach diesen Worten ging Tom zum Gewehrschrank. Er nahm die Elefantbüchse zur Hand und schulterte einen Patronengurt. George schnallte sich den Colt nebst Revolvergürtel um die Hüften und folgte Tom und seinen Söhnen.

Big Tom ging zum Gerätehaus. Er schwang sich hinters Lenkrad des Landcruisers. Während Tom den Motor startete, setzte sich George auf den Beifahrersitz des Jeeps. Die Jungs hielten die Flügeltüren des Gerätehauses auf. Tom fuhr heraus. Tajo und Tega schlossen die Flügel der Tür und sprangen von hinten auf den Rücksitz des Jeeps.

Almegra stand auf der Veranda und winkte, als sie losfuhren. Cleo, der Gepard war an ihrer Seite.

Die Söhne riefen: „Bye, Mom!“ Tom schwenkte im Vorbeifahren den breitkrepigen Hut und rief: „Wir bleiben in deiner Nähe. Mach dir keine Sorgen. Uns wird schon nichts passieren, zumal George als zweiter Mann dabei ist.“

„Nun ja, hoffen wir das Beste. Alles Gute, Männer!“ rief Almegra und war froh, dass der Gepard wachen Auges an ihrer Seite stand. Dann verschwand der Jeep in einer Staubwolke am Horizont.

Es war ein heißer Tag. Auf den Solarzellen in der Motorhaube des Jeeps, hätte man Spiegeleier mit Speck braten können. Hitze und Staub flimmerten über die Savanne. Gnus und Okapis trotteten mit hängender Zunge über das vergilbte Grün des weiten Graslandes. Im Schatten einer Buschgruppe lagen Geparde und blinzelten schläfrig in die Sonne.

„Tom, da vorne sind Leoparden!“ rief George. „Ich denke, die sind ausgestorben.“

„Sind sie auch. Das da vorne sind Geparde. Die haben überlebt, weil sie schneller als die anderen Artgenossen der Tierwelt laufen konnten“, scherzte Tom.

„Nein, Dad, das stimmt nicht. Die Geparde haben überlebt, weil sie sich von Menschen zähmen lassen“, widersprach Tajo und der dunkelhäutige Tega sagte: „Stimmt, und sich für die Jagd abrichten lassen, die der Weiße Mann mehr noch liebt, als Frau und Kinder.“

„Woher wisst ihr das, Jungs? Etwa aus den schlaunen Büchern?“ fragte Tom und dachte an Cleo, der ein hervorragender Gefährte auf der Jagd war.

„Nein, Mutter hat es uns gesagt“, antworteten die Jungs wie aus einem Munde. George war einmal mehr überrascht vom Wissen der Söhne Almegras, die es mit der stillen Intelligenz des Herzens verstanden hatte, ihr von Mutterliebe bestimmtes Geistesgut in den Seelen ihrer Kinder zu verinnerlichen.

„Da hinten tut sich was“, sagte Tom äußerlich ganz unbeeindruckt von den Worten seiner Söhne. „Prima Burschen, meine Jungs“, dachte er und wies auf die Staubwolke am Horizont. Tom gab Gas. Wenngleich sich vor ihren Augen etwas zusammenbraute, sah die Staubwolke nicht so aus, wie die lauernde Sturmfront eines Gewitters. Mit halsbrecherischer Geschwindigkeit rumpelte der Jeep über die Savanne, fuhr dem sonderbaren Unwetter entgegen. Plötzlich, als Tom erkannte, was da auf ihn zukam, riss er das Lenkrad herum. Ein wütender Elefantenbulle raste auf den Jeep zu. Dahinter folgte die Herde mit donnerndem Getöse. Die Erde bebte. Tom rief: „Im wahrsten Sinne des Wortes, wir müssen uns aus dem Staub machen!“

„Gib Gas, Schwager! Fahr mehr links, sonst werden wir bald Staub sein!“ schrie George. Tajo und Tega klammerten sich an die Rücklehne der Vordersitze. Es gab einen gewaltigen Ruck, als Big Tom mit Vollgas durch das Schlagloch in der Bodensenke holperte und den Stoßzähnen des Ungetüms um Armeslänge entkam.

Als der Staub sich lichtete, sah George drei dunkle Hügel. „Dort drüben, Tom“, rief er. Wenig später waren sie an jener Stelle und sahen drei tote Elefantenkühe. Die Tiere waren schrecklich zugerichtet worden. Man hatte ihnen die Sehnen der Hinterbeinstempel durchtrennt, den Rüssel abgeschnitten und das Elfenbein aus dem Maul gerissen. Es war ein Bild des Grauens, wie diese Tiere abgeschlachtet worden waren.

„Wilderer, wir kommen zu spät. Dieser Abschaum von verkommenen Mazulai tut für Geld und Brandy alles, würde selbst die eigene Mutter umbringen“, fluchte Tom.

„Ja, sie sind so ganz anders, als Großvater mit seinen Kriegerern im Busch“, sagte Tajo und Tega pflichtete ihm bei: „Ja, die Wilderer sind wie die Touristen im Kral.“

George war überrascht. Er fragte Tom: „Was ist los im Kral?“

„Früher war der Kral ein Gral des freien Lebens. Heute ist der Kral ein Saustall. Die weißhäutigen Fremden, woher sie auch immer kommen mögen, haben aus dem Kral Sodom und Gomorrah gemacht. Seit die Mazulai sich mit den Fremden paarten und für Geld zu Sklaven der Lust wurden, gibt es im Kral: Spielhöllen, Freudenhäuser, Drogen und alle Laster des Fleisches, die ein abartiger Mensch nur ersinnen kann. Die einzig wahren Mazulai, die es noch gibt, leben seit Jahren mit Gladio Morus im Exil des Busches.“

George war entsetzt. Er hatte den Kral als Oase höchsten Glücks in Erinnerung, wo Sitten und Bräuche nach den Gesetzen der Natur und im Einklang mit der Weisheit der Stammesalten das Leben der Mazulai bestimmte.

„War ich nicht auch einer von jenen Astropiloten, die Touristen aus dem All zum Kral geflogen haben? Ja, aber niemals habe ich etwas von ihrem dekadenten Einfluß bemerkt“, grübelte George voller Schuldbewusstsein.

„Onkel George, möchtest du etwas trinken?“ fragte der blondhaarige Tajo.

„Ja, bitte, aber nur Wasser. Vielen Dank, mein Junge“, sagte George, als spräche er aus einer anderen Welt.

„Es gibt nur Wasser, wenn wir auf Safari sind“, sagte Tajo und wunderte sich über Onkel George, dem in diesem Augenblick ein Schluck Whiskey lieber gewesen wäre, um sein Gewissen zu beruhigen.

Während sie auf eine Baumgruppe zufuhren, trank jeder einen Becher Wasser aus dem Kanister. Plötzlich, wie ein Geist aus dem Boden entwachsen, trat aus dem Schatten der Akazie ein Schwarzer von schlankem Wuchs hervor. Tom griff zum Gewehr. Der Schwarze trug ein Leopardenfell, ein Schild aus Büffelhaut am linken Arm und in der rechten Hand eine Lanze, die er wie einen Wanderstab hielt.

„Nicht schießen, Daddy! Das ist kein Wilderer“, sagte Tega und Tajo meinte: „Das ist ein echter Krieger vom Stamme der Mazulai, der genau so aussieht, wie Mutter ihn beschrieb.“ Die Jungs hatten recht. Ihre Augen waren so scharf, wie die eines Adlers. Doch der Grund, warum Tom die Elefantenbüchse im Anschlag hielt, war ein anderer, galt nicht dem Schwarzen.

Im Rücken des Schwarzen lauerte ein Ungetüm. Das Monstrum regte sich, und plötzlich preschte ein Nashorn durch das nach allen Seiten berstende Unterholz heran. Das gepanzerte Rhinoceros schnaubte vor Wut und bahnte sich wie ein wild gewordener Saurier den Weg durchs Dickicht. Jeden Augenblick würde der Schwarze ein toter Mann sein, platt gewalzt wie eine Flunder und aufgespießt vom Horn des Ungeheuers.

Der Schwarze drehte sich nicht einmal um, verharrte unbeweglich wie eine Statue aus Ebenholz. Erst im letzten Augenblick, wirbelte der Krieger herum und rief in der Sprache der Mazulai: „A Voodoo Wawatonga!“ Da stolperte das heranpreschende Nashorn über einen entwurzelten Baumstamm, und der grauweiße, blindwütige Koloss stürzte mitten im Lauf wie vom Blitz getroffen zu Boden.

Bevor das Nashorn wieder auf den Beinen war, stach ihm der Mazulai die Spitze der Lanze mitten ins Herz. Das Ungetüm bäumte sich noch einmal auf, brach zusammen, zuckte und streckte alle Viere von sich.

Der Mazulai setzte den Fuß auf den gepanzerten Rücken des Nashorns, zog die Lanze heraus und trank mit der hohlen Hand vom hervorspritzenden Blut. Dann streckte sich der stolze Körper des Mazulai, und er rief von Triumph erfüllt: „U h r u r u!“

Der Pulverdampf war verzogen, als Tom den Finger vom Abzug des Gewehres nahm und sagte: „Welch ein Kerl! Wären doch alle Mazulai, so wie dieser Mann!“

Da sagte George mit Tränen in den Augen: „Ich kannte solch einen Mann.“

„Von wem sprichst du?“ fragte Tom. Ihn beschlich eine furchtbare Ahnung, und er wusste noch bevor George antwortete, wer dieser Mann war.

Während Tom mit dem Jeep auf den Mazulai am Rande der Baumgruppe zufuhr, räusperte er sich und sagte heiser: „Es kann nur Ceasar Morus sein.“

George nickte stumm, ehe er mit belegter Stimme antwortete: „Ja, es war Ceasar. Er ist tot, starb im Kampf mit den Beduinen vom Stamme der Berberags, die ihn in der Wüste Gobarah hinterrücks ermordeten. Wie ich später erfuhr, war dieser Meuchelmord von Jago Kyphan, dem Anführer weißer Sklavenjäger, nach einer infamen Intrige ausgeführt worden. Auf Befehl von Abu Bakar, dem Scheich der Berberags, umritt ein Krieger seiner Leibgarde, Ceasar, und tötete ihn von hinten mit einem Lanzenwurf.“

Tajo und Tega blickten sich an und dachten: „Wenn einer von uns beiden tot wäre, würde es dem anderen gelingen weiter zu leben?“

„Unfassbar, ich kann es nicht glauben, dass Ceasar tot ist!“ sagte Tom mit feucht schimmernden Augen. Er schüttelte den Kopf, als wolle er den Tod seines schwarzen Schwagers nicht wahrhaben. Die Jungs dachten an ihre Mutter, der es als Schwester von Ceasar das Herz bräche, würde sie vom Tode ihres Bruders erfahren. Tajo und Tega gelobten im Stillen, dass kein Wort dieser traurigen Kunde über ihre Lippen käme. Onkel George und Vater würden es Mutter ganz schonend beibringen, wenn die Zeit dafür reif wäre, um die kummervolle Nachricht vom Tode Ceasars verkraften zu können.

Wo das tote Nashorn am Rande der Baumgruppe lag, stellte Tom den Motor des Jeeps ab. Die Stirn des Mazulai war mit weißer Asche geschminkt. Tom wusste, was dies bedeutete. Der Mazulai ging aufrecht und ohne Furcht wie ein freier Mann auf den Jeep zu. Mit erhobenem Haupt blickte er Tom an und sagte in burezanischer Sprache: „Dein Schuss war so gut, wie der Stoß meiner Lanze. Bwana, bald wird es Krieg mit dem Weißen Mann geben. Großer Jäger, wir brauchen deine Hilfe.“

„Kommst du von Häuptling Gladio Morus?“ fragte Tom mit dem Finger am Abzug.

„Ja, Bwana“, erwiderte der Mazulai mit festem Blick.

Tom legte das Gewehr beiseite und sagte: „Komm, Bruder, steig ein.“

Die Jungs rückten auseinander und machten dem Mazulai ehrerbietig Platz. Sie waren stolz einen solchen Krieger in ihrer Mitte zu haben.

Während Tom den Jeep startete, fragte George den Mazulai: „Woher kommst du? Wie ist dein Name?“

„Ich komme aus dem Exil des Busches im Doovooland. Yuga, der Mediziner unseres Stammes schickt mich im Auftrag von Häuptling Gladio Morus. Mein Name ist Lombardo.“

„Heißt das nicht „gefleckter Panther“, also Leopard in der Sprache der Mazulai, wenn ich mich recht erinnere?“ fragte George und blickte in die kohlrabenschwarzen Augen von Lombardo.

„So ist es, Bwana“, sagte der Mazulai voller Stolz.

„Dann kenne ich dich. Bist du nicht der Sohn von Yuga?“ wollte George wissen.

„Ja, der bin ich. Aber woher weißt du das, Bwana?“ fragte ihn Lombardo überrascht.

„Ich bin der Mann von Grace und der Vater ihrer Kinder Xana und Yuly“, antwortete George freudig erregten Herzens.

„Dann musst du jener Mann sein, wovon mir mein Vater Yuga erzählt hat, als ich noch ein Kind war“, sagte Lombardo und verneigte das Haupt.

„Ja, damals vor ungefähr 25 Jahren warst du noch ein kleiner Leopard“, sagte George mit einem wehmütigen Lächeln.

Tom brachte sich ein und sagte kurz entschlossen: „Wir werden zurück zur Farm fahren und mit Almegra besprechen, was zu tun ist.“ Big Tom trat aufs Gaspedal. Der Jeep rumpelte über die Savanne. Lombardo schien die Autofahrt große Freude zu bereiten. Tajo fragte Lombardo, ob ihm die holperige Fahrt gefalle, und der Mazulai lächelte bei jedem Hopser mit sichtlichem Vergnügen. Tega reichte Lombardo einen Becher mit Wasser und fragte: „Du wirst sicher durstig sein nach deinem langen Fußmarsch?“

„Nein, das Blut des Nashorns hat den Durst von Lombardo gestillt. Aber er ist hungrig wie ein Leopard.“

„Blut!“ Tega schauderte es, als er den Becher austrank.

„Almegra wird deinen Hunger zu stillen wissen, Lombardo“, sagte Tom und George erinnerte sich: „Ja, der Leopard hatte schon als kleines Kind mächtigen Appetit.“

Almegra war dabei, die Tiere im Gehege zu füttern, da bog der Jeep mit den Männern in die Toreinfahrt des Corrals ein. Sie setzte den Eimer mit Maiskörnern ab und wunderte sich: „Es ist doch nichts passiert? So früh am Nachmittag hätte ich Tom, George und die Jungs nicht zurückerwartet.“ Dann sah sie den Schwarzen auf der Rückbank des Jeeps und dachte: „Aha, wie gut! Es gibt einen Wilderer weniger!“

Der Jeep hielt mit quietschenden Bremsen vor der Veranda. Staub wirbelte auf. Die Männer sprangen aus dem Landcruiser und Tom rief: „Wir sind wieder da, Almegra. Komm bitte so schnell du kannst ins Haus. Es gibt eine Menge Neuigkeiten, die ich mit dir besprechen muss.“

„Sind Tajo und Tega wohlauf?“ rief Almegra und dachte: „Seltsam, diese Begrüßung. Dazu noch Neuigkeiten, die meistens nichts Gutes verheißen.“

„Was ist mit den Jungs?“ rief Almegra, als sie Tajo und Tega auf der Treppe zur Veranda sah. „Sie sind okay. Wir auch. Es ist keinem von uns etwas passiert“, rief Tom von der Veranda. „Gut, dann schick die Jungs zu mir, damit sie die Tiere versorgen können“, rief Almegra, um sich zu vergewissern, dass ihren Söhnen auch wirklich nichts geschehen war.

Die Jungs liefen zum Gehege, umarmten ihre Mutter und freuten sich die Tiere füttern zu können.

Die Männer gingen ins Haus.

Almegra war überrascht, als sie den Mazulai am Tisch im Wohnzimmer sitzen sah und sogleich in ihm ihren Stammesbruder erkannte: „Lombardo, was führt dich zu uns?“ fragte sie mit gemischten Gefühlen. Lombardo schwieg und legte die rechte Hand auf sein Herz.

„Wir werden es dir erzählen“, sagte Tom. „Gib Lombardo etwas zu essen. Der Leopard ist hungrig.“

Almegra war mit Lombardo aufgewachsen und wusste, dass er Hunger hatte. Schon als kleiner Junge hatte er immer Hunger gehabt. Doch war Lombardo schlank geblieben, weil er der beste Läufer und zuverlässigste Bote seines Stammes war. Almegra legte die Hand auf ihr Herz, gab Lombardo damit zu verstehen, dass sie seine Bitte nach Nahrung gerne erfüllen würde und sein Schweigen als Ehre empfand, da ein echter Mazulai niemals klagte.

Die Tochter des Häuptlings Gladio Morus reichte Lombardo ein Maisfladenbrot, belegt mit roh gehacktem, scharf gewürztem Fleisch. Dazu stellte sie eine Schale mit Milch auf den Tisch.

Während Lombardo ohne ein Wort zu sprechen wie ein hungriger Leopard aß und trank, erzählten Tom und George, mit welcher Mission der Mazulai zu ihnen gekommen sei. Almegra hörte den Männern aufmerksam zu, und ihr Herz rang mit der Vernunft. Bei George war das etwas anderes, weil er die Hoffnung hegte Frau und Kinder wiedersehen zu können. Das konnte sie gut verstehen. Aber Tom, würde er jemals zurückkehren, den Kampf an der Seite ihres Vaters gegen den Weißen Mann überleben? Wenn nicht, wäre sie eine Witwe mit zwei Söhnen, die eines Tages vielleicht auch in den Krieg ziehen müssten. Oh, wie sehr wünschte sie sich in diesem Augenblick eine Tochter zu haben, mit der sie auf der Farm und den Tieren für immer in Frieden leben könne. Aber es hätte nicht grausamer kommen können, als George ihr vom Tode ihres Bruders, Ceasar, berichtete. Sie weinte, wie eine Mazulai noch nie geweint hatte. Tom nahm sie in seine Arme und Lombardo sagte mit einem Mal ein Wort: „Uhruru!“

„Ja, Bruder“, sagte Almegra, nachdem sie den Schock der Trauer überwunden hatte und zum ersten Mal in ihrem Herzen Hass aufflammte, der nach Rache verlangte.

Ganz ohne Regung, von einer seltenen Kühle beherrscht, sagte sie: „Ja, Tom, George, ihr müsst nach Doovooland gehen, um meinem Vater im Kampf gegen die weißen Männer Südoruzaniens beizustehen.“

Tom blickte George an und sagte: „Gut, dann werden wir morgen aufbrechen.“ Nachdem ein Lächeln die Tränen von Almegra weggewischt hatte, rief Tom die Jungs ins Haus. Er sagte zu Tajo und Tega: „Onkel George und ich werden mit Lombardo morgen früh aufbrechen, um Großvater Morus im Kampf gegen die weißen Männer Südoruzaniens zu helfen. Seid gut zu eurer Mutter, wie man es von einem Mann erwartet. Geht ihr zur Hand und schützt sie mit eurem Leben, wenn es sein muss. Hier ist der Schlüssel zum Gewehrschrank.“

Als Tajo und Tega den Schlüssel des Gewehrschranks in Empfang nahmen, wussten sie, dass ihr Vater sie zum Mann gemacht hatte. Niemand würde ihrer Mutter auch nur ein Haar krümmen können. Wie ihr Vater, so würden sie bis zum letzten Blutstropfen kämpfen, und nur wenn sie Leichen wären, könne man Mutter etwas antun.

An diesem Abend gab es ein solch deftiges Essen, das die Männer noch für Tage stärken sollte.

Tom und Almegra liebten sich die ganze Nacht, so sehr und innig, als gäbe es kein Morgen, sondern nur den einen, diesen Morgen, in dessen Röte ihre Tochter das Licht am Mount Charo erblicken würde.

Beim ersten Hahnenschrei standen die Männer auf und verstauten Proviant, Waffen und Munition im Jeep. George steckte das Blasrohr nebst Köcher und Pfeilen zwischen das Gepäck auf dem Rücksitz.

Nach dem Frühstück bestiegen Tom Hercules, George Knight und Lombardo den Landcruiser. Almegra saß auf der Treppe der Veranda und gab dem kleinen, weißen Elefanten die Milchflasche. Zu ihren Füßen lag Cleo, der Gepard, und an ihrer Seite winkten Tajo und Tega, als die Männer im Jeep davonfuhren, um Häuptling Gladio Morus im Kampf gegen die weißen Männer Südoruzaniens beizustehen.

Der Glasparador auf dem Plateau des Tafelberges hoch über dem Yachthafen von Razablanca war das mondäne Clubhaus der Golfer. Es gehörte den Privilegierten dieser Stadt, war, wie der Felsenhorst des Adlers, auf dem weiten Grün des Golfplatzes am künstlich angelegten Gewässer eines kleinen Sees mit glitzernder Frische gebaut worden. Der Glasparador war die architektonische Krönung der unterhalb am Weg zum Tafelberg gelegenen Country Club Anlage. Vom Restaurant in der Lichtkuppel über dem Spielkasino im glashellen Gebäude des Paradores, hatte man eine herrliche Rundschau auf die Brandung zweier Meere. Aus dieser Höhe wirkten die schmucken Yachten auf dem tiefblauen Meer im Westen, wie stolze, weiße Schwäne. Von wild wogendem Grün war das Wasser des Ozeans im Osten. Die Schaumkronen der Gischt sprühten hoch über die Felsklippen an der Südspitze Oruzaniens. Kein Segler hätte es an diesem Tag gewagt, das Kap der Hoffnung zu umschiffen.

Aber vor langer Zeit waren kühne Männer mit Frauen und Kindern auf Schiffen im Sturm gekommen, um das Kap der Hoffnung zu umsegeln. Die Buren schafften es, kämpften sich durch die aufeinander prallenden Wogen beider Meere. Die Flotte der Buren strandete am Ostufer des Kaps. Von weither waren die weißhäutigen Fremden in ein Land gekommen, das ihnen nicht gehörte. Es war das Land des Schwarzen Mannes, auf dessen Muttererde, die Buren den Fuß setzten. Zuerst war es nur der Fußstapfen eines weißen Mannes, der die Ebene jenseits der Klippen betrat. Die weite Ebene erstreckte sich vor seinen Augen, wie eine leere Tafel aus schwarzblauem Schiefergestein. Da rief der Weiße: „Tabula rasa, auf diesem Boden wird Razablanca entstehen!“

Der erste Bure sah von Ferne für die schwarzen Eingeborenen vom Stamme der Mazulai so aus, wie ein winziger, weißer Punkt. Doch bald schon erschienen mehr und mehr weiße Punkte auf der schwarzblauen Ebene. Es war phantastisch anzusehen, wie sich die weißen Punkte vermehrten, näher und näher kamen. Schnee kannten die Mazulai vom Hören und Sagen, und so waren sie neugierig, was diese weiße Flockenpracht ihnen bescheren würde? Als die Schwarzen sich dem Schneegestöber wie unschuldige Kinder voller Freude näherten, blitzten die Feuerwaffen der weißen Männer auf. Die dunkelhäutigen Körper der Mazulai wurden von hellroten Sonnenstrahlen durchzuckt. Es war nur ein kurzer Schmerz, der aber so ganz anders war, den sie nicht kannten, weil die Geschosse der Feuerwaffen, schneller als ein Pfeil oder der Krallenhieb eines Leoparden waren.

Die Späher der Mazulai wurden von den Buren getötet. Die Leichen überließ man den Geiern. Die Buren kehrten zurück an die Stätte der Landung und entluden Hab und Gut von den gestrandeten Schiffen. Aus dem Holz der einst so schnittigen Armada, bauten sie ein

Wehrdorf, das in ewigem Gedenken an den glorreichen Sieg bei der Landung, um eine Kapelle auf der Felskuppe am Fuße des Tafelbergs errichtet wurde. Palisaden, die das Dorf umgaben, machten es zu einem Bollwerk und Brückenkopf für alle Buren. Jene, die aus der alten Heimat gekommen waren, hatten hier eine erste Bleibe für die anderen geschaffen, die noch folgen würden, um von diesem Stützpunkt in der Neuen Welt gen Doovooland aufzubrechen.

Die weißen Siedler waren froh, den Zwängen der alten Heimat entronnen zu sein und hofften, im Land der Mazulai ihr Glück als Farmer machen zu können. Das Land war von grenzenloser Weite, die schwarze Erde fruchtbar und reich an Bodenschätzen. Aber für jeden Treckführer war es gut zu wissen, dass das Wehrdorf am Südkap Oruzaniens, als letzte Zufluchtstätte im Rücken, den schwarzen Heerscharen der Mazulai zu trotzen vermochte. Razablanca war keine Wagenburg, die man im Sturmangriff hätte nehmen können. Von Jahr zu Jahr wuchs die Bevölkerung. Es kamen mehr und mehr weiße Siedler über das Meer im Westen. Während die Buren im Norden des Doovoolandes um jeden Meter Boden mit den Mazulai kämpften, blühte der Handel in Razablanca. Waren aus der alten Welt und von ganz Oruzanien wurden von den Buren mit Gold oder Diamanten bezahlt.

Die Minen gehörten einem Konsortium von Abenteuern. Der Vorsitzende der Gold- und Diamanten Gesellschaft war ein Mann namens Jan Wealth. Dieser Mann war ein skrupelloser Spekulant, der als Grundstücksmakler und Baulöwe ein Vermögen machte. Jan Wealth hatte großen Anteil daran, dass aus dem Wehrdorf der Buren eine Stadt wurde. Bald schon prägten schöne, weiße Holzhäuser und saubere Straßen das Bild von Razablanca. In der Stadt des Weißen Mannes herrschte Gesetz und Ordnung im Geiste der burezanischen Pioniere. Viele Buren wurden zu wohlhabenden Bürgern. Nicht zuletzt, weil die Siedler im Doovooland mit ihren Feuerwaffen den Kampf gegen die Mazulai gewannen.

Seitdem lebten die Mazulai in einem Reservat hoch im Norden des Doovoolandes. Von Zeit zu Zeit kamen Weiße zum Kral. Es waren Touristen, die von weither kamen oder Burezanen von Razablanca, die billige Arbeitskräfte für die Gold- und Diamantminen anheuerten. So mancher Schwarze unterlag den lockenden Versprechungen der doppelzüngigen Kaufleute. Kaum hatte der Schwarze sein Kreuz auf den Vertrag dieser Menschenhändler gemacht, war er ein Sklave. Als solcher schuftete er Untertage in den Gold- oder Diamantminen der Weißen, die nicht nur ihn ausbeuteten, sondern mit seiner Hilfe auch den Boden der Heimerde. So wurden die Buren in Südoruzanien von Tag zu Tag reicher, und aus der kleinen, weißen Stadt entstand die Metropole: Razablanca.

Wenngleich es in der City von Razablanca eine Kathedrale gab, heirateten die Töchter und Söhne des Geldadels in der kleinen Holzkirche, die auf dem Fels in der Altstadt an der Ostküste des Kaps stand. Die weiße Kapelle mit dem schlichten Holzkreuz auf dem Turm erinnerte an den Sieg der Vorväter, den sie bei der Landung am Kap der Hoffnung über die Schwarzen vom Stamme der Mazulai errangen. Die trutzige Wehrkapelle hatte die Jahrtausende überdauert, weil jeder Schaden den Wind und Wetter anrichtete, binnen kurzem durch freiwillige Geldspenden für Baumaterialien nebst kostenloser Arbeitsleistung von den Burezanen behoben wurde. Und wer sich als Weißer seiner Abstammung als Bure bewusst war, Wert auf Tradition und Ansehen legte, für den war es ein Muss in dieser Kapelle zu heiraten.

Es war ein strahlend schöner Sonntag ohne ein Wölkchen am weiten, blauen Himmel, als Cindy Wealth und Leo Bonalparte vom Prälaten des Erzbischofs Malifizius in der kleinen Holzkirche getraut wurden. Cindy trug ein langes, weißes Brautkleid und hatte ein Blumenkränzchen im blonden Haar. Wie ein Diadem von höchster Reinheit, krönte der Brautschmuck aus Margaritenblüten das Haar und die Aura von Cindys Jungfräulichkeit. Leutnant Leo Bonalparte heiratete in der dunkelblauen Galauniform des Freischärler Corps. Ein Harmonium spielte den Hochzeitsmarsch der Buren, als Cindy und Leo Bonalparte Arm in Arm auf den Altar zuschritten. Durch das hohe Fenster der Apsis schien das Licht der Sonne ins Halbdunkel der Kapelle und verklärte Braut und Bräutigam am Altar.

„Cindy und Leo sind wirklich ein schönes Paar“, dachte Sonja, die Mutter der Braut mit Tränen der Freude in den Augen. Sie stand in der ersten Bank zwischen ihrem Mann, Howard, und den Eltern von Leo Bonalparte. Sonja kramte in der Krokodillederhandtasche, fand ein Taschentuch, schnäuzte die gepuderte Nase und wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln. Das Harmonium verstummte. Der Prälat im Gewand, weißer noch als das Haar seines Vollbarts, sprach zum Brautpaar und sagte: „Cindy und Leo, wollt ihr in guten wie in schlechten Zeiten fester noch zusammenstehen, als eure Vorväter bei der Eroberung von Südoruzanien?“

„Ja“, sagten Braut und Bräutigam wie aus einem Munde.

„Schön wär's dachte Charles, dem die Untreue seiner Frau Christine das Herz schwer machte. Wenngleich Christine wie ein Unschuldengel in der Mitte der zweiten Bank zwischen Schwägerin Elaine und neben Bruder Jury an seiner Seite stand, wusste Charles als Chef der Polizei, mit wem sie es trieb. Da gab es einen Oberarzt im Saint Bernhard Hospital, den er gerne zum Duell gefordert hätte. Aber lieber noch, hätte er jenem arroganten Halbgott

in Weiß, diesem smarten Dr. Chakal, mit dem eigenen Skalpell die Kehle durchgeschnitten. Er hätte diesen feigen, akademischen Bastard langsam ausbluten lassen, damit dieser Dr. Chakal so richtig vor seinem Tode fühle, wie es einem vor Liebeskummer herzkranken Menschen mit blutender Seele zumute ist, dem die geliebte Frau auf solch abartige und unnatürliche Weise genommen wurde. Aber diese Bluttat wäre ein scheußliches Verbrechen gewesen. Er wäre zum Mörder geworden. Bruder Jury hätte ihn verurteilt und dabei die ganze Strenge des Gesetzes obwalten lassen. Die Spielleidenschaft und die teuren Amouren des Generalstaatsanwalts mit den Damen der ehrenwerten Gesellschaft wären im Hause Wealth nie bekannt geworden. Er, Charles, hätte keine Chance mehr gehabt, den heimlichen Machtkampf zu gewinnen, der von Big Dad Howard seit Jury's Geburt geschürt wurde, um festzustellen, wer als Nachfolger des Imperiums besser taugte, es im Sinne des Vaters beherrschen könne.

„Ja, Jury und ich sind Rivalen. Seit mein Bruder auf dieser Welt ist, hat er stets auf meinem Stuhl am Tisch des Vaters gesessen. Big Dad wünschte es so, obschon er mir vor Jury's Geburt den Platz an seiner rechten Seite zuwies. Nicht auszudenken, wenn ich aus purer Verzweiflung über die Untreue meiner Frau zum Mörder an Dr. Chakal geworden wäre“, dachte Charles mit ernstem Gesicht. Ihn fröstelte, als ihn sein Bruder so anblickte, als wäre er der Gekreuzigte auf dem Ölgemälde an den Ketten über dem Altar. Generalstaatsanwalt Jury Wealth, hätte ihn, Charles, ans Kreuz nageln lassen, gäbe es noch diese Todesstrafe in Südoruzanien. Jedenfalls wäre er lebenslänglich hinter Gitter gekommen, hätte er den besten Freund seines Bruders, diesen Dr. Chakal getötet. Dann hätte er, Charles, seine Kinder nie wieder gesehen, und sie wären als Brut eines Mörders von der Gesellschaft geächtet worden. Das wollte Charles keinesfalls, nie und nimmer, weil er Mona und Liza mehr noch liebte, als seine Frau Christine. Also trug er sein Schicksal mit Fassung und freute sich im Stillen am Anblick von Mona und Liza, die mit Ines, dem Töchterchen seines Bruders Jury, die Brautjungfern des Hochzeitspaares waren. Die Kinder, in blütenweißen Rüschenkleidchen und Blumenkörbchen in den Händen, taten dies mit engelhafter, kniender Anmut auf den Stufen zum Altar.

Während Cindy und Leo Bonalparte die Ringe tauschten und sich das Jawort gaben, dachte Howard Wealth: „Dieser Bonalparte, dieser Mitgiftjäger, hat mir gerade noch in meiner Familie gefehlt! Hoffentlich ist dieser blondhaarige Adonis nicht so stockschwul wie sein Freund, Wes Hunter?!“

Sonja weinte an der Seite ihres Mannes. Es waren Tränen des Glücks, die über ihre Wangen rannen, als das Glöckchen der Kapelle läutete und Cindy, ihr Nesthäkchen, am Arm des stattlichen Schwiegersohnes vom Altar durch das Halbdunkel des Mittelganges ging. Zwei Menschen, jung, verliebt und bereit, das Leben zu meistern, traten als Ehepaar ins Freie einer hellen und für sie heilen Welt, in der die Sonne an diesem Tag mit besonderem Glanz und selten so strahlender Glorie schien.

Nach der Trauung schüttelten Cindy und Leo unzählig viele Hände auf dem Parkplatz vor der Kapelle. Unter den Gratulanten war auch Wes Hunter. Er küsste die Braut auf beide Wangen. Doch als er Leo die Hand schütteln wollte, sagte der Leutnant mit spitzer Zunge: „Nein, danke, was einmal war, gibt’s nicht mehr.“

„Da wäre ich mir nicht so sicher“, sagte Wes und blickte den ehemaligen Freund durch die Goldrandbrille mit eisgrauen Augen an, als wolle er sagen: „Ich kenne dich besser, als du dich kennst, Junge.“

Leo würdigte Wes keines Blickes und ging mit Cindy zum Rolls Joyce des Schwiegervaters. Gorilla Jo nahm die Mütze vom Kopf und hielt den Wagenschlag auf. Das Brautpaar setzte sich auf die Rückbank. Cindy und Leo lächelten und winkten den Hochzeitsgästen im Vorbeifahren. Die Hochzeitsgäste stiegen in ihre Autos und folgten der stahlblauen Limousine, in der das Brautpaar und Sonja mit den Eltern von Leo Bonalparte saßen.

Mr. Wealth fuhr im Jeep von Wes Hunter am Ende der fröhlich hupenden Autokolonne. Er hatte Wichtiges mit Wes unter vier Augen zu besprechen. Während sie am Reitstall, den Polo- und Tennisplätzen der Country Club Anlage durch die asphaltierten Serpentinaen zum Gasparador der Golfer herauffuhren, kam Howard Wealth direkt zur Sache: „Also, der Bote war da, hatte die Message auf der Kopfhaut unterm Kraushaar. Kompliment, Hunter, wirklich clever gemacht. Jo hat den mundtoten Schwarzen aus Sicherheitsgründen ganz zum Schweigen gebracht. Natürlich kennt mein Gorilla kein Wort der Botschaft. Jetzt wissen nur wir beide, wie man ans ORU rankommt. Nicht wahr, Hunter?“

„Ja, Sir“, antwortete Wes so bleich wie der Tod. Er zündete sich mit zitternden Händen eine Zigarette an und sagte: „Mr. Wealth, im Sand vor den Toren von Kismoctoo habe ich Entsetzliches erlebt. Nachdem Jago Kyphan Onkas die Zunge herausgeschnitten hatte und ihn mit der Schädelgravur meiner Worte zum Boten machte, starb der judeanische Sklavenhändler einen furchtbaren Tod. Jago Kyphan verglühte ganz langsam bei lebendigem Leibe vor meinen Augen. Während er schrie, als brate sein Körper im Feuer der Hölle, schienen die unsichtbaren Flammen Onkas, dem Uhru, nichts anhaben zu können. Als Jago Kyphans

Körper weißglühend mit Gezisch zerfiel, plötzlich nur noch ein Häufchen Asche von ihm übrig blieb, da gingen Schauer der Verzückerung durch den Körper von Onkas. Die kurz vor Kyphans Tod von ihm noch mit heißer Messerspitze eingeritzten Buchstaben auf der Kopfhaut von Onkas formierten sich zu neuen Worten. Wie von Geisterhand geschrieben, veränderten sich die von mir diktierten Worte der Botschaft im Sinne einer unerklärlichen Macht. Dann bebte die Erde, und die Fesseln an den Händen und Füßen von Onkas zerbröselten.“

„Sie spinnen, Hunter!“ sagte Howard Wealth und schob den breitkrepfigen, schwarzen Filzhut mit dem Zeigefinger der rechten Hand in den Nacken.

„Nein, Sir, mir war nicht danach zumute, als mein Körper von der Abwärme des glutroten Sandes durchstrahlt wurde. Niemals zuvor in meinem Leben hatte ich einen so heftigen, fieberigen Malariaanfall mit solch hoher Körpertemperatur, dass meine Stirn glühte. Mir war todschlecht. Die Übelkeit wurde unerträglich, der metallische Geschmack im Mund zu einer ekelhaft, bitteren Glasur. Ich hatte rasende Kopfschmerzen und glaubte, mir platze jeden Augenblick der Schädel.“

„Ach was, Unsinn. Sieht nicht danach aus, als wäre ihnen der Schädel geplatzt“, sagte Howard Wealth ganz die Ruhe selbst, so ohne Anteilnahme wie ein Totengräber, der eine ihm fremde, anonyme Leiche irgendwo auf dem Friedhof einbuddelt.

„Sir, mein Schädel wäre geplatzt, hätte Onkas mich nicht berührt und die guten Vibrationen seines Körpers auf den meinen übertragen.“

„Blödsinn, alles Unfug! Mann, wollen sie damit sagen, dass vom ORU böse und gute Strahlen ausgehen, die töten oder heilen können?“ fragte Mr. Wealth und schüttelte ungläubig den stiernackigen Kopf.

„Ja, es scheint so zu sein, denn Jago Kyphan starb, und ich war nach der Berührung von Onkas wieder ganz okay. Wie kann man das, was mit mir geschah überhaupt erklären? Vielleicht nur so, indem es ein Es im ORU gibt, dass sich nicht mit logischem Denken analysieren lässt, weil es unsichtbar bleibt, aber dessen Kraft man spürt, wenn es das ORU aktiviert. Nun ja, wie dem auch sei, alles ist und bleibt nur reine Spekulation, denn ich weiß nicht, wie und ob man das ORU mit seiner inneren Kraft jemals bergen kann, Mr. Wealth. Doch eines ist gewiss, dass sich unter dem Sand von Kismoctoo etwas tut, von dem wir uns so recht keine Vorstellung machen können“, sagte Wes und drückte die Zigarette im Aschenbecher aus.

„Was, zum Teufel wollen sie damit sagen, Mann?“

„Ich meine, Sir, dass ringsum Kismoctoo eine unterirdische Aktivierung von ungeheueren Kräften im Gange ist. Ich glaube, dass sich der Kern des ORUS spaltet, um das ES freizusetzen. Onkas schien von einer guten Kraft erfüllt zu sein, als er nach Razablanca aufbrach, um freiwillig die Botschaft vom ORU zu übermitteln. Für mich dagegen war es sehr schwer, ihm zu folgen. Erst als die Intensität der unerklärlichen Kräfte nachließ und die bleierne Müdigkeit aus meinen Gliedern schwand, konnte ich mit dem Jeep nach Razablanca fahren. Unterwegs wurde mir klar, dass ich noch einmal davon gekommen war, weil das ORU es so wollte. Sir, wir sollten die Entwicklung der unerklärlichen Kräfte aus der Luft beobachten und abwarten, bis wir sicher sind, das mysteriöse Metall ohne Gefahr für Leib und Leben bergen zu können“, sagte Wes Hunter und hoffte, dass Mr. Wealth auf den Vorschlag eingehen würde.

„Nein, ich will das ORU haben, und zwar das ganze ORU mit allen guten und bösen Kräften. Jetzt müssen wir das ORU bergen, ehe noch das ES seine Ursprünglichkeit zur Gänze verliert“, erwiderte Howard Wealth mit funkelnden Augen voller Habgier.

„Warum so eilig, Sir? Gemessen an der Ewigkeit, müsste die Zeit bei der Entwicklung des ORUS für uns arbeiten.“

„Quatsch! Wer als erster Mensch im Besitz des ORUS ist, kann die geballte Urkraft von Gut und Böse nicht nur zur Herrschaft über ganz Oruzanien nutzen, nein, vielmehr noch, den gesamten Kosmos neu gestalten, ganz anders als der Allmächtige, sollte es ihn überhaupt geben“, sagte Howard Wealth mit hochrotem Kopf.

Wes Hunter schauderte bei dem Gedanken, dass Mr. Wealth zum Schöpfer eines neuen Universums werden könne, in dem er ewig leben und regieren würde.

„Wie kann man diesen Größenwahnsinnigen nur davon überzeugen, dass die Strahlendosis noch zu intensiv ist, wir Kismoctoo niemals erreichen würden, um das ORU bergen zu können?“ dachte Wes. Er nagte an der Unterlippe, zuckte die Achseln, als er sagte: „Also gut, ihr Wille ist mir Befehl. Brechen wir auf und holen uns das ORU. Aber keiner von uns beiden würde diesen Horrortrip zurzeit überleben.“

Howard Wealth schwieg. Er zog die Stirn kraus, knirschte mit den Zähnen und brütete von kalter Wut durchheist, wie ein entmachteter Tyrann. Nach einer Weile sagte er mit gefährlich leisem Unterton: „Ich werde warten, inzwischen aber die Zeit nutzen, um die Mazulai auszulöschen.“

„Gehe ich recht in der Annahme, dass sie meinem Vorschlag zustimmen, erst dann nach Kismoctoo zu reisen, wenn es dort keine Strahlung mehr gibt?“ fragte Wes Hunter, dem der plötzliche Sinneswandel von Mr. Wealth nicht geheuer vorkam.

„Ja, sie Experte!“ sagte Howard Wealth, ehe er fortfuhr: „Und als solcher, werden sie das Kommando der Freischärler übernehmen, um den Saustall der Mazulai auszumisten.“

„Sie meinen, ich soll alle Mazulai eliminieren, den Kral von der Landkarte ausradieren?“

„Ja, Mann, und das mit Feuer und Schwert, wie man früher bei den Pionieren von Südoruzanien zu sagen pflegte!“

Während Wes Hunter den Jeep mit laufendem Motor vor dem Glasparador parkte, fragte er: „Wann soll die Aktion starten?“

„Morgen“, knurrte Howard Wealth und stieg aus dem Jeep.

„Okay, Sir. Ich bin schon unterwegs, um die Spezial-Einheit zu mobilisieren“, rief Hunter, salutierte und wendete den Jeep.

„Ja, bringen sie meine verdammt gut bezahlte Söldnertruppe auf Trapp!“ rief Howard Wealth und ging durch die Drehtür des Glasparadors.

Im Restaurant umgab ein Meer von Blumen die festlich gedeckte Hochzeitstafel. Auf rosigen Marmorbänken standen bauchige Jadevasen von zartem Grün, in denen dunkelrote Rosen, weißer Flieder und lilafarbene Orchideen die ganze Fülle und Pracht ihrer Schönheit offenbarten. Von den Blütenkelchen, Dolden und Knospen entschwebten betörende Düfte, die die Kaviarcanapés und den perlenden Champagner im Glas der erlesenen Gäste versüßten. Nach dem Willkommenstrunk nahmen das Brautpaar und die Gäste am weißen Oval der Hochzeitstafel unter der Lichtkuppel des Restaurants die von Mr. Wealth vorbestimmten Plätze ein. Mit Blick auf die beiden Meere über dem Südkap von Oruzanien saßen Cindy und Leo auf hohen Lehnstühlen im kleinen Spitzrund zwischen ihren Eltern an der Hochzeitstafel. An der rechten Seite von Cindy saß ihr Vater. Neben ihm Bruder Jury mit Schwägerin Elaine und Töchterchen Ines. Dann kamen Charles, seine Frau Christine und ihre Töchter Mona und Liza. Christine trug ein hautenges, schwarzes Samtkleid mit spitzem Ausschnitt. Sie hatte hellblondes, schulterlanges Haar, ein apartes Gesicht und seegrüne Augen, die so wild wie das Meer im Osten waren. Während Christine vom Langusten Cocktail aß, fauchte sie ihren Mann an: „Charles, warum sitzt du nicht an dem dir gebührenden Platz?“

„Aber Liebling, du weißt doch, wer diese Hochzeit bezahlt. Und wer bezahlt, verteilt die Rollen und bestimmt die Sitzordnung“, sagte Charles und trank einen Schluck Weißwein.

„Schwächling“, zischte Christine, als Charles seine Mutter anblickte und dachte: „Dir geht’s wie mir. Bist auch nicht am richtigen Platz, Mom.“

Sonja saß links von ihrem Schwiegersohn, an der Seite von Ad und Dinchen Bonalparte, den Eltern des Bräutigams. Vater Bonalparte war ein kleiner, schlichter Mann mit klaren, blaugrauen Augen. Ad war Mitte Fünfzig, hatte schütteres, aschblondes Haar und trug stets eine Lupe in der Innentasche des Jacketts. Zum Scherz ließ er die Lupe manchmal ins Weinglas fallen. Im Wein auf dem Grund des Glases liegend, sah das Ding wie ein Glasauge aus. Es fixierte mit funkelndem Bannstrahl die schmunzelnden Gäste, die in prustendes Gelächter ausbrachen, wenn Ad mit gespielter Ernst sagte: „Tja, Leute, ohne mein drittes Auge wäre ich blind, wie ein Maulwurf beim Rammeln.“

Ad war von Beruf Diamantschleifer und hatte ein kleines Juweliergeschäft an der Main Street. Mutter Bonalparte war eine pummelige Frau mit liebem rundlichem Gesicht. Dinchen, hatte seitdem sie mit Leo schwanger war den Haushalt geführt. Sie verstand sich glänzend mit Sonja.

Während des Festessens sprachen die beiden Frauen von ihren Kindern. Leo war der einzige Sohn der Bonalpartes. Seine Eltern ermöglichten ihm, ein Kunststudium zu absolvieren. Sie

taten dies unter Verzicht auf so manche Annehmlichkeiten des Lebens. Es war ihr Wunsch, dass der einzige Sohn ganz nach seiner Neigung studieren konnte. Während des Studiums lernte Leo Wes Hunter kennen. Leo war fasziniert von Wes. Er bewunderte den kühlen Analytiker der Politszene. Wes indes, war vom schöngestigen Wissen des jungen Kunststudenten so sehr angetan, dass ihn keine Frau mehr interessierte. Leo und Wes wurden Freunde ganz besonderer Art, die sich wie Mann und Frau liebten. Dabei war Leo die Frau und Wes der Mann. An manchen Tagen fuhren sie in den Country Club, wo die Söldner des Howard Wealth in der Freizeit bei Sport und Spiel verkehrten und ihre Saufgelage abhielten. Wes hatte Liebschaften mit anderen Söldnern und quälte die Seele von Leo. Er machte Sauf- und Spielschulden, lieh sich Geld von Wes. Von Tag zu Tag wurde Leo abhängiger von Wes, der ihn ausbeutete, das geborgte Geld schnellstens zurückverlangte, um neue Amouren mit jüngeren, blondhaarigen Rekruten finanzieren zu können.

Ad und Dinchen waren verzweifelt über den liederlichen Lebenswandel ihres Sohnes. Es wäre ein verlorener Sohn gewesen, hätte Leo sein Leben nicht geändert. Als Wes Hunter für längere Zeit verreisen musste, verpflichtete sich Leo als Rekrut in der Legion der Söldner.

Die Spezialtruppe des Howard Wealth wurde gut bezahlt. Während der Zeit des harten Drills, lebte Leo in der Kaserne. Er ging nicht mit den Kameraden in den Puff, sparte jeden Cent des Solds und zahlte nach und nach seine Schulden an Wes Hunter und dessen Freunde. Als Leo die letzte Rate auf das Bankkonto von Wes Hunter einzahlte, war er ein freier, ganz anderer Mensch. Im Kampf mit den schwarzen Rebellen hatte er sich bewährt und war zum Leutnant des Freischärler Corps befördert worden. Nachdem er das Offizierspatent in der Tasche hatte, besuchte Leo seine Eltern. Aus dem labilen Jüngling war ein Mann geworden. Ad und Dinchen waren glücklich über den Wandel ihres Sohnes. Während des Kurzurlaubs, lernte Leo Cindy Wealth kennen. Am Morgen vor seiner Abreise, betrat sie den Juwelierladen der Eltern, um ein Perlenhalsband reparieren zu lassen. Es war Liebe auf den ersten Blick. Seitdem waren Cindy und Leo ein Herz und eine Seele.

Howard Wealth, dem nichts verborgen blieb, bekam bald schon Wind von der Vergangenheit des zukünftigen Schwiegersohnes. Für ihn stand fest, wer einmal schwul gewesen war, könne niemals mehr ein normaler Mann sein. Ganz sicher nicht ein Ehemann, der den Stammbaum der Familie Wealth bereichern würde. In seinen Augen war und blieb Leo ein Schwächling, wie sein ältester Sohn, Charles, der zwar Kinder gezeugt hatte, aber als höriger Lakai seiner Frau glaubte, dass dies Biest von einer raffinierten Schwiegertochter eine Heilige sei, die in den Armen von Dr. Chakal zur Märtyrerin geworden wäre.

Über das satt zufriedene Bankiersgesicht von Mr. Wealth huschte ein Lächeln, als der Prälat des Erzbischofs Malifizius dem Brautpaar viele, gesunde Kinder in seiner Tischrede mit dem Segen Gottes erflachte.

„Da bin ich aber gespannt, wie das funktionieren soll? Jedenfalls habe ich den ganzen Hochzeitszirkus und das neue Apartment meiner Tochter bezahlt“, dachte Howard Wealth und beobachtete mit heimlichem Zorn, wie gut es den prominenten Gästen auf seine Kosten schmeckte.

Nach dem Festessen nebst Limonen Sorbet als Dessert, verabschiedete sich das Brautpaar mit einem Champagner Cocktail an der Bar des Kasinos von den Gästen. Bevor Cindy und Leo aufbrachen, um im Palm Beach Hotel Flitterwochen zu machen, nahm sich Howard Wealth den Schwiegersohn zur Brust.

„Leutnant Bonalparte, geflittert wird nur heute Nacht. Die Mobilmachung ihrer Einheit ist im vollen Gange. Das Elite Schwadron des Freischärler Corps rückt morgen früh ins Doovooland aus. Das Ganze läuft als geheime Kommandosache. Wes Hunter wird das Unternehmen, als ihr Vorgesetzter, in kommissarischer Funktion leiten. Alles verstanden oder haben sie noch eine Frage, Sohn?“

„Nein, Sir!“ sagte Leo Bonalparte und nahm stramme Haltung an. Cindy blickte den Vater mit ihren großen, rehbraunen Augen voller Ernst an und fragte: „Aber Dad, muss das sein?“

„Ja, Cindy Mädchen, wir müssen ein für alle Male diesen Unruheherd im Doovooland in den Griff kriegen, bevor die Schwarzen uns den Garaus machen. Wenn die an die Macht kommen sollten, geht es uns allen an den Kragen“, sagte Howard Wealth, nicht ganz ohne Furcht mit ernstem Gesicht.

„Das werden wir zu verhindern wissen“, sagte Leo Bonalparte, küsste Cindy und ging mit ihr Hand in Hand zum Rolls Joyce.

Während Gorilla Jo das frisch vermählte Paar ins Palm Beach Hotel fuhr, sinnierte Howard Wealth an der Bar der Cocktail Lounge: „Der Junge ist gar nicht mal so übel. Aus diesem Bonalparte kann noch ein kleiner Napoleon werden, oder wie dieser Kerl vor mehr als zweitausend Jahren geheißen haben mag.“

Als Gorilla Jo zurückkam, verließ Mr. Wealth mit Sonja, den Frauen und Kindern von Charles und Jury die Cocktail Lounge des Kasinos. Die Gäste hatten die ganze Nacht freies Trinken. Und natürlich blieben seine Söhne, diese nichtsnutzigen Oberschluckspechte bis zum hellen Morgen.

Wiewohl gab es am Spätnachmittag in der Villa von Howard Wealth einen familiären Kaffeeklatsch mit Schwiegertöchtern und Enkelkindern. Bald schon hatte Mr. Wealth das Weibergewäsch satt. Als die biedereren Eltern von Leo, wie mit Sonja verabredet, erschienen, verließ er die stinklangweilige Kaffeeplauschrunde mit dem Vorwand: „Ich muss ins Büro. Dort wartet jede Menge Arbeit auf mich. Einer muss ja das große Geld verdienen, um alle anderen am Fressen und Kacken zu halten.“

Draußen vor der Villa setzte sich Howard Wealth hinters Lenkrad des Rolls Royce. Er fuhr ohne Chauffeur und nicht ins Büro, sondern in das luxuriöse Terrassen-Apartment seiner Geliebten: Mia Warden.

Am Montagmorgen fuhr Mr. Wealth nach einer phantastischen Liebesnacht mit Mia Warden ins Büro des Imperial Buildings. Punkt 8 Uhr telefonierte er mit Erzbischof Malifizius und holte sich für seinen Kreuzzug den Segen der Buretischen Kirche. Dann rief Howard Wealth in der Kaserne an, um sich bei Wes Hunter über den letzten Stand der Mobilmachung zu informieren.

„Das Infanterieschwadron des Freischärler Corps ist feldmarschmäßig ausgerüstet. Die Jungs ihrer Spezialtruppe besteigen soeben auf dem Exerzierplatz die Lastwagen und Jeeps, bestückt mit leichten Maschinengewehren. Die Mobilmachung ist abgeschlossen. Alles ist klar zum Abmarsch. Wir werden jeden Augenblick ausrücken, Sir“, sagte Wes Hunter am Autotelefon seines Jeeps.

„Hunter, machen sie den Kral dem Erdboden gleich. Sobald die Aktion abgeschlossen ist, erwarte ich ihre Vollzugsmeldung. Ist das klar?!“

Es rauschte im Autotelefon, als Wes sagte: „Jawohl, Sir, in gut einer Woche ist alles erledigt. Dann gibt's nur noch Mazulai in den Goldminen.“

„Okay, Hunter, leisten sie ganze Arbeit und versprechen sie meinen Männern eine Extra-Kopfgeldprämie. Das wird sie motivieren!“

„Wird gemacht, Mr. Wealth“, sagte Wes Hunter, hängte den Hörer ein und fuhr mit dem Jeep an die Spitze des motorisierten Zuges. Er setzte sich vor den Jeep von Leo Bonalparte und sagte: „Nun, Leutnant, dann wollen wir mal reinen Tisch machen.“

„Das habe ich schon vor langer Zeit getan“, erwiderte Leutnant Bonalparte mit der linken Hand am Lenkrad und der rechten am Kolben des Sturmgewehres auf dem Beifahrersitz. Er ergriff das Schnellfeuergewehr und pflanzte das Bajonett auf. Die Söldner auf den Lastern folgten dem Beispiel des Zugführers.

Während das Sturmgewehr mit aufgepflanztem Bajonett griffbereit neben Leo auf dem Beifahrersitz lag, grinste Wes Hunter, hob die rechte Hand und stieß die geballte Faust gen Himmel. Dann rief er: „Vorwärts Männer, mir nach!“

Wenig später setzten sich die Fahrzeuge in Bewegung. Die Kolonne fuhr im Schritttempo aus dem Kasernentor hinaus. Die gepanzerten Fahrzeuge der Legionäre folgten dem Jeep von Wes Hunter, wie ein grünbraun gefleckter Lindwurm ins Doovooland, der feuerspeiendes Unheil in sich barg.

Hohe Dornenhecken umgaben den Kral. Morgendunst stieg vom Urwald auf, wallte über den Fluss und vernebelte mit wehenden Schleiern den Wildwuchs der Dornenhecken. Wie die pittoresken Zinnen und Wehrtürmchen einer Gralsburg, ragten die Stachelkerzen der Kakteen aus dem dichten Ringwall der Dornen hervor. Das Gestrüpp der Dornenhecken und die bizarren Kakteengebilde krönten das weite Rund auf dem stumpfen Bergkegel am Ostufer des Togru.

Wo die gelben Fluten des Togru im fernen Westen der Savanne in einer s-förmigen Schlangenlinie dahinströmten, hielten drei Männer in einem Jeep. Die Männer hatten sieben Tage gebraucht, bis sie im Norden des Doovoolandes die nach Süden verlaufende Flussbiegung am Kniebogen des Togru erreichten. Vom Urwald am Westufer des Togru war nichts zu sehen. Die Kakteenkerzen im Dornenringwall auf dem Bergkegel im Osten am anderen Ufer des gelben Flusses waren von gespenstischer Unwirklichkeit. Zu jener Stunde, als die Dämonen der Nacht verschwanden, hing der Nebel wie ein großes, weißes Leichtuch über dem Kral.

Der Nebel verschluckte jeden Laut der in sich verknäuelten Menschenleiber, die in der strohbedeckten Großraumhütte des Krals schliefen. Es waren entartete Abtrünnige vom Stamme der Mazulai und dunkelhäutige Fremdlinge, deren Haut über Nacht von der Blässe des Lust- und Drogenrausches gebleicht wurde und noch im Schlaf der Erschöpfung lagen. Graute der Morgen, war die Haut der Fremdlinge weiß wie der Nebel. Gegen Mittag wurde ihre Haut dunkler und dunkler, bis sie am Abend so schwarz wie die jener verkommenen Mazulai war, die für Geld im Rausch von Drogen und Musik, das exotische Fleisch ihrer Körper den fremdartigen Touristen feilboten. Wenn die Mazulai ihre Haut zu Markte trugen, taten sie dies mit der Wildheit und Geschmeidigkeit von heißen Raubkatzen, um den Touristen von Oruzanien und denen aus der weiten Ferne des Alls, als Animateure mit orgiastischem Vergnügen zu dienen und ihnen höchste Lust zu bereiten.

Malu, der Zauberer, huldigte der schwarzen Magie. Er war dem Alkohol verfallen. Als Hexer und Zeremonienmeister der Orgien im Kral, erhielt er die Befehle von Mazhuda, dem bösen Geist der Urzeit. Nachts war Malu ein König, der mit dem Schlangenzepter des Medizinmanns Yuga regierte und damit die Macht hatte, Menschen in Tiere zu verwandeln. Am Tage schwand diese Macht. Dann wurde er zum Bettler.

Als solcher saß Malu unter dem Rundbogen im Dornenringwall, der das Portal des Krals war. Er trank einen Schluck aus der halbleeren Brandyflasche. Malu fror. Er war in Lumpen

gehüllt. Der Brandy wärmte ihn nicht, und er zitterte am ganzen Leibe, als drei dunkle Gestalten im Nebel auftauchten und auf ihn zukamen.

Malu nahm die Flasche vom zahnlückigen Mund, stellte sie neben sich auf den Boden und dachte: „Ich werde abberufen ins Reich der Finsternis. Mazhuda schickt die Boten des Todes.“

Er kauerte sich tiefer ins Eck unter dem Torbogen und wäre am liebsten eine kleine Schlange gewesen, um am Boden im Dornengestrüpp davon kriechen zu können. Bei Nacht hätte er sich mit Hilfe von Mazhuda in jedes Tier verwandelt. Am Tage aber, wenn der Fürst der dunklen Mächte den Dämonen der Nacht gebot, ins Reich der Finsternis zurückzukehren, spürte Malu, wie ihn die Zauberkräfte verließen. So bat er, der treue Diener seines Herrn und Meisters, Mazhuda möge ihn jetzt und hier zur Schlange werden lassen. Als solche könne er den dunklen Gestalten entkommen, die sich ihm im Nebel näherten. Wenngleich Mazhuda von seinem Diener enttäuscht war, weil er nicht als Mensch ins Reich der Finsternis eingehen wollte, wie es ihm ob seiner bösen Taten gebührte, würde er Malu zur Schlange machen. Im Reich des Lichts würde die Schlange für Unheil sorgen, wenn sie aus dem Bettler Malu hervorgehe.

„Es sind keine Kaufleute aus Razablanca“, dachte Malu, als die Gestalten im Nebel ihm so nahe waren, dass er sie erkennen konnte.

Es waren drei Männer. Zwei Weiße und ein Schwarzer. Die Weißen waren mit Jagdgewehren und Revolvern bewaffnet. Sie gingen dem Schwarzen voraus. Der Truppführer war ein weißer Hüne und trug die Kleidung eines Großwildjägers. Von kleinerer Gestalt war der andere Mann, der ihm folgte. Er hatte Mokassins, Jeans und ein kariertes Baumwollhemd an. Der Schwarze hinter ihm war von schlankem Wuchs. Am sehnigen Körper trug er ein Leopardenfell. In der rechten Hand hielt er einen kurzen Schlachtspeer. Der ebenholzfarbene Krieger hob den Speer, rannte vorwärts und rief: „Verräter, stirb!“

Malu krächzte heiser wie ein Rabe: „Bei Mazhuda und allen Geistern! Nein, tu 's nicht! Verschone einen armen, alten, schwarzen Bettler, Bruder!“

Der weiße Hüne war von Mitleid gerührt, als er die kümmerliche Gestalt des Bettlers sah. Er fiel dem schwarzen Gefährten in den Arm und sagte: „Halt! Warte, Lombardo.“

„Malu, ist eine Schlange“, erwiderte der Mazulai mit funkelnden Augen.

„Die womöglich etwas weiß, das für uns von Interesse sein könnte“, meinte der Mann im karierten Buschhemd.

„Also häuten wir die Schlange auf unsere Art, George“, sagte der Großwildjäger mit der Absicht, den Krüppel von einem Bettler ins Verhör zu nehmen, ohne ihn allzu hart anzufassen.

„Bwana Tom, es ist besser Malu hier und jetzt zu töten. Er ist gefährlich, steht im Bunde mit dem bösen Geist Mazhuda und versteht sich auf die Kunst des Voodoozaubers“, sagte Lombardo, bereit den Speer zu schleudern.

„Gegen diesen Mummenschanz habe ich eine sehr wirksame Medizin“, antwortete Tom Hercules und entsicherte die Zwillingbüchse.

Malu war erleichtert, als der Mazulai den Speer senkte. Jedoch wusste er, dass er den Männern nicht entkommen konnte. Er überlegte. Ihm blieb nur noch wenig Zeit. Er brauchte Blut, nur ein kleines bisschen fremdes Blut, um die Zauberkräfte aufzufrischen, ehe der Nebel sich lichtete und ganz verschwand. Als eine Fledermaus zum Kral hinausflog, kam ihm ein Gedanke. Malu schloss die Augen und dachte: „Diese Männer werden sich wundern, wenn die Kräfte von Mazhuda in mir wirken.“ Sein Körper wurde starr. Er atmete kaum hörbar. Das Gesicht wechselte die Farbe, wurde aschgrau und war von Furcht und Schmerz verzerrt. Es schien, als sei der Zauberer einem Herzschlag erlegen.

Malu wirkte wie ein Toter. Tom rüttelte ihn an der Schulter und fragte: „König der Zauberer, Bettler und Strauchdiebe, wie viele Speere gibt es im Kral?“

Malu öffnete die Augen. Es waren dunkle, leere Augen mit einem heimlichen Feuer, die Tom anstarrten. Als Malu antwortete, war es, als spräche er aus dem Reich der Finsternis: „Viele Speere und doch nicht genug. Ich sehe weiße Gesichter, höre Stimmen und Geschrei in der Luft.“

„Wie soll ich das verstehen? Sprich, Malu!“ schrie Tom ihn an.

Er rüttelte die Schulter von Malu mit einer solchen Wut im Bauch, dass das Schlüsselbein knackte und die Knochen des Zauberers nur so klapperten. Da machte der Zauberer eine blitzartige Bewegung. Wie der Kopf eines Reptils schnellte Malu nach vorn und biss Tom in die Hand.

„Satansbraten!“ fluchte Tom. Er sah Blut an seinen Fingern und riss die Hand zurück. Im selben Augenblick stieß Lombardo Malu den Schlachtspeer ins Herz. Doch merkwürdig, Lombardo spürte beim Stoß keinen Widerstand, nicht diesen Ruck im Arm, den er empfand, wenn der Speer den Körper von Tier oder Mensch durchbohrt. Hatte er ins Leere gestoßen? Nicht ganz, die Spitze des Speeres steckte im Dornengestrüpp. Aber von Malu war nichts mehr zu sehen. Er hatte sich in Luft aufgelöst. Wo der Zauberer gesessen hatte, wand sich eine

kleine Schlange am Boden. George hielt den Revolver in der Hand. „Unglaublich, Malu ist verschwunden!“ dachte er baff vor Erstaunen. Und ehe er noch einen Schuss abfeuern konnte, hatte sich die Schlange im Dornengestrüpp verkrochen.

Tom hielt sich die Hand. Er war blass um die Nase, wusste nicht so recht, was geschehen war, als er fragte: „Wer oder was hat mich gebissen?“

„Malu, die Schlange“, antwortete Lombardo mit der angeborenen Ruhe eines echten Mazulai. „Mensch, Tom, hast du ein Riesenglück gehabt, dass der Biss der Schlange nicht giftig war“, sagte George und dachte mit Schaudern an die Kobramamba, diese Viper, die extrem giftig war aber vom Huftritt seines Pferdes Rah in der Wüste Gobarah getötet wurde, ehe sie zubeißen konnte.

„Gemütsmensch. Woher willst du das wissen, ob der Biss der Schlange nicht giftig war?“ fragte Tom, dem Schweißperlen auf der Stirn standen.

„Wäre es eine schwarze Mamba gewesen, dann wärest du schon tot, Bwana“, brachte sich Lombardo ein und erklärte: „Im Biss dieser Schlange war antiseptischer Speichel, gemischt mit ein paar Blutstropfen von dir. Die kleine Bisswunde verheilt sofort. Der Biss war ungefährlich, wie der einer Fledermaus. Malu brauchte nicht viel Blut sondern Glut, um sich in eine Schlange verwandeln zu können.“

Tom betrachtete die Hand. Er sah keine Bisswunde. Auch fühlte er keinen Schmerz. „Seltsam“, dachte er, „habe ich mir etwa eingebildet, gebissen worden zu sein?“

„Sicher ist sicher“, hörte er George sagen.

George ergriff die halbvolle Brandyflasche am Boden. Er goss Tom Brandy über die Hand. Es kribbelte auf der Haut, und die Hand wurde so heiß, wie beim Biss von Malu, als George den hochprozentigen Alkohol in die Haut des Handrückens bis zu den Fingerspitzen einrieb. Lombardo warf einen Blick auf Toms Hand und meinte: „Es ist nichts zu sehen, außer dem heißen Atem eines Yambos.“

In der Tat war die Hand von Tom gerötet, so wie bei einer leichten Verbrennung. George fragte: „Was ist ein Yambo?“

„Ein Feurdämon der Lüfte und ein treuer Diener Mazhudas“, gab Lombardo zur Antwort. Tom war verblüfft. Er schwieg und weigerte sich an das zu glauben, was Lombardo gesagt hatte. „Ach, Quatsch! Unsinn! So ein Aberglaube!“ dachte er und wischte die Schweißperlen mit dem Hemdsärmel von der Stirn.

Dann sagte Tom ungläubig den Kopf schüttelnd: „Aber meine Finger, die haben doch geblutet!“

„Nur wenig, nicht der Rede wert. Nein, es war der rote Schein von Yambos Glutaugen, der aus den Augen einer Fledermaus beim Flug über den Kral auf die Hand herab fiel und sie verbrannte, als Malu zubiss, um sich mit Hilfe dieses Dämons in eine Schlange zu verwandeln“, erklärte Lombardo nicht ganz ohne Stolz.

„Kaum zu glauben“, entfuhr es George, der annahm, dass die Rötung der Haut an Toms Hand womöglich beim Einreiben des Brandys verursacht worden war.

„Und doch wahr. Lombardo hat recht. Der Brandy zur vorsorglichen Desinfektion des Bisses von Malu oder dieser Satansschlange zu der er wurde, kann's nicht gewesen sein“, meinte Tom, als die Röte auf der Haut der Hand zu einem dunkelroten Fleck wurde, der wie ein Brandmal aussah.

„Bwana, zeige niemandem im Kral deine Hand“, sagte Lombardo mit toderntem Gesicht. „Und warum nicht?“ wollte Tom wissen.

„Yambos Brandmal ist wie ein Femezeichen, das dich in den Augen der Sekte des Zauberers zum Todgeweihten macht. Für jeden dieser Fanatiker wäre es heiligste Pflicht, im Namen von Yambo, dem Mazhuda dienenden Dämon, dich zu töten“, sagte Lombardo, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Dem kann vorgebeugt werden“, erwiderte Tom und unwickelte die Schusshand mit dem violetten Dreieckstuch, das er am Hals trug. Almegra hatte es mit Ornamenten weißer Schwertlilien bestickt und ihm beim Abschied im Schlafzimmer als Glückbringer um den Hals gewunden.

George verknotete das wunderschöne Halstuch an der Hand von Tom mit den Worten: „Es sind die Lilien der Liebe im Lila, der Farbe des Friedens, weiß und von solch makelloser Unschuld, wie das mit strahlendem Gefunkel hernieder scheinende Prismenlicht des Himmels, wenn es an einem dunklen Tag durch die Wolken hervorbricht und die Schale des Krals mit leuchtender Reinheit erfüllt.“

Lombardo nickte und Tom sagte: „George, aus deinem Munde sprach das Licht in unseren Herzen, dieser Abglanz des allmächtigen Schöpfers, der das Gute im Menschen bewirkt und den Geist mit immerwährender Sehnsucht nach höherem Bewusstsein streben lässt.“

„Ja, ich glaube ohne zu wissen, dass dem so ist, was du gesagt hast, Tom“, sagte George und spürte diese Wärme in seinem Herzen, die er empfand, wenn Grace bei ihm war und sie sich liebten.

Dann betraten die Männer den Kral. George verschlug es die Sprache. Hinter den hohen Dornenhecken verbarg sich eine Welt, die er ganz anders in Erinnerung hatte. Damals, vor

mehr als 25 Jahren war der Kral ein Dorf von goldgelben Strohütten. Blumenbeete von üppigster Farbenpracht umgaben kleine Teiche mit klarem Wasser, die im hellen Sonnenlicht glitzerten. Nach dem Bad im warmen, quirligen Wasser eines dieser Teiche, beseelte eine angenehme Kühle den Körper. Saß man in der Mittagshitze im Schatten der alten Bäume, verströmte sich vom Grün der Blätter eine zauberische Frische. Die Großraumhütte am artesischen Brunnen in der Mitte des Krals war die Sommerresidenz von Häuptling Gladio Morus gewesen.

George hatte für viele, schnell verdiente Platinchips Touristen aus der Galaxie Uzo zum Kral geflogen, ehe er mit Grace und den Kindern von Yeos aufbrach, um im Feriendorf der Mazulai den Traumurlaub seines Lebens machen zu können. Vom Kral aus hatte er mit Grace und den Kindern jene unvergesslichen Streifzüge durch den Urwald und die Savanne auf der anderen Seite des Flusses unternommen. Nach dem einmalig schönen Stop-over auf Toms Farm waren sie zum Kral zurückgekehrt. Grace und die Kinder waren sehr glücklich. Sie baten, ihn noch eine Flugperiode zarazenischer Zeitrechnung im Kral bleiben zu dürfen. George willigte ein und wäre am liebsten bei ihnen geblieben. Aber das war nicht möglich. Nein, beim besten Willen, bei ihnen bleiben konnte er nicht und musste diesen allzu verständlichen Wunsch seiner Frau und Kinder schweren Herzens ablehnen. Er hatte einen Chartervertrag mit Yeon Airlines. So war es seine Pflicht, Touristen, die den Rückflug nach Yeos oder zu anderen Planeten am Wege gebucht hatten, heim zu fliegen. Das hatte er getan. Es war der letzte Shuttleflug im Auftrag der Yeon Airlines gewesen. Der Vertrag war ausgelaufen, und er hatte ihn nicht verlängert. Von einem Teil der vielen hart verdienten Platinchips hatte er sich einen flammneuen Raumgleiter gekauft. Alsdann war er von Yeos in privater Mission nach Oruzanien zurückgefliegen. Er wollte Grace und die Kinder im eigenen Raumgleiter abholen, vorher aber ein Jahr mal so richtig ausspannen, ganz relaxt Urlaub im Kral machen und dann mit ihnen nach Yeos heim fliegen.

Indes, wie hatte sich der Kral verändert. George konnte es nicht fassen, was in der Zeit seiner Abwesenheit geschehen war. Wenngleich es den Brunnen und die Großraumhütte auf dem Platz in der Mitte des Krals noch gab, waren die Blumen ringsumher auf den Beeten verwelkt und die Teiche versumpft. Lombardo erzählte George, dass die wunderschönen, alten Bäume vor Jahren von den Burezanen, diesen hartherzigen, weißen Pionieren aus der Nordprovinz Südoruzaniens, abgeholzt worden seien. Mit dem Holz der Bäume hätten die Burezanen an jener Stelle, wo die luftigen Strohütten standen, finstere Blockhäuser und windige Bretterbuden gebaut.

Während George mit den Gefährten auf die Großraumhütte zuing, dachte er: „Oh, wie wahr sind deine Worte, Lombardo!“ Vor den Schnapsläden und Imbissbuden lungerte farbiges Gesindel. Im Kral gab es Kneipen und Spielhöllen mit rasselnden Geldautomaten. In den Spielhöllen verkehrten Zuhälter und Dirnen. Dealer verkauften Drogen in den halbdunklen Gassen zwischen den Buden. Gangster liefen frei umher und arbeiteten für die Halbweltkönige in Razablanca. Im Kral herrschte das Faustrecht der Gesetzlosen. Die Großraumhütte war eine Lasterhöhle, ein Tanzpalast, der des Nachts zum Freudenhaus wurde. „Dann ist es ein Pandämonium“, sagte Lombardo und erklärte George, was er damit meinte. Vom zügellosen Verfall der Sitten beherrscht, würde weder Schwarz noch Weiß sich an das Gesetz der Apartheid halten. Jeder würde es mit jedem treiben, und diese Art der Rassenvermischung, erniedrige den Menschen und nähme ihm seine Würde. Malu habe das gewusst, als er dort noch im Sinne Mazhudas regierte. Als strahlender Fürst der Nacht habe er das Schlangenzepter seines Vaters, Yuga, missbraucht, indem er es mit listiger Zunge im Tanzpalast schwang und im Menschen das Tier weckte, den nimmersatten Trieb der Fortpflanzung so sehr anstachelte, dass sie beim Akt der Paarung geiler noch als Tiere wurden und bald schon wie diese im Taumel der Lust aussahen. Auch habe Malu die Unsinnigkeit des Apartheidgesetzes angeprangert und dabei ein ganz anderes Ziel verfolgt. In übelster Art und Weise habe er den Sinn des Apartheidgesetzes verdreht und die Liebe von Mensch zu Mensch der Verdammnis preisgegeben. Wenngleich Malu in dem Punkt recht gehabt hätte, dass bei Menschen, die sich als Mann und Frau wahrhaft liebten, eine Trennung von Schwarz und Weiß unsinnig sei, so habe er doch geschickt die Tatsachen verfälscht, indem er die Liebe zweier Menschen und die Hurerei unter den Rassen auf eine Ebene stellte.

„Jetzt ist mir klar, warum Gladio Morus mit getreuen Männern und Frauen vom Stamme der Mazulai in Begleitung seiner Tochter Grace und den Enkelkindern ins Exil des Busches zog“, dachte George, als er einen Blick in die Großraumhütte warf und die Worte Lombardos Wirklichkeit wurden: Die vielen Menschenleiber am Boden sahen aus wie Tote. Es war der Morgen nach der Orgie der Rassen. George sah die verlebten Gesichter der Schwarzen und Weißen. Sie waren nackt und schliefen verknäuelte den Rausch der Sinnenlust und Drogen aus. Es stank nach Fusel und Erbrochenem. Unter den Erschöpften waren auch Touristen, die von Planeten aus der Galaxie Uzo stammten. George erkannte sie an den dunklen Fußsohlen und der weißen Haut, die wie zerknittertes Pergamentpapier aussah.

„Was sind das nur für Wesen, die ich damals nichts ahnend durchs All geflogen habe?“ dachte George mit Grauen.

Lombardo schien Gedanken lesen zu können, als er sagte: „Es sind Wesen von einem anderen Planeten, die uns Mazhuda sandte. Die Burezanen kamen über das große Wasser. Diese aber durch die Lüfte, um uns, die Mazulai, mit dem Virus des Bösen zu infizieren.“

Da fiel es George wie Schuppen von den Augen. Er erinnerte sich an die Traumworte von Kosmosmutter Om, die sie ihm unter dem *Baum der Erkenntnis* gesagt hatte. Ja, vor langer Zeit waren Fremde nach Yeos gekommen, die aus dem paradiesischen Planeten eine Welt der Technik machten. Dazu brauchten diese Wesen die Energie der Sonne in der Galaxie Uzo. Und als sie mit ihren Lichtkanonen die Sonne im Universum von Uzo beschossen, um die Energie dieses herrlichen Sterns anzuzapfen, gab es eine solch urgewaltige Eruption, dass ein Riesenkrater im Rund der Sonne entstand. Etwas von der Masse am äußeren Sonnenrand barst und ORU war durch den Raum gesprüht. Fortan mussten alle Wesen auf Yeos unter Glaskuppeln oder in der Erde im Inneren der Pyramiden leben. Die Abkömmlinge der allwissenden Alten, die die Katastrophe verursacht hatten, sollten von einem Planeten namens Virius stammen. Die Fremdlinge auf Yeos wussten, dass alle sieben Jahre ein Lichtkreuz am Himmel erschien und sie in Raumgleitern als Touristen getarnt durch die Schneise der Sonnenwinde fliegen konnten.

„Wo aber sind die Wurzeln meines Ursprungs?“ fragte sich George im Stillen. Seine Vorfahren konnten nur von jenseits des Lichtkreuzes gekommen sein. Und wenn dem so war, wäre er aus dem Geschlecht jener Psycherubianer, die mit Allvater Solion im Reich des Lichts auf der Sterneninsel Fantergia lebten.

Da Allvater Solion der Schöpfergeist der Ursonne und Erzeuger des ersten Lichts in der Finsternis des Überall war, würde das bedeuten, dass etwas von seinem Lichtwesen in allen Sonnen steckte und damit auch im ORU der Sonne von Yeos. „Lombardo hat in mir die Erinnerung an Allvater Solion und das ORU wachgerufen“, dachte George und folgerte in Gedanken: „Ist der Mazulai ein Psycherubianer von Fantergia in Menschengestalt? Wenn ja, könnte Tom nicht auch eines jener Wesen sein? Er hatte die Eltern bei einer Safari verloren und war als Waisenkind von den Mazulai im Busch großgezogen worden. Würde sich herausstellen, dass in jedem von ihnen die gute Kraft der Psycherubianer von Fantergia inne wohne, dann könne das Böse ihnen nichts anhaben.“

Und es schien so zu sein, dass in den drei Männern die gute Kraft der Psycherubianer von Fantergia war, die von den schöngeistigen Kindwesen dieser paradiesischen Sterneninsel im Überall ausging.

Wie unter einer Tarnkappe und mit Schutzengeln der kleinen Kindwesen Fantergias begleitet, blieben sie im Nebel für das Gesindel unsichtbar und entkamen aus dem Kral ohne sich ihrer Haut wehren zu müssen.

Als die Männer den Jeep erreichten, montierte Tom die Wasserschraube ans Drehkolbengelenk der Hinterachse. So wurde aus dem Landcruiser ein Amphibienfahrzeug, mit dem sie unterhalb des Plateaus am Kral vorbeifuhren, während der Nebel sich lichtete und vom Bergkegel zum Himmel aufstieg, der mit dunklen Wolken verhangen war. Die Männer hielten an, als sie sich am Ostufer des Togru befanden und blickten besorgt zum Himmel.

„Nur jetzt kein Gewitter“, meinte George von seltener Unruhe erfasst, „beeilen wir uns!“ Lombardo schwieg, schaute fein lächelnd in die Wolken und Tom am Steuer sagte zuversichtlich: „Wird schon werden, auf geht’s, weiter und vorwärts Freunde!“

Als der Jeep ins Wasser glitt, war auch der Nebel über dem Fluss verschwunden. Während die Männer im Jeep auf die andere Seite des Flusses übersetzten, brach das Licht der Sonne aus den Wolken hervor.

Der gelbe Fluss strömte breit und träge in nördlicher Richtung dahin. Als die Männer ungefähr in der Mitte des Flusses waren, hörten sie vom Westufer her die dumpfen Klänge von Urwaldtrommeln. Die Trommeln hörten sich ganz fremd an, klangen so anders, als die Freudenwirbel zur Begrüßung von Freunden.

„Es sind Kriegstrommeln“, sagte Tom, und Lombardo meinte ohne ein Zeichen von äußerer Erregung: „Das Gerücht schwelt. Der Funke glimmt im trockenen Dickicht des Krals. Bald wird ganz Doovooland in Flammen stehen. Seht dort, da hinten! Schaut euch um!“ Da sahen Tom und George eine Kolonne von Militärfahrzeugen. Die mit grünbraunem Anstrich getarnten Fahrzeuge kamen von Süden und fuhren am Ostufer des Togru in Richtung Kral.

Von der Abdrift des Togru getragen, schwamm das Amphibienfahrzeug dem Westufer entgegen. Tom manövrierte den Jeep durch die Strömung. Wo die gelben Fluten eine Landzunge umspülten, wand sich ein Flussarm durch das dichte Grün des Urwaldes. Im Sog des Flussarmes näherten sich die Männer der Landzunge. An der Spitze der Landzunge gab es eine Sandbank. Von allen Seiten der Motorhaube triefte das Wasser, als die Vorderreifen des Jeeps im Sand mahlten. Tom schaltete den Allradantrieb zu. Das Amphibienfahrzeug erhob sich aus dem Wasser. Die Hinterreifen griffen im Sand, und der Jeep fuhr auf die Landzunge.

„Geschafft!“ rief Tom und schob den breitkrepigen Hut mit dem Handrücken in den Nacken.

„Da sind sie, meine Brüder“, sagte Lombardo und wies auf den Platanengürtel am anderen Ende der Landzunge. Dunkelhäutige Männer von schlankem Wuchs traten aus dem hohen Buschwerk unter den Platanen hervor. Es waren Mazulai. Die sehnigen Krieger trugen Leopardenfelle am schwarz glänzenden Körper. Die Mazulai waren mit Buschmessern und Speeren bewaffnet. Sie hatten die Gesichter mit weißer Asche geschminkt.

„Sie sind auf dem Kriegspfad“, dachte George und war überrascht von der Disziplin der jungen Krieger. Wie Statuen verharrten sie mit stolzer Anmut am Rande des Urwaldes. Lombardo hob den Speer und stieß ihn mit einem schrillen Schrei der Freude in die Luft. Die Mazulai begrüßten den Stammesbruder, indem sie die Speerspitzen ans Herz legten und riefen: „Wir sehen euch!“

Tom fuhr im Schrittempo dem Spähtrupp der Mazulai entgegen. Als er am Rande des Urwaldes hielt, umringten die jungen Krieger den Landcruiser.

„Ich grüße euch, Brüder“, sagte Lombardo und stieg mit würdevollem Ernst aus dem Jeep. Die schwarzen Jünglinge verneigten die Häupter und antworteten voller Hochachtung: „Wir grüßen dich, Lombardo. Seid willkommen, weiße Brüder.“

Tom und George schüttelten die Hände eines jeden Kriegers. Dann stiegen sie aus und entluden den Jeep. Durch das Dickicht konnte man nur zu Fuß vorwärtskommen. Von hier aus führten schmale Pfade durch den Urwald zum Dorf der Mazulai.

„Kommt, helft uns, Brüder“, sagte Lombardo. Die Krieger packten mit an und stapelten die Gepäckstücke auf einen Haufen. Alsdann fuhr Tom den Jeep ins dichte Grün der Dschungelfarne. Er deckte das Fahrzeug mit einer Zeltplane ab und tarnte es mit Blättern und Schlingpflanzen. Es dauerte nicht lange, dann war von dem Jeep nichts mehr zu sehen. Zwei Krieger blieben als Wachen zurück. Andere bildeten eine unsichtbare Späherkette im mannshohen Ufergebüsch unter den Bäumen des Platanengürtels am Rande der Landzunge.

George und Lombardo warteten mit drei Trägern auf Tom. Als er aus dem Dschungel der Farne ins Freie der Landzunge trat, nahmen die Träger das Gepäck auf. Tom ergriff das Schnellfeuergewehr und gab George die Zwillingbüchse. Während die Männer ihre Tornister mit Proviant und Kleidung schulterten, sagte Lombardo: „Folgt mir, Brüder.“

Mit dem Buschmesser eines Kriegers in der Hand ging Lombardo den Trägern voraus. Er führte die Männer auf Schleichpfaden durch den Urwald. Bald schon musste Lombardo den Weg durch das undurchdringliche Grün mit dem Buschmesser bahnen. Die Hitze wurde unerträglich. Der Schweiß triefte den Männern aus allen Poren. Hemd und Hose klebten am Körper. George rang nach Luft und hatte das Gefühl, durch den subtropischen Dschungel des Alta Gebirges zu taumeln. Es war wie damals, als ihm jeder Schritt zur Qual wurde, bis sich ihm jene Lichtung auftat, die in den paradiesischen Regenwald führte. In diesem Märchenwald war der mörderische Fußmarsch zum angenehmen Spaziergang geworden. Und richtig, als die Mazulai an eine Lichtung kamen, fühlte George, wie ihn eine wundersame Kraft von Kopf bis Fuß durchflutete. Seine Seele wurde von Heiterkeit erfüllt, und alles Schwere fiel von ihm ab. Ihm war, als sähe er im zauberischen Grün ein dunkelhäutiges Mädchen, das mit Pfeil und Bogen bewaffnet war. Sie trug einen kurzen Lendenschurz aus grünen Rebenlaubblättern und stand unter einem Mammutbaum. Die schwarze Nymphe lächelte und war so leichtfüßig wie eine Gazelle, als sie davoneilte, um ein aufspringendes Hirschkalb zu jagen.

Die Lichtung wurde breiter. Wie ein großer Glimmersee wirkte der Flussarm des Togru am Ende der Lichtung. Pfahlbauten standen im See. Die Spitzkegeltürmchen der Rieddächer waren von goldgelber Farbe und spiegelten sich in der kristallklaren Untiefe des Gewässers. Vom Ufer führten Stege aus Bambusrohr zu den Rundhütten auf dem See. An den Pfählen der Hütten waren Boote aus Binsengeflecht vertäut. Vor jeder Hütte wasserten mehrere Boote von unterschiedlicher Größe. Wie die Ringe einer Spirale waren die Hütten um eine Pagode gebaut. Mit schilfgrünen Schindeln war das Satteldach der Pagode gedeckt. Die Glutröte der Nachmittagssonne schimmerte im Holz der Pagode und verklärte sie mit einer Aura von überzeitlicher Erhabenheit. Ringsum die Pagode verlief eine Plattform. Von diesem sternförmigen Forum fächerten sich die Laufstege bis zu den Holzbrücken, die von Hütte zu Hütte führten.

Auf der Veranda unter der Schräge des Pagodendaches saß der Häuptling der Mazulai. Vom hohen Pfauenthrone aus Rattangeflecht schaute Gladio Morus zum Ufer. Er sah zwei Männer von weißer Hautfarbe. Krieger vom Stamme der Mazulai begleiteten die Männer.

Ein Schwarzer im Leopardfell ging den Weißen voraus. Der Schwarze hielt den Speer wie einen Wanderstab. Er setzte den Fuß auf das Plankenrohr des Bambusstegs am Ufer, und die Weißen folgten ihm zum Forum der Pagode.

Häuptling Gladio Morus saß im Lotossitz. Den asketischen Greisenkörper verhüllte ein weißes Gewand aus handgewebter Seide. Auf dem silbergrauen Kraushaar des Kopfes trug er eine Leopardfellkappe. In der rechten Hand hielt Gladio Morus ein Zepter aus dunklem Ebenholz. Er übergab den Herrscherstab seiner Gemahlin Gala. Die schöne Greisin auf dem Thron neben ihm nahm das Zepter mit einem mystisch verklärten Lächeln entgegen.

Zu Füßen von Gladio und Gala Morus saß Yuga, der Mediziner. Er war in einem Zustand meditativer Trance, als er dem Häuptling der Mazulai eine Schale aus purem Gold überreichte. In die Schale fiel der Silberglanz der Sonne, umweht von der ersten Röte der heraufziehenden Abenddämmerung. Die Schale funkelte. Als der Häuptling das rotgoldene Oval mit beiden Händen im Licht der untergehenden Sonne zum Himmel emporhob, sagte er: „O Schale des Lichts, bald wirst du an deinem Platz auf dem Goldenen Berg des Kral stehen. Dann wird das Neue Zeitalter im Geiste der Ahnen anbrechen und aus dem Kral ein Gral blühenden Lebens erwachsen.“

„So wird es sein“, sagte Yuga, der Mediziner, mit unbeweglichem Gesicht, starr wie eine Maske. Gala, im sphärenblauen Gewand, blickte vom Thron mit gütigem Lächeln auf ihn herab und sagte: „Dann wird mein Gemahl ein König sein, dem alle huldigen werden. Und du, Yuga, wirst mit dem Schlangenzepter Menschen heilen und vor dem Tode bewahren.“

„So wird es sein, o Königin“, erwiderte Yuga und strich sich mit leuchtenden Augen den Lendenschurz aus Affenschwänzen glatt.

In diesem Augenblick betrat Lombardo mit Tom und George den Steg zum Forum. Wie ein Herold hielt Lombardo den Schlachtspeer in der rechten Hand. Er stand mit erhobenem Haupt da und wartete, bis ihm der Häuptling gebot näher zu treten. Gladio Morus nickte. Lombardo ging die Holzstiegen herauf, trat vor den Thron und sagte mit fester Stimme: „Ich sehe Euch, König der Mazulai.“

„Lombardo, mein getreuer Bote, berichte deinem König“, sagte der Häuptling mit huldvoller Geste.

„Seht, vor den Augen meines Königs steht der Große Jäger der Savanne. Er folgte Eurem Aufruf aus meinem Munde und wird Euch im Kampf gegen die weißen Männer Südoruzaniens beistehen“, antwortete Lombardo und verneigte das Haupt.

„Und wer ist der andere weiße Mann an seiner Seite?“ wollte der Häuptling wissen.

„Es ist der Schwager von Bwana Tom. Sein Name ist George Knight“, antwortete Lombardo und legte die linke Hand auf das Herz.

„Die großen, dunklen Augen von Gala füllten sich mit Tränen der Freude. Durch den asketischen Körper von Gladio Morus wallte ein Strom des Glücks. Er lächelte, als er mit freudig erregter Stimme sagte: „Ein Wunder ist geschehen! Sie sind gekommen, meine Schwiegersöhne, beide sind da, um dem Vater im Kampf gegen die Mächte des Bösen beizustehen. Es wird mein letzter Kampf sein. Ihr seid zur rechten Zeit gekommen. Ich danke euch. Tretet beide näher und lasst euch umarmen, meine Söhne!“

Tom und George gingen die Treppen zum Forum herauf. Der Häuptling und seine Gemahlin standen vom Pfauenthron auf. Sie breiteten die Arme aus und empfingen die Schwiegersöhne mit aufrichtiger Herzlichkeit. Gala presste den Kopf von George an ihre Brust und schluchzte: „Mein Junge, welche Freude dich gesund und munter wiederzusehen. O, welch großes Glück wurde uns zuteil!“

„Ja, die Macht der Vorsehung hat es gut mit uns gemeint, Gala“, erwiderte George und küsste die Schwiegermutter auf beide Wangen.

„Doch wird unser Glück erst vollkommen sein, wenn Ceasar, unser Sohn, heimgekehrt ist, Gala“, sagte Gladio Morus und schüttelte Tom einmal mehr die Hand. Tom blickte George an und George Lombardo. Die Männer schwiegen. Keiner von ihnen konnte es übers Herz bringen, dem Häuptling der Mazulai vom Tode seines Sohnes zu berichten. Gladio Morus reichte seiner Gemahlin die Hand und setzte sich mit ihr auf den Pfauenthron. Er gebot Lombardo vor dem Thron niederzuknien. Das tat Lombardo mit gesenktem Haupt. Der Häuptling nahm das Zepter zur Hand und berührte mit dem Herrscherstab beide Schultern von Lombardo. Dann sprach er: „Lombardo, du hast deine Mission erfüllt. Ich ernenne dich hiermit zum Ritter der Gralsrunde. Stehe nun auf, gehe mit deinem Vater und berufe den Rat der Weisen ein.“ Yuga, der Mediziner, war stolz auf seinen Sohn, Lombardo. Er hatte Tränen der Freude in den Augen, als sein Sohn aufstand und mit ihm ging, um die alten, weisen Männer des Stammes in ihren Hütten aufzusuchen.

Tom hatte es vor Rührung die Sprache verschlagen. Und George hatte Schwierigkeiten, jene Frage zu formulieren, die ihm seit mehr als 25 Jahren auf der Seele brannte und nicht über die Zunge kommen wollte. Er musste allen Mut aufbringen, um diese Frage zu stellen, die vom Wissen über den Tod von Ceasar Morus getrübt war und von der Angst vor dem Ungewissen genährt wurde. Endlich brachte er den Mut auf, der Wahrheit ins Auge zu blicken. George wollte Gewissheit, als er Gala fragte: „Leben sie noch, Grace und die Kinder?“

Gala blickte George mit ihren tiefschwarzen Augen an, so geheimnisvoll und glänzend, wie die einer Seherin, entrückt in meditativer Trance. Dann sagte sie nach einer Weile übersinnlichen Schweigens: „Ja, sie sind bei uns und leben hier im Exil des Busches. Grace, meine Tochter, ist so geblieben, wie du sie verlassen hast. Sie hat die Kehle einer jungen Antilope und kennt die Pflanzen auf dem *Eiland der Goldenen Vögel*, die die Spuren der Zeit neutralisieren. Xana und Yuly sind zu Nymphen aus Mahagoni herangewachsen. Aber, sieh nur selbst, George, dort kommen sie, kehren heim von der Jagd.“

Gala wies auf den See hinaus.

George sah ein Floß aus Binsengeflecht. Drei Schönheiten von dunkler Hautfarbe standen aufrecht auf dem Floß. Bis auf den Lendenschurz aus goldgrünem Rebenlaub, waren sie nackt und von solch herrlichem Wuchs wie die Statue der Artemis. Die Haut eines der Mädchen war dunkler noch als schwarzer Samt. Die negroiden Göttinnen der Jagd hielten lange Stangen aus Ebenholz in den Händen, mit denen sie das Floß geschickt zu manövrieren wussten. Das Floß trieb langsam auf den Bootssteg am Forum der Pagode zu. Auf dem Floß lag ein weißes Hirschkalb, erlegt von der gertenschlanken Jägerin, die George im Urwald gesehen hatte. Wie ein funkelndes Lichtkreuz, spannten sich die Sehnen von Köcher und Bogen zwischen den kleinen, festen Brüsten der rassigen Amazone. Im haselnussgelben Glanz der Abendsonne wurde die Haut des Mädchens zu einem kakaofarbenen Hellbraun.

George und Tom gingen die Holzstiegen herunter zum Steg am Forum. George kniete nieder, um die Wurfleinen des Floßes an den Pfählen der Anlegestelle zu vertäuen. Da fiel sein Blick in den klaren Spiegel des Wassers. Er erschrak. Das Gesicht, das ihn anstarrte, war das eines alten Mannes.

„Oh, nein, was ist aus mir geworden?! Ich bin nicht mehr der Mann, den Grace und die Kinder kannten“, dachte George starr vor Schreck. Tom rüttelte ihn an der Schulter und sagte: „Wach auf, Schwager!“

George hob den Blick und glaubte zu träumen. Die Frau, die ihm die Hanfleine zuwarf, sah ganz und gar so aus, wie die wunderschöne, schwarze Prinzessin in der Oase Morgima.

„Carisma!“ rief George und fing die Leine auf.

„Carisma, war die Tschu meiner wilden Seele, die krank vor Sehnsucht nach dir verlangte, George“, sagte Grace in Erinnerung an jene unvergleichliche Nacht, als die Liebe ihrer Seele Schwingen gab. In der Oase Morgima hatte sich das Charisma ihrer Seele verkörpert und den Mann des Herzens in Gestalt der kosmischen Zwillingschwester, Carisma, für eine Nacht unter dem Sternenzelt der Wüste Gobarah zu lieben vermocht.

George war unfähig zu handeln. Tom nahm ihm die Leine aus der Hand. Er zog das Floß heran und wand die Bugleine um den Pfahl.

Während die gertenschlanke Amazone eine Schlinge um den Pfahl am Heck warf, fragte sie: „Mom, ist das Daddy?“

„Ja, Xana, dieser Mann, der vor uns kniet, ist dein Vater, den ich sehr liebe“, sagte Grace, als das Floß längsseits am Bootssteg fest vertäut wasserte.

„Also war es keine Vision, die ich auf dem Weg hierher im Urwald sah. Es war Xana, meine jüngste Tochter“, dachte George und schaute in die grünblauen Augen des anderen Mulattenmädchens, das mit der zarten Hand eines Kindes, dem toten Hirschkalb übers weiße Fell streichelte. Er erkannte Yuly an ihrem Lächeln, das so zauberhaft war, wie das der Mutter. Yuly, seine ältere Tochter, hatte Zähne wie Perlen. Und doch gab es zwischen der Perlenreihe der oberen Schneidezähne eine kleine Lücke, die so einmalig war, wie das Muttermal auf der Kopfhaut über der Stirn im Kraushaar von Xana. Dieser kleine Fleck hatte die Form eines Sternchens und erinnerte an die niedlichen Grübchen im Wangenrund seiner Frau Grace.

Im Augenblick der Erkenntnis überkam George ein Gefühl von höchster Glückseligkeit. Die Mädchen sprangen vom Floß auf den Steg. George stand auf, und der Steg schwankte unter seinen Füßen. Die beiden Mädchen taumelten ihm in die Arme. Wie zwei Halbwilde fielen sie über ihn her und gaben ihrem Vater lauter kleine Küsse auf Stirn und Wangen. Mit einem Aufschrei des Entzückens rief Xana: „Juhu, du hast es geschafft, Dad!“ Unter den rotbraunen Stirnlocken blitzten Yuly's grünblaue Augen vor Freude. Sie schmiegte sich an ihn, kuschelte den Kopf an seine Schulter und sagte: „O, wie wunderbar, Dad! Ich bin so glücklich, dass du wieder bei uns bist!“

Während George seine Töchter in den Armen hielt, sagte er mit Tränen der Rührung in den Augen: „Kinder, das ist zu viel für einen alten Mann.“

„Von wegen, alter Mann! In meinen Armen wirst du wieder jung werden“, sagte Grace mit einem vielversprechenden Lächeln um den weich geschwungenen Mund. Sie trat auf George zu, und die Töchter gaben den Vater frei, um der Mutter jenen Mann zuzuführen, den sie zuletzt vor mehr als 25 Jahren gesehen hatte.

Xana und Yuly spürten im Herzen das wonneselige Gefühl, das die Eltern empfanden, als sie sich mit großer Zärtlichkeit umarmten und küssten. Der erste Kuss nach all den Jahren schmerzlicher Erfüllung, erlöste Grace und George von den Qualen der Trennung.

Grace küsste George, dass ihm fast die Sinne schwanden. Die feucht schimmernden Lippen ihres zartrotten Mundes waren frisch und glühend zugleich. George war trunken vor Glück, als er die Augen öffnete und dachte: „Auch wenn Grace zur Greisin geworden wäre, gäbe es nichts Schöneres, als mit ihr den Lebensabend zu verbringen.“

Aber Grace war jung geblieben, so jung und schön, wie er sie in Erinnerung hatte. Glatt wie Samt war die dunkle Haut ihres Gesichts. Von solch makelloser Ebenmäßigkeit war das bildschöne Gesicht, das nicht mal die Spur eines Lachfältchens um die großen, kaffeebraunen Augen von Grace zu sehen war. Mit den Fingerspitzen liebte George das Gesicht seiner Frau, um festzustellen, ob das, was er sah, auch Wirklichkeit war. Ganz sanft glitten die Fingerkuppen von George über Stirn, Nase und Wangen abwärts, und durch den geschmeidigen Körper von Grace gingen Schauer der Verzückung. Plötzlich warf sie den Kopf in den Nacken und gab die Kehle frei zum Kuss. Mit den vollen, weichen Lippen seines Mundes küsste George die schwarze Haut am Hals von Grace. Er war ganz berauscht vom süßen Duft und flüsterte: „Du bist immer noch so jung und schön wie früher, Liebste.“ Wie im Traum drang die Stimme von Grace an sein Ohr: „Es sind die Pflanzen, das feuchte Klima im Busch, die Kinder und meine Liebe zu dir, die mich jung erhalten haben, George.“

Er schmiegte das Haupt ans nackte Fleisch ihrer warmen Brüste und murmelte: „Aber Xana und Yuly, sind sie nicht älter geworden?“ Grace streichelte ihm übers graulockige Haupthaar und sagte: „Ja, das sind sie, weil es ihr Wunsch war, erwachsen zu werden. Sie wollten so sein wie ihre Mutter, nicht älter oder jünger, ganz so, wie ich für sie bei der Geburt war.“

„Und ich, was ist mit mir geschehen? Warum bin ich ein alter Mann geworden?“ fragte George mit flehendem Blick, der nach Antwort suchte.

„Dich hat das Leben auf Oruzanien viel Kraft gekostet. Du bist erschöpft, aber nicht alt. Nachdem du vom Mus meiner Pflanzen gegessen hast, wirst du wieder so sein, wie in der ersten Nacht, als wir uns im Kral liebten. Dann wirst du dich auch ohne Zeitdilatator so jung fühlen, wie bei deinen Raumflügen durchs All“, sagte Grace und küsste ihren Mann auf die Stirn.

„Mir wäre ein Hirschragout lieber. Das hält mich jung, Schwägerin“, brachte sich Tom ein. „Wie wär's mit Beidem?“ lachte Grace und fiel Tom um den Hals. Sie gab ihm einen herzerwärmenden Schmatz auf die stoppelbärtige Wange und fragte: „Wie geht's, Almegra und den Jungs?“

„Ich hoffe, gut, jedenfalls ist auf die Jungs Verlass“, sagte Tom mit strahlendem Gesicht.

„Tja, es sind immer die Jungs“, sagte Yuly und Xana maulte: „Ist auf uns etwa kein Verlass?“

„Ihr Rangen, na klar, Mädels, ihr seid ganz toll! Jede von euch wäre die richtige Braut für so 'nen Jägersmann, wie ich es bin. Kommt her, euer Onkel verteilt Streicheleinheiten!“ scherzte Tom und breitete die Arme aus.

Die Mädchen schmiegt sich an Toms Hünenbrust. Zuerst hatten sie das beklemmende Gefühl von seinen Pranken erdrückt zu werden. Doch bald schon spürten sie, wie geborgen man sich in den Armen des Onkels fühlen konnte.

Xana und Yuly blickten empor in die hellblauen Augen von Tom. Er fragte sie: „Wer von euch hat das Hirschkalb erlegt?“

„Ich“, sagte Xana kess und rollte die dunklen Augen.

„Guter Schuss, weidgerecht getroffen, und das mit Pfeil und Bogen! Du bist schon eine echte Mazulai“, lobte Tom Xana. Der Körper des Mädchens streckte sich, und die kleinen Brustwarzen traten voller Stolz strotzend hervor.

Tom gab beide Mädchen frei und sagte: „Wenn's recht ist, werde ich euch die blutige Arbeit des Häutens und Ausweidens abnehmen.“

„Gerne, Tom“, sagte Grace, „und zur Feier des Tages werde ich die Zubereitung des Wildbrets übernehmen.“

Während Tom auf das Floß kletterte, rief er: „Schwager, pack mal mit an!“ George sprang auf das Floß. Es schaukelte ein bisschen, war aber so gut vertäut, dass keiner von den Beiden Schwierigkeiten hatte, das Gleichgewicht zu halten. Wenig später hievten die Männer das Prachtexemplar von einem Hirschkalb auf den Steg. Tom nahm das Jagdmesser zur Hand und häutete das Tier.

Grace und ihre Töchter waren schon in der Küche der Pagode, als Tom und George das Hirschkalb herein trugen. Sie legten es auf den Holzklotz neben der Feuerstelle. Die Feuerstelle befand sich mitten im Wohnraum. Im Rund der Schamottesteine glühte Holzkohle. Xana und Yuly hatten Pfeile in der Hand, stocherten mit der Pfeilspitze in der Glut und schürten das Feuer. Rings um die Feuerstelle stand ein Tisch mit hohen Lehnstühlen aus dunklem Zedernholz. Das rotbraune Lehmziegelgemäuer der Esse ragte aus dem Spitzdach der Pagode ins Freie empor gen Himmel. Von allen Seiten des Wohnraumes führten Rundbogengänge in die Bäder und Schlafräume im hinteren, ovalen Bereich der Pagode. Bunte Perlenschnüre hingen im Rund der Bögen. Die Glasperlengehänge klirrten und klimpern, als Tom und George das Gepäck in die Schlafräume brachten. Auf den kubischen

Blockbetten lagen weiche Felle. Zu jedem Schlafgemach gehörten zwei Becken aus Kieselstein. Eines der Becken war eine kleine Sitzwanne, das andere die Toilette. Im Wasser unter der Toilette wirbelte ein natürlicher Strudel die Exkremente hinfort. Tom und George warfen einen Blick in die Waffenkammer, als sie in frischer Kleidung zurück zum Wohnraum gingen. Köcher mit Pfeilen, Buschmesser, Bogen, Schilde und Speere hingen an den Wänden der Waffenkammer.

Als Tom und George den Wohnraum betraten, deckten Xana und Yuly den Tisch mit dunkelbraunem Steingutgeschirr. Grace stand in der Küche und rührte das Ragout mit einem Holzlöffel. An das Ragout im Bottich tat sie herrlich duftende Kräuter, Pilze, Gewürze und Zwiebeln. Dann goss sie das Ragout aus dem Bottich in einen irdenen Topf. Sie stellte den Tontopf auf den Rost über der Glut der Feuerstelle. Mit einer Steinplatte deckte sie den Topf ab. Grace lächelte, gab George einen Kuss und ging mit den Töchtern in die Schlafgemächer. Zum Abendmahl zogen sie festliche Gewänder an.

Die Rosenröte der Abendsonne warf ein zauberisches Netz von Strahlen über das dunkle Grün des Urwaldes, als Tom und George auf das Forum der Pagode hinaustraten. Gala und Gladio Morus saßen auf den Zwillingsitzen des Pfauenthrons. Von wohliger Wärme durchflutet, genossen sie die letzten Sonnenstrahlen des Tages und erwarteten den Rat der Weisen.

Eine kleine Flotte von Binsenbooten machte am Steg fest. Schwarze Höflinge gingen den Weisen mit Yuga und Lombardo voraus. Die Höflinge waren in lange, mandarinenfarbige Gewänder gekleidet. Auf Holzplatten trugen sie exotische Speisen und bildeten ehrerbietig ein Spalier, als die Weisen die Stufen des Forums betraten. Es waren drei Negerfürsten von asketischem Wuchs. Ihr Kraushaar war ergraut. Im Haar schimmerte der Ähren matter Silberglanz. Die Weisen trugen goldgelbe Gewänder. In den edlen Gesichtern lag ein Ausdruck von vergeistigter Erhabenheit. Die Spiralenhalskette der Weisen war aus Platin, ein Geschmeidekragen, geschmückt von Amethysten, die als violettfarbene Herzen mit pulsierendem Juwelenfeuer in der Dunkelheit funkelten.

Yuga und Lombardo trugen die Toga der Kriegerkaste vom Stamme der Mazulai, edel gesponnenes Linnen und gefärbt in einer Farbe, wie das dunkle Blau des Nachthimmels. Sie führten die Weisen zum Pfauenthron. Gala und Gladio Morus erhoben sich vom Thron. Die Hände zur Pyramide vor der Brust gefaltet, begrüßten sie die Weisen mit den Worten: „Wir sehen euch.“

„Und wir mit dem Geiste“, antwortete Ulaton, der Sprecher der Weisen. Die drei Weisen legten die Hand ans Herz und verneigten das Haupt. Der Häuptling und seine Gemahlin gingen in den Wohnraum der Pagode. Ihnen folgten die Weisen mit Yuga und Lombardo. Tom und George betraten mit den Höflingen die Pagode. Dabei bemerkte George, wie einer der Höflinge auf das Brandmal an Toms Hand starrte. Es war nur ein flüchtiger Blick. Wie geschliffene Kohle funkelte der Hass in den rabenschwarzen Augen des Höflings. Für den Bruchteil einer Sekunde verriet der Blick des Mannes, was in ihm vorging. Dann erlosch das flackernde Feuer der Mordlust in den Augen des Höflings. Keine Spur von innerer Erregung war dem Mann mehr anzusehen, als er die Holzplatte mit dem Maisfladenbrot auf den Tisch in der Pagode abstellte.

Honiggelbe Wachskerzen und bunte Windlichter brannten überall im Wohnraum der Pagode. Grace trug ein lilafarbenes Gewand, das an den Schultern von Goldspangen gehalten wurde. Wie hübsche, kleine Schmetterlinge wirkten die Flügelspangen auf den Schultern von Grace. Xana und Yuly waren in lange, weiße Gewänder gekleidet. Die Stirn der Mädchen zierte ein Perlenband. Niedlich anzusehende Glitzergehänge baumelten an den Ohrläppchen

von Xana und Yuly. Umglissen vom Perlengfunkel des Stirnbandes, sahen die Mädchen wie zwei zauberhafte Prinzessinnen aus dem Reich des Lichts aus. Von übersinnlich, dunkler Ebenmäßigkeit war das Antlitz von Grace im flackernden Schein des Kerzenlichts. Schöner noch als die Morgenröte von Yeos war das Rouge des zartroten Hennas auf ihren Wangen, und im Taubenblau der Lidschatten glitzerte etwas vom Staub der Sterne.

Wie die Sichel des Mondes umgab die Tafel des Abendmahles die Feuerstelle der Pagode. Das Triumvirat der Weisen nahm Platz und saß im Zenit des Halbrunds zur rechten Hand des Häuptlings, Gladio Morus. An der Seite seines Herzens saß Gala, die Gemahlin und Stammesmutter der Mazulai. Rechts von ihr saßen Grace und George. Auf dem hohen Lehnstuhl neben George schmiegte Yuly den Kopf an die Schulter des Vaters, glücklich wie ein Kind, das nach Geborgenheit sucht. Tom fühlte sich zum Knudeln wohl, saß er doch zwischen Yuly und Xana, diesen zauberhaften Nichten, die wie seine Söhne eine Mazulai zur Mutter hatten. Yuga und Lombardo saßen am anderen Ende der Tafelrunde, wo sie am Horn der Sichel neben den beiden Weisen Tholes und Araklit ihren Platz eingenommen hatten.

Gladio Morus nahm vom Maisfladenbrot, brach es und sagte: „Nehmt von diesem Brot und stärkt den Körper.“ Jeder nahm vom Brot und aß. Von der Sichel des Mondes am blauschwarzen Himmel fiel das kaltweiße Licht mit webendem Wallen durch das mit feinmaschiger Gaze bespannte Fenster im Hintergrund der Tafelrunde, und das pure Gold der Schale auf dem Tisch vor dem Häuptling der Mazulai erglühte. Ein Höfling füllte die Schale mit Wein. Der Wein war so rot wie Blut. Gladio Morus hob die Schale mit beiden Händen empor und sprach: „O Vater der Ahnen im Kosmos, erleuchte den Geist deines dir dienenden Sohnes und segne die Männer und Frauen der Gralsrunde.“ Dann führte er die Schale an die Lippen und trank vom Wein. Danach reichte er die Schale Gala. Seine Gemahlin trank und gab die ovale Kelchschale ihrem Gemahl zurück. Gladio Morus küsste den Rand der Schale und übergab sie Ulaton, dem Sprecher der Weisen.

Ulaton nahm einen Schluck und sagte mit den Augen des Geistes: „Der Vater des Wandels ist mit uns, und der Geist der Alturahnen wird den Kral bald schon von neuem erblühen lassen. Brüder und Schwestern, lasst uns am Vorabend der Wende auf das Neue Zeitalter vom Wein der Wahrheit trinken. Etwas von der Weisheit des Großen Schweigens ist in diesem Wein und wird im Blut der Kinder vom Stamme der Mazulai sein.“

Ulaton gab die Schale an Tholes und Araklit weiter. Die Weisen tranken und ihr Geist ging voller Demut auf im Großen Schweigen. Nachdem jeder am Tisch vom Wein getrunken hatte, nahm man das Abendmahl ein.

Zum Hirschragout gab es Maniok, köstliche Salate und gelierte Früchte. Dazu reichten die Höflinge roten Traubensaft oder Wein. Grace bereitete George ein Mus aus dem pürierten Fruchtfleisch der Taro zum Nachtisch. Ins Mus tat sie etwas vom Blütenklein der Passionsblume und bestreute es mit fein zerriebenem Rosenlorbeer. Von einer bizarren Wurzel, die so wie der Knollenstrunk der Ginseng aussah, quetschte sie mit den Fingern etwas Saft aus und träufelte ein paar Tropfen davon in den Frucht- und Pflanzenbrei. Dann sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln: „Liebster, iss von diesem Mus. Es wird die Zellteilung in deinem Körper anregen und dich verjüngen.“ Während Grace ihm von all den wunderbaren Pflanzen auf dem *Eiland der Goldenen Vögel* erzählte, aß George vom Mus aus dem Teakholznapf. Das Mus schmeckte süß und zerging auf der Zunge mit feinherbem Nachgeschmack. Kaum war das Zartbittere dem Geschmack von Minze gewichen, fühlte George, wie ihn eine belebende Frische durchwehte.

„Unglaublich!“ sagte er und spürte, wie die Last des Alters von ihm abfiel. Er fühlte sich um Jahre verjüngt.

Außer Xana und Yuly, aß jeder am Tisch zum Nachtisch von dem wundersamen Frucht- und Pflanzenbrei. Während Lombardo vom Anmarsch der Südoruzanier berichtete, aß Tom von dem Mus. Es beflügelte seine Gedanken, und er sprühte vor Elan, als er vorschlug: „Wie wäre es, wenn ich heute Nacht mit ein paar Kriegern ans andere Ufer des Togru übersetzen würde, um die Benzinschläuche der Fahrzeuge zu kappen? Mit Brandpfeilen könnten wir die mit Munition beladenen Lastwagen hochgehen lassen. Das würde ein Feuerwerk geben und die Schlagkraft der Südoruzanier erheblich schwächen!“

„Eine brillante Idee! Doch die Tat bedarf der rechten Zeit“, sagte Gladio Morus und Araklit meinte: „Als taktische Maßnahme könnte die Attacke ins strategische Konzept passen.“

„Ja, wenn daraufhin der Sturmangriff unseres ganzen Stammes mit geballter Macht erfolgen würde“, sagte Tholes, während Ulaton zur Vorsicht mahnte: „Zuerst sollten wir die Späher abwarten und hören, was die Kundschafter zu berichten haben. Wir dürfen keinen Fehler machen. Ort und Zeitpunkt des Angriffs sind von höchster Wichtigkeit, um eine Schlacht zu gewinnen. Aber um den Krieg gegen den übermächtigen Weißen Mann beenden zu können, bedarf es mehr, als aus dieser Schlacht siegreich hervorzugehen.“

„Es bedarf des ORUS, um mit dem Weißen Mann in Frieden leben zu können“, sagte Yuga, der Mediziner, mit traumseherischem Blick.

„Ich wollt es wäre in dieser Nacht und Ceasar käme“, sagte Gladio Morus mit heimlichem Groll gegen den Weißen Mann im Herzen.

„Vom Gedanken beflügelt, dass Ceasar jeden Augenblick eintreffen könne, sagte Yuga: „Ja, wenn er hier wäre, dann hätten wir das ORU und würden im Morgengrauen angreifen.“

Die Weisen nickten und Ulaton erklärte: „Wir werden in jedem Fall angreifen, ehe die Weißen über den Fluss kommen. Und noch in dieser Stunde werden die Trommeln von Yuga verkünden, dass die Mazulai im Besitz des ORUS sind. Von Trommel zu Trommel werden wir die Botschaft dieser Kriegslist nach Razablanca übermitteln, bis sie dort in aller Munde ist.“

Yuga strahlte, stand auf und sagte: „Ich werde sogleich anfangen zu trommeln und die Botschaft mit solch rhythmischen Klängen verzaubern, dass die Weißen denken, es wäre die Begleitmusik zu einem Fest der Wilden im Busch.“

Über die Gesichter der Männer und Frauen am Abendmahlstisch huschte ein feines Lächeln. Yuga ging nach draußen aufs Forum. Neben dem Pfauenthron standen die Tom-Toms, auf denen Yuga die verzauberte Botschaft des ORUS in die Nacht hinaus trommelte. Bald schon wurde der Empfang der Botschaft vom Trommler des nächsten Dorfes bestätigt. Als die Trommeln von Yuga schwiegen und der Mediziner mit strahlendem Lächeln die Pagode betrat, verabschiedeten sich die Weisen von Gala und Gladio Morus. Der Häuptling hob die Tafel des Abendmahls auf und ging mit Gala zu Bett. Die Höflinge begleiteten die Weisen zu ihren Hütten. Yuga und Lombardo blieben über Nacht. Sie entkleideten sich bis auf den Lendenschurz, rollten Rattanmatten aus und legten sich an die Feuerstelle. Tom ging mit Xana und Yuly hinaus auf das Forum. Grace und George saßen noch eine Weile am Feuer, ehe sie das Schlafgemach aufsuchten.

Xana und Yuly beobachteten die Sterne. Yuly wies zum Nachthimmel und sagte: „Sieh mal, den Stern, Xana. Von dort oben sind wir hergekommen.“ Tom betrachtete die Sichel des Mondes. Er nahm Tabak aus dem Brustbeutel und stopfte die Pfeife in seiner Hand. Tom bemerkte nicht die Chimäre auf dem Dach der Pagode. Sprungbereit wie ein schwarzer Panther kauerte eine Menschenbestie auf dem Sims über dem Pagodenportal. Als die Mädchen zu Bett gingen, bewegte sich im fahlen Mondlicht der Schatten der dunklen Gestalt. Ein Mann schnellte vom Dach und sprang Tom in den Rücken. Die Pfeife fiel ihm aus der Hand. Er wankte, stürzte zu Boden und spürte die Würgeschlinge einer Stachelliane am Hals. Das Monster auf seinem Rücken zog die Schlinge zu. Tom bäumte sich auf, fiel nach hinten und versuchte die Hände des Unholds zu ergreifen.

Vom dumpfen Aufprall der Körper aufgeschreckt, erwachte Lombardo aus dem Halbschlaf. Er sprang auf, griff zum Messer. Als er das Forum betrat, rangen zwei Männer am Boden. Es war ein Kampf auf Leben oder Tod. Lombardo erkannte Tom, den Hals in der Schlinge.

Toms Beine strampelten wie wild in der Luft. Erst, als es ihm gelang die Hände des Angreifers zu umklammern, konnte er sich befreien. Die Handgelenke des unheimlichen Feindes knackten, als Tom den Mann mit einem gewaltigen Ruck nach vorne riss.

Der Mann war geschmeidig wie eine Raubkatze. Er rollte sich vom Boden ab, stand auf den Beinen und wäre mit einem Hechtsprung ins Wasser entkommen, hätte ihm nicht Lombardo das Messer ins Herz gestoßen. Die Klinge steckte bis zum Heft in der Brust des Höflings. Der Mann war auf der Stelle tot. Nicht mal ein Schrei war ihm über die Lippen gekommen. Als Lombardo sich bückte, um das Messer aus der Brust des Toten zu ziehen, sah er, wer dieser Mann war. Die Tätowierung einer Schlange in der Haut unter der linken, unbehaarten Achselhöhle ließ darauf schließen, dass dieser Mazulai, der Sekte des Zauberers Malu angehörte. Er musste das Brandmal an Toms Hand gesehen haben und hatte auf den günstigsten Augenblick gewartet, um ihn zu töten.

Tom rieb sich die blutroten Striemen am Hals, als er auf den Füßen stand. Das mit Lilien bestickte Halstuch von Almegra hatte die Würgeschnitte der Stachellianenschlinge entschärft, ehe noch Lombardo an seiner Seite war und ihm das Leben rettete. Tom ging auf Lombardo zu, streckte ihm die Hand entgegen und sagte leise: „Danke, mein Freund. Wer war der Kerl?“

„Eine Natter wie Malu. Er war ein Mitglied der Sekte des Zauberers. Wenngleich Malu tot ist, lebt er doch noch als unsichtbare Schlange unter den fanatischen Männern des von ihm gegründeten Geheimbundes: Mamba Magica“, antwortete Lombardo, ging zum Bootssteg und säuberte in aller Seelenruhe das Messer im Wasser vom Blut. Dann steckte er das Messer in die Scheide am Lendenschurz und sagte: „Bwana Tom, die Gefahr ist vorbei. Versuche ein wenig zu schlafen. Ich werde die Leiche des Bastards im Flußarm des Togru versenken und Wache halten, damit meine Brüder und Schwestern ruhig schlafen können.“

„Gut, mein Freund. Ich werde mich für ein paar Stündchen aufs Ohr legen. Dann werde ich dich ablösen“, sagte Tom, dem der Schreck des heimtückischen Mordanschlags noch in den Knochen saß, als er sich zu Bett begab.

Der Schlafraum von Tom lag neben dem Zimmer von Grace und George. Tom streckte sich auf das Bett aus. Er lag auf weichen Fellen und blickte zum Fenster hinaus. Der Mond schien hell. Das Wasser unter dem Fenster war klar und glatt wie ein Spiegel. Ganz sanft wanden sich die Schatten zweier Menschen im Spiegelbild des Wassers. In inniger Umarmung

verschlungen, liebten sich Grace und George mit verzehrender Hingabe auf dem Bett im Nebenraum. Tom lächelte und dachte an Almegra, als er einschlief.

„Komm zu mir“, flüsterte Grace und bedeckte den Körper von George überall mit Küssen. Ihre Haut duftete nach Sandelholzpaste. Wie eine junge Löwin kauerte sich Grace nieder und sagte: „Komm, Liebster, komm in mein Herz.“

George war ganz still in ihrem Schoß.

Grace spürte, wie George auf einmal zusammenschreckte, und der Körper starr wurde. Ganz sanft ließ sie ihr Becken kreisen und fragte: „Was schreckt dich?“

George schwieg und dachte an den Tod von Caesar. Vor dem inneren Auge seiner Seele sah er die Spitze der Lanze aus der Brust Ceasars hervorquellen. George dachte: „Und ich bin wie eine Lanze in ihrem Fleisch.“

Grace barg den Kopf in die flauschigen Felle des Betts und zitterte am ganzen Körper. Einmal hörte sie George laut sagen: „Im Herzen liegt das Grauen.“ Wie ein zappelnder Fisch, ihr Becken immerfort rücklings stoßend, entgegnete sie: „Nein, im Herzen sind nur Liebe und Frieden.“ George umfasste ihre Hüften und streichelte die Brüste. Dann glitt seine Hand über die dunkle Haut ihres Leibes, der so samtweich und süß wie tau- schimmerndes Moos war.

Grace schluchzte und lachte zugleich, als sie rief: „Um des Himmels willen, verlass mich niemals mehr!“

Während George sich in ihr verströmte und perlende Rinnsale seines Samens an ihren Schenkeln herunterrieselten, flüsterte Grace erregt: „Allmächtiger, ich bete dich an, du bist überall. - O, ich bin ein tanzender Einbaum auf dem rastlosen Fluss des Lebens.“ Dann lag sie mit ausgestreckten Armen und Beinen völlig regungslos auf dem Rücken. Es war ihr, als glitte sie in einem Binsenboot auf einem grüngoldenen Fluss unter hohen, schattigen Ufern dahin.

George lag an der Seite von Grace und sah ihr Gesicht im Sternenlicht. Auf ihren Brüsten und Wangen lag ein bläulicher Schimmer. Als er sie in seine Arme nahm, sagte er: „Ich fühle mich so jung und leicht wie Blütenstaub im Wind. Wir werden für immer zusammen bleiben, Liebste.“ Grace küsste ihn auf die Stirn und schlief mit seligem Lächeln in seinen Armen ein. George sah den fernen Stern am Himmel und dachte, ehe er in den Schlaf sank: „Wir sind vom Staub des Kosmos und werden nach Yeos heimkehren.“

Tom erwachte im Morgengrauen. Er blickte zum Fenster hinaus. Das helle Grau des Himmels war voller zartroter Wölkchen. Tom stand auf, wusch, rasierte und kleidete sich und ging hinaus auf das Forum, um Lombardo von der Nachtwache abzulösen.

Lombardo saß auf der untersten Holzstiege des Forums, als die Sonne über dem See im Flußarm des Togru heraufzog und zwei Krieger in Binsenbooten am Steg anlegten. Lombardo stand auf und ging den Kriegern entgegen. Die Späher berichteten ihm vom Angriff der Südoruzanier auf den Kral. Sie wiesen zum anderen Flussufer. Dort war der Himmel feuerrot. Das leise Tak..Tak..Tak...von Maschinengewehrsalven und das Bersten von Handgranaten zerriss die Morgenröte am Ostufer des Togru.

Häuptling Gladio Morus hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Die Sorge um seinen Stamm, das Warten auf Ceasar und der heimliche Groll, den er gegen die Südoruzanier im Herzen hegte, hatten ihn nicht schlafen lassen. Gala war an seiner Seite wach geblieben, hatte die Sorgen im Stillen mit ihm geteilt, und gegen Morgen eingeschlafen. Nachdem er seine Gemahlin mit dem federleichten Plumeau liebevoll zugedeckt hatte, war er aufgestanden und in den Wohnraum gegangen.

So saß Gladio Morus schon in aller Frühe am Tisch, als Lombardo und die Späher den Wohnraum der Pagode betraten. Der Häuptling hörte dem Bericht der Kundschafter aufmerksam zu, ehe er sagte: „Es ist so gekommen, wie es zu erwarten war. Die Söldner sind dabei uns die Arbeit des Schlachtens im Kral abzunehmen. Gesindel tötet Gesindel.“

„Es kann uns nur recht sein“, meinte Lombardo und fragte: „Wann greifen wir an?“

„Sobald Uriel und Oran zurück sind und uns vom letzten Stand des Kriegsgeschehens berichtet haben, werden wir nochmals den Rat der Weisen einberufen und eine Entscheidung fällen“, antwortete Gladio Morus. Dann gebot er den Männern am Tisch Platz zu nehmen und sagte: „Nehmt vom Saft der Trauben. Trinkt und geht in eure Hütten. Schlaft, damit ihr gestärkt in den Kampf ziehen könnt, denn ich glaube, dass der Krieg der Schwarzen gegen die Weißen unvermeidbar ist, da sie es einmal mehr mit aller Macht so wollen, um den ganzen Stamm der Mazulai zu versklaven oder schlimmer noch, uns alle zu töten.“

Die Späher nickten, tranken vom Saft der Trauben und gingen zum Boot. Während die schwarzen Jünglinge vom Steg abstießen und davon paddelten, dachte Tom auf dem Forum: „Prachtvolle Burschen, diese Mazulai!“

Häuptling Gladio Morus kam mit Lombardo nach draußen, klopfte Tom auf die Schulter und sagte: „Lombardo und ich sind sehr müde. Wir werden schlafen. Halte Wacht, mein Sohn und wecke uns, wenn die anderen Späher zurück sind.“

„Das werde ich tun, Vater Morus“, erwiderte Tom und beobachtete mit scharfem Auge den See.

Der Häuptling setzte sich im Lotossitz auf den Pfauenthron. Sein ergrautes Haupt sank auf die Brust und bald schon war er eingeschlafen. Lombardo, der in einer Hängematte im Dachschatten des Seitengangs auf dem Forum schlief, wurde wach, als er die Stimme seines Vaters hörte. Yuga beugte sich über ihn, lächelte und sagte: „Die Sonne steht hoch am Himmel. Stehe auf, mein Sohn. Uriel und Oran sind heimgekehrt.“

Lombardo blinzelte in die Sonne, rieb sich die Augen und setzte sich aufrecht in die Hängematte. Er gähnte, war noch recht verschlafen, als er die Späher sagen hörte: „O, Häuptling der Mazulai, hört, was wir Euch zu berichten haben. Die Weißen auf der Bergkuppe des Krals trinken Wein und Feuerwasser. Sie feiern den Sieg.“

„Nicht schlecht, kommt uns sehr gelegen. Sollen sie sich doch sinnlos besaufen. Ihr Erwachen wird fürchterlich sein. Den Katzenjammer oder Kater, wie die Weißen nach dem Suff zu sagen pflegen, werden sie diesmal wohl kaum überleben“, dachte Lombardo, stand auf und ging mit seinem Vater ums Eck des Forums.

Vor dem Pfauenthron standen Tom und die Späher. Als Lombardo und Yuga hinzutraten, sagte der Häuptling: „Beim Allmächtigen, eine gute Nachricht, Männer! Yuga rühre die Trommeln und rufe den Rat der Weisen herbei.“

Während Yuga neben dem Pfauenthron niederkniete und auf den Tom-Toms zu trommeln begann, lud Gladio Morus die anderen Männer in den Wohnraum der Pagode ein, wo die Frauen ein opulentes Frühstück zur Mittagszeit bereitet hatten. Auf dem Tisch standen Tonkrüge mit exotischen Fruchtsäften. Die goldgelben Maisfladen auf den runden Steingutplatten sahen aus wie Pfannkuchen. In den Schüsseln dampfte Hirsebrei. Und da es Mittag war, gab es zum Hirsebrei eine kross gebratene Scheibe vom Blut des schwarzen Panthers. Dazu servierten Xana und Yuly gedünstete Apfelstückchen oder Zwiebelringe und krönten das Ganze mit einem Kringel Ananas. Den Männern und Frauen schmeckte es vorzüglich, und George an der Seite von Grace verspürte nach dem Brunch zum ersten Mal jene vitale Robustheit, diese urwüchsige Wildheit und Lebensfreude, die er empfand, als er auf Oruzanien mit seinem Raumgleiter vom Typ Lybelle vor mehr als fünfundzwanzig Jahren zum ersten Mal landete.

Von Leutnant Leo Bonalparte angeführt, war der Angriff der Südoruzanier auf den Kral ein voller Erfolg gewesen. Die Dornenhecken, Blockhäuser, Spielhöhlen mitsamt Puff waren niedergebrannt. Überall zwischen den Trümmern und im verkohlten Gras auf der Bergkuppe des Krals lagen grässlich verstümmelte Leichen, schwarze und weiße Körper von Geschossen zerfetzt oder im Nahkampf mit aufgepflanzten Bajonetten zerstückelt. Darunter waren auch die Kinder jener toten Frauen, die als Dirnen im Kral ihr Fleisch für blanke Münzen zu Markte getragen hatten. Zum Scheiterhaufen aufgetürmt, wurden die Leichen mit Benzin übergossen und von den Legionären angezündet. Die Elitetruppe des Howard Wealth hatte kaum Verluste gehabt, als sie knallhart ohne Pardon im Morgengrauen mit Flammenwerfern, Handgranaten und Schnellfeuergewehren angriff. In einer sich fächernden Spitzkeilformation wurde der Blitzangriff zur feuerspeienden Zange des Todes. Nach kurzem, heftigen Gefecht mit dem weißen Gesindel der Gesetzlosen, hatte man jene verkommenen Schwarzen vom Stamme der Mazulai niedergemäht, die im Drogenrausch keinen Widerstand leisteten.

Der bestialische Gestank von Knochen und schwelendem Fleisch stieg in dunklen Rauchwolken zum Himmel empor, als die Legionäre am späten Vormittag auf der kahlen, rußgeschwärzten Bergkuppe des Krals Biwak machten. Es gab Gulasch mit Nudeln. Die Legionäre hatten mächtig Appetit. Mit einer Gruppe von Söldnern saß Leutnant Leo Bonalparte unter einer Zeltplane, die wie ein Flachdach zwischen zwei Lastwagen gespannt war. Während er aus dem Blechnapf vom Gulasch aß, sagte er: „Jungs, ihr ward großartig in Form!“

Die Männer grinsten.

„Ja, ihr Mordskerle! Jeder von euch hat die Extra-Kopfgeldprämie wahrlich verdient“, sagte Wes Hunter, der auf dem Trittbrett eines Lastwagens saß. Er war mit dem Essen fertig und zündete sich eine Zigarette an. Nach ein paar hastigen Zügen zertrat er die Kippe mit dem Fuß. Die rußigen Erdkrumen knirschten so merkwürdig unter der Stiefelsohle, als seien sie metallischen Ursprungs. Wes nahm etwas von der Bröselerde in die Hand. Da sah er auf seiner Handfläche winzige Splitter und Körnchen aus gelbgrauem Erz, die in der Sonne glitzerten.

„Mensch, das ist Gold!“ dachte Wes, und im selben Augenblick wurde ihm klar, warum Mr. Wealth alle Mazulai ausradieren wollte. „Dieser Schuft von einem alten Fuchs weiß, daß der Kral auf einem Berg von Gold steht. Ach, Quatsch, vielmehr stand!“ dachte er ohne ein Zeichen von äußerer Erregung.

Wes war um ein Geheimnis reicher und kein Söldner dürfe jemals erfahren, dass sie mit ihren Ärschen auf einem Berg von Gold saßen. Es hätte Mord und Totschlag gegeben. Die Moral der Kampftruppe wäre gleich Null gewesen. Denn jeder hätte jeden umgebracht. Wie heimtückische Bestien wären sie im Goldrausch über einander hergefallen. Das Gold hätte sie in den Wahnsinn getrieben. In ihrer Gier nach dem Gold hätte es keine Rolle gespielt, ob sie Jäger oder Gejagte sein würden, auch dann nicht, wenn sie selbst ein Opfer ihrer Beute geworden wären.

So gab Wes Hunter das Wein- und Schnapsdepot frei, das die Legionäre beim Sturmangriff auf die Großraumhütte des Krals erbeutet hatten. Er tat dies mit der Begründung, der Sieg über das Gesindel müsse begossen werden. Wenngleich Leutnant Bonalparte, Fähnrich, Roy Lee Young, mit drei Männern abkommandierte, die Munitionsfahrzeuge am Ostufer des Togru in der Senke nahe dem Fuße des Kralsberges zu bewachen, konnte er die anderen nicht vom Saufgelage abhalten. Binnen kurzem waren die meisten Söldner voll wie die Haubitzen. Leo dachte an Cindy und versuchte einen kühlen Kopf zu bewahren. Aber immer wieder musste er zum Wohle der Truppe mittrinken. Er war den Alkohol nicht mehr gewöhnt. Wes beobachtete, wie Leo von Schnaps zu Schnaps immer leutseliger wurde, ihn die Sehnsucht nach Cindy plagte, und er den Liebeskummer im Suff ertränkte. Leo wurde mehr und mehr zu jenem labilen Jüngling, ganz so, wie er vor Jahren einmal gewesen war.

Auf diesen Augenblick hatte Wes Hunter gewartet. Endlich war Leo bereit sich ihm hinzugeben. Als die Dämmerung hereinbrach, verführte Wes Leo im halbdunklen Gang zwischen zwei Fahrzeugen. Leo war volltrunken, ließ es geschehen und hatte versagt. Er war schwach geworden und hatte Tränen der Wut, Reue und Verzweiflung in den Augen. Leo verkroch sich unter die Plane eines Lastwagens, streckte sich auf die Pritsche aus, um für ein paar Stunden unter diesem grauen Zeltdach den Rausch auszuschlafen, in der Hoffnung, daß ihn sein Gewissen ruhen ließ.

In derselben Nacht kam die Gralsrunde zusammen. Als die Männer und Frauen am Abendmahlstisch in der Pagode versammelt waren und aus der goldenen Schale des Häuptlings vom Wein getrunken hatten, beschloss der Rat der Weisen den Angriff gegen die Südoruzanier. Ulaton sagte: „Aufgrund der Späher Kunde und nach reiflicher Überlegung, wird ein Angriff die beste Verteidigung sein und den Stamm der Mazulai vor dem Untergang bewahren.“

„Ja, so ist es. Also gut, wir werden im Morgengrauen angreifen“, sagte Gladio Morus und fügte mit einem Seufzer der Vorahnung hinzu: „Mir wäre wohler in meiner Haut, wenn Ceasar hier wäre und mit uns in vorderster Linie in den Kampf ziehen würde.“

Jeder Mazulai am Tisch wusste, dass man mit dem Gigantensohn des Häuptlings den Kampf gegen die Weißen ohne schwere Verluste gewonnen hätte. Und mit Ceasar und dem ORU wäre dieser Kampf ganz sicher in einer Blitzaktion zu ihren Gunsten ausgegangen. So aber, würde es sehr schwer werden, den Kampf zu gewinnen.

Die Hände von George zitterten, als er den Trinkbecher vom Mund nahm und auf den Tisch absetzte. Er war leichenblass im Gesicht. Seine Augen schimmerten feucht, als er sich am Tisch erhob und zum Platz von Gala und Gladio Morus ging.

„Was ist mit dir, George?“ fragte Gala und Gladio Morus wollte wissen: „Junge, ist dir das Essen oder der Wein nicht bekommen?“ George schwieg, beugte sich zu ihnen herab und bettete die in Ehren ergrauten Häupter der Schwiegereltern an die schwer wogende Brust. Dann sagte er mit der Stimme eines von tiefem Leid gebrochenen Mannes: „Ceasar, wird niemals mehr zurückkehren. Er wurde von weißen Männern in der Wüste Gobarah meuchlings ermordet. Er starb in meinen Armen.“

Wie die Lanze, die Ceasar tötete, waren die Worte von George. Grausamer hätten Worte nicht sein können. Von solch heimtückischer Plötzlichkeit war diese aus seinem Munde übermittelte Botschaft der Wahrheit, dass George dachte: „Oh, hätte ich doch nur geschwiegen!“ Die Erkenntnis traf ihn mit aller Härte. Wie vom Blitz getroffen, taumelte er, ging zurück und sah die entsetzten Gesichter der Mazulai, als er sich an die Seite von Grace setzte, die ihn anstarrte, als wolle sie sagen: „Das darf doch nicht wahr sein!“

Zuerst war es totenstill. Galas Lippen bebten. Tom legte die Arme um die Schultern von Xana und Yuly. Lombardo hielt die Hand seines Vaters. Die Weisen saßen stumm da und sahen aus wie Mumien.

Zu Bildsäulen erstarrt, standen die Höflinge mit versteinerten Gesichtern im Raum. Gladio Morus kämpfte mit den Tränen, als die Frauen und Mädchen anfangen zu wehklagen. Wenngleich die Wahrheit, der Tod von Ceasar, aus dem Munde von George nur schwer zu verkraften war, liebte der Häuptling seine Schwiegersöhne, wie sein eigen Fleisch und Blut. Tom und George waren Männer mit edlem Charakter. Gladio Morus wurde trotz seiner unbändigen Trauer klar, dass George ihm erst nach langem, inneren Ringen vom Tode seines Sohnes berichten konnte. Und das hatte er wie ein wahrer Freund mit großem Mitgefühl getan. Aber der Tod von Ceasar rechtfertigte einmal mehr den tiefen Groll gegenüber allen

Weißem, den er, Gladio Morus, in seiner Brust hegte. Von innwendigem Kummer und Schmerz zerrissen, wurde dieser Groll zum flammendem Hass.

Der Häuptling hob die Hand und gebot den Frauen und Mädchen zu schweigen. Während Gladio Morus vom Lehnstuhl aufstand, dachte er: „Weiße Männer haben meinen Sohn ermordet. Das werden sie mir büßen! Ich werde mich an dieser verderbten Rasse rächen!“ Am Tisch stehend hob der Häuptling der Mazulai die rechte Faust und rief mit der Donnerstimme eines im heiligen Zorn rasenden Halbgottes:

*„Krieg den Palästen der Weißen!
Friede den Hütten der Schwarzen!
Freiheit für die Mazulai!
Leben ohne Sklaverei!
Wie es war in alter Zeit,
so in alle Ewigkeit!“*

Die Männer und Frauen der Gralsrunde gaben einander die Hände, bildeten eine Kette und erhoben sich am Abendmahlstisch. Wie ein einziger, urgewaltiger Aufschrei nach Freiheit war das: ...U h r u r u ...!“

Der vielstimmige Ruf nach Freiheit für alle Schwarzen toste durch das Exil des Busches, gellte durch die Nacht und wehte über den See und Fluss bis ans andere Ufer des Togru. Dieses U h r u r u aus der gequälten Seele eines seit Jahrhunderten unterdrückten Volkes, war von solch vitaler Ursprünglichkeit, dass den weißen Wachposten in der Senke am Kral für die Dauer des Schreis, das Blut in den Adern gefror.

Kaum war dieser Urschrei der Mazulai nach Freiheit verhallt, da sagte Ulaton, der Sprecher der Weisen: „Ceasar, wird in unseren Herzen sein. Wie er, der größte Krieger seines Stammes, werden wir kämpfen.“

„So wird es sein“, sagte Gladio Morus und ging in sein Schlafgemach. Als er zurückkam, trug er ein Leopardenfell. Im Gürtel steckte ein Buschmesser. Am linken Arm hielt er ein mit Büffelhaut bespannten Schild und in rechten Hand eine Lanze. Der Häuptling hatte die Stirn mit weißer Asche geschminkt und sagte: „Wir werden siegen!“

Gala, Grace und die Mädchen sanken auf die Knie und bewegten die Lippen, als sprächen sie ein stummes Gebet. Die Weisen nickten und sagten im Chor: „Der Segen des Allmächtigen ist mit dir und deinem Stamm, o Negus, König der Mazulai.“

„Yuga, Lombardo, schreitet mit Tom und ein paar Kriegern, wie besprochen zur Tat“, sagte Gladio Morus, als die Weisen sich um ihn scharten. Da sagte George: „Zu viert sind wir stark genug. Ich melde mich hiermit freiwillig zum Stoßtruppunternehmen. Das bin ich, Ceasar, meinem toten Schwager und Freund schuldig, Vater.“

Der Häuptling war stolz auf George. Er klopfte ihm voller Anerkennung auf die Schulter und sagte: „Gut, es sei. Ihr werdet die Vorhut sein. Ich werde mit den Männern meines Stammes folgen und zur rechten Zeit an eurer Seite sein.“

„Wir erwarten euch bei Anbruch des Tages in der Senke am Kral“, sagte Tom mit diesem festen Blick, der absolutes Vertrauen und Mut ausstrahlt.

Der Häuptling gab jedem der Männer die Hand und sagte: „So wird es sein. Viel Glück, meine Söhne.“ Dann verließ Gladio Morus mit den Weisen und Höflingen die Pagode, um die Krieger seines Stammes zu sammeln.

Lombardo ging mit Yuga in die Waffenkammer. Tom und George bewaffneten sich in den Schlafgemächern mit Jagdmessern, Revolvern und Gewehren. Tom schraubte einen Schalldämpfer und ein Zielfernrohr mit infraroter Nachtsichtoptik auf den Lauf des Schnellfeuergewehres. George schulterte die Zwillingbüchse und ergriff das Blasrohr mit Köcher und Giftpfeilen. Er küsste Gala, Grace und die Mädchen auf Stirn und Wangen. Die Frauen segneten ihn und die Männer beim Abschied. Lombardo und Yuga waren mit Pfeil und Bogen, Buschmessern und kurzen Schlachtspeeren gewappnet. Sie folgten Tom und George zum Steg. Die Männer stiegen in zwei Boote aus Binsengeflecht, und Grace gab ihnen für alle Fälle eine Notration aus Dörrfleisch, Nüssen und Bananen mit auf den Weg. Sie nahmen die Leinenbeutel mit dem Proviant dankend entgegen und winkten guten Mutes.

Wenig später stießen sie vom Steg ab und paddelten hinaus auf den See. Die Männer kamen gut voran und erreichten bald schon die Seeenge, wo der Seitenarm des Togru in den See floss.

Wie Flöße aus dunklem Treibholz wirkten die Boote auf dem Wasser im stillen Strom des Flussarmes. Es war eine mondtrübe Nacht. Von gespenstischer Unheimlichkeit war das Schweigen des Urwaldes an beiden Seiten des Ufers. Wo der Seitenarm in den Fluss des Togru mündete, lichtete das dichte Grün der Mangrovenbüsche sich und das überhängende Platanengeäst. Vor den Augen der Männer erstreckte sich das Ostufer des Togru. Aus dem Schattenband der Savanne ragte der stumpfe Bergkegel des Krals empor. Wolken bedeckten den Mond, als die Männer im Schilf am Ostufer landeten und aus den Booten stiegen. Sie

wateten durch das kniehohe Wasser und krochen an Land. Die Männer verständigten sich mit Handzeichen.

Zwei Legionäre hielten Wache bei den Fahrzeugen in der Senke am Fuße des Kralsberges. Sie unterhielten sich leise und rauchten hinter vorgehaltener Hand. Bei jedem Zug glühte die Zigarette, und manchmal konnte man den Glimmerfunken sehen, der die Söldner in der Dunkelheit verriet.

George schob einen Giftpfeil ins Blasrohr und kroch vorwärts. Yuga und Lombardo folgten ihm wie Schlangen. Bald darauf schwärmten sie in gebückter Haltung aus und verschwanden im niedrigen Buschwerk hinter den Fahrzeugen. Yuga und Lombardo knieten nieder, spannten den Bogen und legten Pfeile auf die Sehne. Mit der Hand schoben sie die Blätter der Büsche beiseite und sahen zwei Söldner in der halbdunklen Gasse zwischen den Fahrzeugen. Die Führerhaustür eines Lastwagens stand offen, und der Schein der Innenbeleuchtung fiel ins Dunkel der Nacht. Mit geschulterten Schnellfeuergewehren gingen die Legionäre in der Gasse auf und ab. Im Schein der Innenbeleuchtung gaben sie ein gutes Ziel ab. Die Mazulai warteten, bis George an die beiden anderen Söldner herangepircht war. Ungefähr drei Schritt entfernt, kauerte er im Gebüsch und presste das Blasrohr an die Lippen.

Tom, der den Männern von hinten Deckung gab, kniete im Schilf und hielt das schallgedämpfte Repetiergewehr im Anschlag. Er schaute durchs Zielfernrohr und hatte den Kopf eines Südoruzaniers im Visier, genau mittig im Fadenkreuz der infraroten Nachtsichtoptik. Im selben Augenblick, als der Giftpfeil von George im Hals des Söldners stak und der Mann lautlos zu Boden sank, drückte Tom ab und schoss auf den Kopf des anderen Mannes. Die Kugel traf den Fähnrich, Roy Lee Young, mitten in die Stirn, exakt zwei Zoll über der Nasenwurzel. Der junge Mann war auf der Stelle tot.

Als die Weißen in der Gasse der Fahrzeuge, Yuga und Lombardo, den Rücken zukehrten, schlichen sie aus dem Hinterhalt heran. Die Weißen hörten ein feines Zischen, drehten sich um und erstarrten, als sie die Mazulai sahen. Da traf sie der Pfeil von Yuga und Lombardo in die Gurgel. „Ma..zu..l...“, röchelte der eine, und der andere konnte nicht mal mehr den Finger krümmen, um einen Schuss abzufeuern. Beide Männer waren tot, ehe sie fielen und zu Boden stürzten.

Lombardo winkte Tom und George herbei. Die Männer zogen die Leichen ins Schilf. Dort entkleideten sie die Toten und zerschnitten die Uniformen der Söldner mit dem Buschmesser. Während Yuga und Lombardo ihre Pfeile mit den Stoffetzen der Uniformen umwickelten, kappten Tom und George die Benzinschläuche der Munitionsfahrzeuge. Benzin triefte aus den

Schläuchen. Yuga und Lombardo krochen unter die Fahrzeuge. In Lachen von Benzin tränkten sie die Stofffetzen an den Pfeilen.

Tom und George entluden Handgranaten von den Lastwagen. Sie schleppten zwei Kisten ans Ufer. Die ersten Mazulai landeten im Schilf und schlichen unter Führung von Gladio Morus zu den Fahrzeugen. Wie Yuga und Lombardo umwickelten die Krieger ihre Pfeile mit Stofffetzen und tränkten diese mit Benzin.

Im Dunkel der Nacht kamen mehr und mehr Mazulai an Land. Sie wurden von Ulaton, Tholes und Araklit angeführt. Gladio Morus und seine Leibwache erwarteten die drei Weisen mit den Elitekriegern am Fuße des Kralberges. Der Häuptling gab das Handzeichen zum Ausschwärmen, als alle Krieger in vier Säulen angetreten waren. Bald schon war der Kralberg von den schwarzen Heerscharen der Mazulai umzingelt.

Gladio Morus stieß die geballte Faust gen Himmel und die Krieger schlängelten sich von allen Seiten zur Kuppe des Kralberges empor. Jeder Krieger war wie ein schwarzer Panther, der hellwach im Gebüsch unterhalb der Bergkuppe auf der Lauer lag. Sprungbereit warteten sie auf das Zeichen zum Angriff. Ganz anders, als die Söldner, die siegesselig auf den Pritschen unter der Plane ihrer Fahrzeuge den Rausch ausschließen.

Als die Sonne mit glutrotem Schein über dem Urwald am Ostufer des Togru und der Savanne jenseits des Kralberges heraufzog, sahen die Mazulai die Fahrzeuge der Weißen. Wie eine Wagenburg, formiert zum Doppelring, standen die Fahrzeuge vor den Ruinen der Großraumhütte auf der Kuppe des Bergkegels. Vom Kral war nichts mehr zu sehen. Die hohen Dornenhecken waren niedergebrannt und die Holzhäuser in Asche zerfallen.

Auf einem Haufen türmten sich die Skelette von Schwarzen und Weißen. Geier kreisten über dem zum Himmel stinkenden Knochenhaufen.

Die Mazulai legten Brandpfeile auf die Sehne der Bogen.

Im selben Augenblick, als Toms Molotowcocktail aufflammte, die Benzinlachen entzündete und der erste Munitionswagen in der Senke am Fuße des Kralberges explodierte, schrie Gladio Morus mit markerschütternder Stimme: „K r i e g, K r i e g den Palästen der Weißen! U h r u r u....U h r u r u....U h r u r u.....!“

Brandpfeile schnellten von den Sehnen der Bogen und sirrten durch die hellblaue Frische der Morgenluft. Von den Kriegern in der ersten Reihe abgeschossen, bohrten sich die brennenden Pfeile in die Planen der Fahrzeuge. Als die Planen der Fahrzeuge im äußeren Ring der Wagenburg lichterloh brannten, griffen die Mazulai mit schrillum Kriegsgeschrei an. Leutnant Leo Bonalparte fuhr aus dem Schlaf hoch, griff zum Schnellfeuergewehr und rief:

„Alaaarm!“ Soldaten sprangen aus den Flammen von den Wagen herunter, schossen wie wild um sich und starben im Speerhagel. Leutnant Leo Bonalparte war einer der ersten, der fiel. Im Augenblick, als ihn der Speer eines Mazulai durchbohrte, dachte er: „O Gott, sei meiner Seele gnädig! Vergib mir meine Sünden, und gib Cindy die Kraft, ohne mich weiterzuleben.“ Dann traf ihn der Hieb eines Buschmessers und trennte den Kopf von Leo Bonalparte glatt vom Rumpf.

Wenngleich die Mazulai den äußeren Ring der Fahrzeuge überrannt hatten, geriet der Sturmangriff ins Stocken, als die schwarzen Krieger zum inneren Ring der Wagenburg vordrangen. Die Legionäre schossen aus allen Rohren. Das gezielte Sperrfeuer richtete ein Blutbad unter den Mazulai an. Viele, der tapferen Krieger, starben im flammroten Stahlgewitter zerfetzender Geschosse. Die Überlebenden zogen sich zurück und verschanzten sich hinter dem äußeren Ring der Wagenburg. Dort verteidigten sie sich mit dem Mut der Verzweiflung.

„Denkt an eure Frauen und Kinder!“ rief Ulaton den Bogenschützen zu. Eine Salve von Brandpfeilen sirrte mit lohendem Gezisch durch den Rauchnebel des beißenden Pulverdampfes.

„Zu kurz“, dachte Gladio Morus und wusste, dass seine Krieger bei allem Heldenmut, den Schnellfeuerwaffen der Weißen auf Dauer unterlegen waren.

Doch, als die Legionäre so kühn waren einen Ausfall zu wagen, ließen Tom und George die Feuerwaffen sprechen. Vom Schnellfeuergewehr Toms und den Revolverschüssen von George niedergemäht, starben die angreifenden Söldner in den knöcheltiefen Blutlachen der toten Mazulai, die auf dem Schlachtfeld zwischen dem inneren und äußeren Ring der Wagenburg lagen. Gladio Morus rief: „Vorwärts, greift an, Männer!“ Tom und George warfen mit Yuga und Lombardo Eierhandgranaten auf die Fahrzeuge im inneren Ring der Wagenburg. Der tödliche Stahlsplitterregen brach den letzten Widerstand der Söldner auf den brennenden Fahrzeugen. Die grässlichen Schreie der Weißen gingen unter im Triumphgeheul der auf die Fahrzeuge springenden Mazulai, die sich mit Todesmut und einem U h r u r u auf den Lippen in die Flammen stürzten und die schwerverwundeten Legionäre mit Buschmessern oder kurzen Schlachtspeeren niedermetzten.

Als das Massaker vorbei war, lagen auf dem weiten Rund des Kralbergkegels unzählige viele, grausig verstümmelte Körper von schwarzen und weißen Männern. Tholes und Araklit waren unter den Toten der Schwarzen. Und neben einer Schlachthalde von kreuz und quer übereinanderliegenden, weißen Leichen lag ein Mann, den George vor mehr als fünf Jahren

gesehen hatte. Wenngleich das Gesicht des Weißen blutverschmiert war, erkannte George den Mann. Es war Wes Hunter. George bekreuzigte sich, wie es die Judeaner taten. Dann sagte er: „Wes war mein Freund.“

„Er war niemals dein Freund. Dieser Mann war der Feind aller guten Menschen“, sagte Tom und hätte diesem Scheusal am liebsten noch eine Kugel verpasst.

„Ja, Bwana, Wes Hunter war eine hochintelligente Bestie in Menschengestalt, die als Spezialagent für den südoruzanischen Oberteufel, Howard Wealth, arbeitete“, fügte Lombardo mit funkelnden Augen hinzu.

Während Lombardo in den Trümmern der Großraumhütte mit dem Speer herumstocherte, sagte er: „Wes Hunter war ein weißer Malu, der Mazhuda diente.“ Ein Krieger an seiner Seite bückte sich, um ein gedrechseltes Stück Holz aufzuheben. Kaum hatte er das Holz aus dem Trümmerhaufen hervorgezogen, da wand sich eine Schlange um den Stab. Der Krieger schrie, als die Schlange zubiss. Blutstropfen quollen aus den Poren am Hals des Kriegers. Er wurde blass, zitterte am ganzen Körper. Schaum triefte von den Mundwinkeln. Mit verdrehten, vor Entsetzen weit geöffneten Augen sank der Krieger zu Boden und war tot.

„Das war dein letztes Gift, Malu!“ schrie Lombardo und hieb der Natter mit dem Buschmesser den Kopf vom Schlangenneib. Dann hob er das gedrechselte Holz auf und überreichte den mahagonifarbenen Stab seinem Vater.

Yuga, der Mediziner, nahm das Schlangenzepter und sagte mit würdevollem Ernst: „Jetzt, werde ich Menschen heilen.“ Er ging durch die Reihen der Mazulai. Der Anblick des Schlangenzepters in der segnenden Hand von Yuga, nahm den Sterbenden die Schmerzen, und sie schieden dahin, ganz ohne Furcht vor dem Reich der Finsternis. Mit beschwörenden Zauberformeln legte der Mediziner die Hand auf die Stirn und berührte die Wunden mit dem Schlangenzepter. Eine beseelende Kraft ging von Yugas Hand aus, und die Berührung des Schlangenzepters war von solch heilbringender Wohltat, dass die klaffenden Wunden sich binnen kurzem schlossen.

Nach dem glorreichen Sieg über die Südoruzanier, befahl der Häuptling der Mazulai den Kriegern seines Stammes, die Leichen der Weißen über den Abhang des Kralberges in die Tiefe zu stoßen. Eine Leiche nach der anderen rollte hinab. Seit Jahrhunderten hatten die Geier nicht mehr so ein üppiges Mahl gehabt. Viele tote Körper von zartem, weißem Fleisch lagen auf der Savanne, als sich die Aasvögel zum Fraße niederließen und den blutigen Schmaus mit Schakalen und Hyänen teilten. Doch vom Körper eines weißen Mannes flatterte ein Geier mit raschem Schwingenschlag davon. Der Mann war nicht tot. Er lebte, sprang mit

einemmal auf, lief zum Fluss und verschwand im Schilf. Wo das mannshohe Röhricht hinter ihm zusammenschlug, stand ein Jeep. Der Mann wusch sich das blutverschmierte Gesicht im Fluss, bestieg den Jeep und brauste wenig später aus dem Röhricht hervorpreschend, mit halsbrecherischer Geschwindigkeit über die Savanne gen Süden davon. Es war Wes Hunter, dem die Flucht gelang, weil er den Kampf anderen überließ und es mit seiner Schauspielkunst zur eigenen Rettung verstanden hatte, sich als glaubwürdiger Toter auf dem Schlachtfeld darzustellen. Er hatte sie alle getäuscht, musste sich aber aus dem Staube machen, ehe es ihm noch an den Kragen gehen könne. So fuhr er auf dem schnellsten Weg nach Razablanca und hörte unterwegs, was die Trommeln der Mazulai von Dorf zu Dorf sagten. Die Trommeln sprachen vom ORU. Die Botschaft, dass die Mazulai im Besitz des ORUS wären, eilte ihm voraus und erreichte die Schwarzen in den Slums von Razablanca, als Wes Hunter über das Hochland im Norden der Blue Mountains fuhr. Von dort waren es noch drei Tage bis zur Metropole Südoruzaniens. Der Tank war noch halb voll und zwei Kanister randvoll mit Benzin hingen neben dem Reserverad des Jeeps. Der Sprit würde reichen, um nach Razablanca zu kommen. Und vom höchsten Grat der Blue Mountains könne er Mr. Wealth per Autotelefon anrufen. „Meinen Job bin ich los. Der Alte wird mich auseinander nehmen, wenn er von dem blutigen Fiasko erfährt“, dachte Wes und war heilfroh, der einzige, weiße Überlebende der Legionärstruppe zu sein, der dem Massaker der Mazulai entkam.

Nachdem die Mazulai auf dem Goldenen Berg des Kral die toten Stammesbrüder begraben hatten, ließen sie Rauchsignale des Friedens gen Himmel aufsteigen. Bald schon kamen die Frauen und Kinder mit den Alten und Gebrechlichen aus dem Exil des Busches über den Fluss. Sie kamen in Scharen und mit allem Hab und Gut. Es war eine gigantische Flotte von Binsenbooten und Flößen, die am Ostufer des Togru festmachte. Als der ganze Stamm der Exilmazulai auf dem Goldenen Kralberg unter freiem Himmel versammelt war, sprach Gladio Morus zu seinem Volke:

*„Brüder und Schwestern
vom Blut der Ahnen.*

*Neues Leben wird erblühen
im Kral des Todes.*

*Saat und Blumen
werden sprießen.
Junge Bäume wachsen
und süße Früchte tragen.*

*Strohgelbe Hütten
werden stehen
auf den Kralruinen
um Teiche und Brunnen.*

*Wilde Buschrosen
werden ranken
in grünen Dornenhecken
am Tage nach dem Regen.*

*Und der Kral wird sein,
ein Gral ewigen Lebens,
im Einklang mit der Natur,
voller Freiheit, Brüderlichkeit,
Wahrheit, Liebe und Güte,
ganz im Geiste des Allmächtigen.“*

Gala reichte ihrem Gemahl die Kelchschale aus dem Gold des Kraloberges. Wie ein Stern in der Nacht funkelte das Oval im hellen Sonnenlicht, als Gladio Morus die Schale zum Himmel empor hob. Das Volk der Exilmazulai jubelte und rief:

*„Der Allmächtige
segne den König!“*

Der Häuptling der Exilmazulai kniete nieder und Ulaton, der Weise, legte die Hände auf das Haupt von Gladio Morus. Lombardo bedeckte die Schultern des Häuptlings mit einem purpurroten Gewand aus handgewebtem Linnen. Dann reichte Yuga Ulaton, dem Weisen der Alturahnen, einen Kranz aus Rosenlorbeer. Ulaton nahm den Kranz und gemäß dem Willen des Volkes, krönte er den Häuptling zum König aller Mazulai. Während er dies tat, sagte Ulaton:

*„Dein Volk und der Allmächtige
gaben dir die Kraft,
die Weißen zu besiegen
und das Böse zu vernichten.
Führe uns in Liebe,
damit der Kral zum Gral
der Vorväter Leben erblühe:
O Negus, König der Mazulai.“*

„Das Glück meines Volkes wird die Maxime meines Handelns sein“, antwortete König Morus. Er stand auf und setzte die Kralsschale auf den Feldaltar aus rotbrauner Tonerde ab. Dann breitete er seine Arme aus und rief: „Lasst uns Hütten bauen!“

Die Frauen gingen zum Fluss und in die Savanne, schnitten Schilfrohr und Büffelgras. Die Kinder trugen die Garben zum Kraloberg herauf, wo die Männer dabei waren, die Teiche zu entsumpfen. Alsdann bauten die Männer unter Anleitung von Ulaton und den Alten des Stammes, Hütten aus Schilfrohr. Die Ritzen der Röhrichtwände verkleisterten sie mit dem Schlamm der Teiche. Über das dichte Geflecht der Runddächer legten sie Büffelgrasbüschel. Um den Feldaltar wurde die Großraumhütte für König Morus und seinen Hofstaat errichtet.

Während Lombardo mit ein paar Männern das Dach deckte, fiel das Licht der Sonne in die Kelchschale auf dem Altar und verzauberte das Oktogon des Raumes mit außerüberirdischem Glanz.

Mit anderen Mädchen des Stammes pflanzten Xana und Yuly Mammutbäumchen von zartem Wuchs in die Erde. Vom *Eiland der Goldenen Vögel* stammten die Knollen und Zwiebeln der Blumen, die Gala und Grace mit den kleinen Mazulai Mädchen ringsum die Teiche in den Boden eingruben. Die Knaben halfen den Müttern beim Pflügen des Feldes in der Savanne. Mit Holzhacken, so hart wie Eisen, wurde das Saatgut von Maniok, Mais und Hirse in die Furchen des Ackers eingeeegt.

Nachdem Tom und George die Fahrzeugwracks der Söldnertruppe mitsamt den Skeletten, Schutt und Knochen an der tiefsten Stelle im Kniebogen des Togru versenkt hatten, kamen sie an den winkenden Müttern und Knaben auf dem frisch gepflügten Felde vorbei. Tom beschlich ein Gefühl von Heimweh, und George dachte ans ORU, als er zum Kralsberg emporschaute und das von der Sonne vergoldete Stroh des Büffelgrases auf den Dächern der Rundhütten sah.

Es war der Abend des siebten Tages, als Tom und George zum Kralsberg heraufgingen und die Trommeln alle Männer, Frauen und Kinder vom Stamme der Mazulai herbeiriefen, um das Fest der Wiederauferstehung zu feiern. Dabei gedachte man zuerst der Toten, die bei der Schlacht um den Kral gefallen waren. Vor dem Festmahl auf dem großen Rund des Brunnenplatzes in der Mitte des Dorfes gingen die Mazulai auf im Großen Schweigen. Ulatons Gedanken weilten bei Tholes und Araklit. König Gladio Morus gedachte der todesmutigen Männer seiner Leibwache, die für ihn starben, indem ihre Körper zum Kugelfang wurden, um sein Leben zu retten.

„Sie waren wie Ceasar, mein Sohn“, dachte er und trauerte im Stillen mit den Müttern seines Stammes, die nicht nur den Sohn sondern auch den Mann in der Schlacht um den Kral verloren hatten. Diesen tapferen Frauen und Müttern gab der König zuerst und vor allen anderen aus der Schale des Krals vom Blutwein des Neuen Bundes zu trinken. Dann nahmen die Mazulai am großen Rund der Festtafel ihre Plätze ein. Sie aßen vom Fleisch des Wasserbüffels, den Früchten, Beeren und Körnern von Wald und Feld und tranken dazu Ziegenmilch, roten Wein oder den Saft der Trauben vom *Eiland der Goldenen Vögel*.

Nach dem Festmahl tanzten die Mazulai zu den Klängen der Tom-Toms, sangen die alten Stammesgesänge und feierten drei Tage und Nächte den Sieg über den Weißen Mann. Und in der dritten Nacht, als sie in ihren Hütten schliefen, fiel ganz sanft ein warmer Regen vom

Himmel hernieder, der die Teiche füllte und auf dem Berg des Krals den Gral neuen Lebens entstehen ließ.

Am anderen Morgen blühten die ersten Blumen, und im zarten Wuchs der lindgrünen Dornenhecken sah man die dunkelroten Knospen von Tau schimmernder Buschwindröschen. Fortan lebten die Mazulai so frei und glücklich, wie es die Alturahnen getan hatten.

Unter den glashellen Bogendächern der City-Passage im Geschäftsviertel von Razablanca, gab es seit mehreren Jahren die berühmte Galerie des Kunsthändlers: Paul Christopher. Von dezentem Spotlicht angestrahlt, hingen an den weißen Wänden der Galerie, Bilder von unschätzbarem Wert. Es waren Werke des Malers Philip van Gaugh. Der Maler war ein kleiner, kerniger Mann mit eher klobigen aber sensiblen Händen, und der stechende Blick der tiefblauen Augen konnte Menschen in die Seele schauen. Er mochte Mitte Fünfzig sein, trug unter dem Jackett des schlichten grauen Anzuges einen schwarzen Rollkragenpullover und auf dem markanten Kopf eine Baskenmütze von gleicher Farbe. Philip van Gaugh traute keinem Mann, der eine Krawatte trug, denn ehe er sich Paul Christopher anvertraute, hatte er üble Erfahrungen mit den Bankiers und Kunstbörsenmaklern aus der Geschäftswelt von Razablanca gemacht. Der Vernissage seiner Werke wäre Philip van Gaugh fern geblieben, hätte Paul Christopher dem Geldadel von Razablanca nicht allen Ernstes empfohlen, in legerer Kleidung zu erscheinen. Aber lieber noch wäre es dem Maler gewesen, wenn die Schickeria dieser Stadt ohne Kleidung erschienen wäre, um sie nackt, wie der Mensch bei der Geburt, mit der ganzen Blöße ihres versnobten Daseins zu konfrontieren.

Wiewohl, die ehrenwerte Gesellschaft sich keine Blöße gab, war sie doch nackt vor den Augen des Malers, als die Vernissage mit Champagner und Kaviarcanapés eröffnet wurde und die illustren Gäste die Galerie in lässig-poppiger Freizeitkleidung mit einem Touch von sportlicher Eleganz betraten.

Jeder der Rang und Namen in der Gesellschaft der oberen Tausend von Razablanca hatte, war gekommen, um die Bilder von Philip van Gaugh zu sehen. Unter den Gästen war auch Howard Wealth mit seiner langjährigen Geliebten. Mia Warden's älteste Tochter, Clodine, die mit Paul Christopher verheiratet war, führte die Gäste in der Galerie umher. Clodine, eine ehemalige Kunststudentin von bohemem Aussehen und vergeistigter Realitätsfremdheit, tat dies mit feinem Geschnackel und einem Glas perlenden Champagners in der Hand. Vanessa, ihre jüngere, platinblonde Schwester im knallig-geblühten Jumper, war mit ihrem Mann, Ray Martin, erschienen, der sich als smarterer Börsenmakler einen Namen in der Hochfinanzwelt von Razablanca gemacht hatte. Die Damen und Herren der erlesenen Gesellschaft nippten am Champagnerglas und bewunderten mit kühler Distanz die Werke von Philip van Gaugh. Der Maler war ein Genie, seine Bilder von bizarrer, tiefgründiger Schönheit.

„Supergrell“, sagte Vanessa, indem sie sich der letzten Modefloskel bediente, die alles und nichts beschrieb, an Ausdrucksleere nur noch von den Worten Ray Martins überboten wurde: „Charming, dies Geklecksel.“

„Für meinen Geschmack etwas zu abstrakt“, meinte Mia Warden und suchte in den Augen ihres kunstsachverständigen Schwiegersohnes die Bestätigung, dass sie mit Kennerblick den Stil der Bilder von Philip van Gaugh richtig zu beurteilen wisse.

„Aber Mamachen?! Die Bilder sind nicht eine Spur zu abstrakt“, antwortete Paul Christopher augenzwinkernd und fügte galant mit dem jovialen Charme eines allwissenden Experten hinzu: „Die Werke von Philip van Gaugh sind voller Poesie, von überzeitlicher Größe und Schönheit. Was meinen sie dazu, Mr. Wealth?“

„Das kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls hoffe ich, dass die Bilder eine gute Wertanlage sind“, erwiderte Howard Wealth und nahm noch eins von den Kaviarcanapés auf dem dargereichten Tablett des Galeriedieners.

„Mr. Wealth, ich versichere ihnen, dass diese Bilder eine exzellente Kapitalanlage sind“, sagte Paul Christopher, der die Kunstwerke von Malern der verschiedensten Stilrichtungen zu Horrorpreisen zu verkaufen wusste. Mr. Wealth war ihm der liebste Kunde. Er hatte keine Ahnung von Kunst, dafür aber jede Menge Geld. Bei Geschäften mit Howard Wealth hatte der überaus gewiefte Kunsthändler, Paul Christopher, sich eine goldene Nase verdient, und die meisten Maler waren arme Teufel geblieben.

Philip van Gaugh war da keine Ausnahme. Wenngleich er ein genialer Maler war, verstand er nichts von Preisen und erhielt von Paul Christopher nur so viel Geld aus den Erlösen der Bilder, dass ihm nicht die Lust am Schaffen verging. Aber dieser Maler hätte auch für einen Hungerlohn weiter gearbeitet, war er doch von der heimlichen Leidenschaft besessen, den Menschen mit seinen Bildern die Wahrheit, Liebe und Güte des Allmächtigen zu offenbaren. Mit versteckten Anspielungen und überzeugt vom sachverständigen Kunstwissen, verglichen die Neunmalschlaun unter den Gästen, Philip van Gaughs Werke mit den Bildern von Malern unterschiedlichster Stilarten und Epochen, wobei sie selbst, niemals Pinsel und Palette in der Hand gehabt hatten. Was der Künstler mit seinen Werken in Wirklichkeit zum Ausdruck bringen wollte, verstand kein Mensch dieser bornierten Couleur. Aber jeder tat so, als wisse er die Werke van Gaughs zu deuten.

Der Maler stand im stillen Winkel der Galerie, lächelte und schwieg, musste er doch an all die Jahre der einsamen Fron denken. Wie die meisten Künstler, die nicht konform mit dem Zeitgeist im Sinne der High Society an ihre Arbeit gingen, hatte er in dreckigen Löchern gehaust und wäre eher in den Slums der Schwarzen verreckt, als in den Farben von Schönfärberei zu schwelgen. Und Philip van Gaugh hatte den Durchbruch als Künstler geschafft, ehe noch das Lauffeuer vom Besitz des ORUS in den Slums von Razablanca die

Runde machte und allen Schwarzen dort ein Leben in Freiheit verhiess, das er schon seit Jahren als Vision in seine Werke gebannt hatte.

Philip van Gaugh war seiner Zeit voraus, eine Ausnahmeerscheinung von genialem Geist, an der auch der Geldadel von Razablanca nicht vorbeigehen konnte. Selbst die studierten Kunstkritiker, das Radio und Fernsehen und die Presse, sie alle, die vorher seine Werke verrissen hatten und ihn mit Spott und Häme überhäuften, waren jetzt mit einermal des Lobes voll. Doch der Maler lächelte bescheiden, schwieg und gab keine Interviews.

„Mr. Wealth, ein Telefongespräch für sie im Nebenraum“, sagte Paul Christopher und stellte das Champagnerglas auf das Rauchglastischchen nahe der Tür zum Hinterzimmer ab.

„Wer ist es?“ fragte Howard Wealth, der ein Gemälde betrachtete, auf dem ein schwarzer Corpus Christi mit blutiger Dornenkrone, umglossen vom Koronenkranz hellen Sonnenlichts, an einem Kreuz aus weißen Wirbelknochen hing.

„Entartete Kunst!“ dachte er, als Mia Warden sich an ihn schmiegte und Paul Christopher sagte: „Es ist jemand namens Wes Hunter.“

„Wird verdammt Zeit, dass der Kerl anruft“, knurrte Howard Wealth und ging in den Nebenraum.

Als Mr. Wealth nach ungefähr fünf Minuten wieder den Raum der Galerie betrat, schien er um Jahre gealtert zu sein. Es gelang ihm nur mühsam einen Fuß vor den anderen zu setzen. Etwas musste ihm fürchterlich an die Nieren gegangen sein. Mia Warden drängte sich durch die Menge zu ihm und fragte besorgt: „Howard, Liebling, was ist geschehen?“

„Es ist alles aus“, flüsterte er leichenblass im Gesicht.

Cindy, seine Tochter, stürzte herbei und fragte mit vor Entsetzen weit geöffneten Augen: „Ist etwas mit Leo?“

„Viel schlimmer. Alle Söldner sind tot. Nur Wes Hunter hat das Massaker der Mazulai überlebt, und es geht das Gerücht in den Slums der Schwarzen umher, dass die Stammesbrüder im Kral das ORU besäßen, es keinen Sinn habe, sie mit Bomben und Flugzeugen anzugreifen, weil das Es des ORUS den Weißen Mann vernichten würde.“

„Oh, wie furchtbar!“ jammerte Mia und Cindy sah ihren Vater mit den Augen einer Furie an. Dann sagte sie mit der Eiseskälte eines Racheengels: „Du hast Leo auf dem Gewissen. Ich hasse dich und gehe ins Kloster. Ich werde dem Orden der Barmherzigen Schwestern beitreten, um den armen Schwarzen in den Slums zu helfen. Bei all deinem Geld wirst du mich nicht aufhalten können fortan Gutes zu tun. Ich werde mein Erbteil an die notleidenden

Schwarzen in den Slums von Razablanca verteilen, damit sie in Zukunft ein menschenwürdiges Leben führen können.“

„Tu's nicht. Sie werden dich umbringen“, stammelte Howad Wealth. Cindy blickte ihm kaltlächelnd ins Gesicht. Mit brüskierender, stolzer Geste warf sie den Kopf in den Nacken, machte auf dem Absatz kehrt und verließ die Galerie ohne ein Wort zu sagen.

Howard Wealth stand wie versteinert da. Paul Christopher wagte es nicht, mit ihm über Geschäfte zu sprechen. Endlich, nach einer Weile unheimlichen Schweigens, sagte Mr. Wealth: „Ich werde, nein, ich muss Hunter treffen und mit ihm nach Kismoctoo fliegen! Womöglich ist es ein Bluff der Mazulai, dass sie das ORU besitzen. Bei allem Risiko, ich muss herausfinden, ob das, was die Mazulai behaupten, der Wahrheit entspricht. Und wenn dem nicht so sein sollte, was ich annehme, dann werde ich das ORU finden und damit nicht nur die Macht haben, diese schwarzen Bastarde ein für alle Male auszulöschen, sondern mehr noch, die Alleinherrschaft über den ganzen Kosmos antreten zu können. Ich werde mächtiger als der Allmächtige sein und in alle Ewigkeit über alles, was da kreucht und fleucht nach meinem Willen regieren und ganz und gar, egal ob Materie oder Antimaterie, nach eigenem Gutdünken darüber verfügen.“

Als Mr. Wealth die Galerie verließ, dachte Mia Warden mit Tränen in den seegrünen Augen: „Jetzt, ist er wirklich komplett verrückt geworden!“

Tom Hercules zockelte mit dem voll beladenen Landcruiser durch die Savanne dahin. Er war auf dem Weg nach Hause zur Farm am Mount Charo. Tom hielt mit dem Jeep auf einer Anhöhe. Er stopfte die Pfeife, zündete sie an und blickte mit schirmender Hand über der Stirn zum Himmel. Rot wie Blut war die Sonne im Süden. Ein kleiner Sturmvogel mit silbrigen Flügeln flog hoch am Himmel in Richtung Norden. Es war ein Tyrbo Jet. Die Stummelflügel der Tragflächen blinkten im hellen Sonnenlicht.

Tom schmauchte mit aller Gemütsruhe sein Pfeifchen und beobachtete das Flugzeug. Am Himmel lösten sich die weißen Kringelwölkchen des Kondensstreifens im blauen Nichts der Stratosphäre auf, und der kleine Jet wirkte auf Tom wie ein Zugvogel, den es heimwärts zieht. Er hatte große Sehnsucht nach Frau und Kindern. Morgen würde er auf der Farm am Mount Charo sein, und dann für immer bei Almegra bleiben und mit Tajo und Tega durch die Savanne streifen.

Tom war mehr als neun Monate von zu Hause fortgewesen. Auch wenn er ein Hüne von einem Kerl war, konnte er das Heimweh nicht länger ertragen. In letzter Zeit hatte er jede Nacht von Almegra, den Jungs, der Farm und den Tieren in der Savanne am Mount Charo geträumt. Er hatte den Mazulai im Kampf gegen die Südoruzanier beigestanden, dem Stamm beim Aufbau des Kral geholfen und seine Mission erfüllt. Die Schwiegereltern verstanden, als er aufbrach, und Gladio Morus, der Negus der Mazulai, hatte ihn reichlich für seine Dienste belohnt.

„Almegra und die Jungs werden Augen machen, wenn sie die Geschenke sehen“, dachte Tom und lehnte sich mit einem wohligen Gefühl der Vorfreude zurück in den Sitz.

Als der Jet in der Ferne am Himmel verschwand, musste Tom mit einem Anflug von Wehmut an seinen Schwager und Kampfgefährten denken.

Wie er, war George am selben Tag aufgebrochen. Unter vollen Segeln war George mit Grace und den Mädchen auf einem großen Binsenboot den Togru stromabwärts gefahren, um nach dem ORU von Kismoctoo zu suchen. Wenngleich George bis ans Ende seiner Tage glücklich mit Grace und den Kindern im Kral hätte leben können, machte er sich auf, um in Kismoctoo das ORU zu finden.

Yuga, der Mediziner, war von einer Vision erleuchtet worden, als er George kundtat, dass er das ORU in Kismoctoo finden werde. In Trance sprach Yuga von einem weisen Marabut namens Zeon, den George in Kismoctoo nach den Büchern der Fatassi befragen solle. Der alte Marabut würde ihm ein Rätsel stellen. Und wenn er das *Rätsel des Lebens*

richtig zu deuten vermöge, dann wisse er auch, wo und wie er das ORU von Kismoctoo finden und bergen könne.

George war so fasziniert von den Worten Yugas, dass er das bequeme, friedliche Leben im Kral aufgab und nach Kismoctoo aufbrach, um dort das ORU zu suchen. Und weil Grace ihren Mann und Xana und Yuly ihren Vater niemals mehr allein in die Fremde ziehen lassen wollten, waren sie mit George voller Spannung aufgebrochen, um mit ihm auf diese abenteuerliche Entdeckungsfahrt zu gehen. Vom Reisefieber gepackt, waren die vier Knights mit allem Hab und Gut in das große Binsenboot gestiegen und in Richtung Norden gen Kismoctoo auf dem gelben Fluten des Togru davon gesegelt.

„Ich glaube, ich werde sie nie wiedersehen“, dachte Tom traurigen Herzens. Wie gerne hätte er George mit Grace und den Mädchen auf der Farm gehabt. Sie hätten dort bis an ihr seliges Ende leben können. Aber George wollte weder im Kral noch auf der Farm leben. Er war von solch unerklärlicher Unrast befallen worden, dass ihn nichts und niemand daran hindern konnte auf die Große Reise zu gehen.

„Schade. Ach, was soll's. Jedenfalls alles Gute, George. Hoffentlich findest du mit Grace, Xana und Yuly den Ort, wo du für immer glücklich leben kannst. Ich jedenfalls, habe meinen Platz unter der Sonne Oruzaniens gefunden“, dachte der Große Jäger der Savanne. Tom lächelte versonnen, startete den Jeep und schaltete in den Allradantrieb, um die letzte Hügelkette zu überwinden, die ihn noch von seiner Farm am Mount Charo trennte.

Seit der Urquell im Norden des Alta Gebirges die Wasserfälle speiste, ergossen sich die Springfluten der Kaskaden von den grünen Hängen der Bergterrassen. Die Sturzbäche mündeten in die Seen der Großen Seenplatte, durchflossen das Binnenmeer der Seen und rauschten durch die Felsschlucht der Bergkette am Rande der rostroten Ebene. In den Blauen Höhlen des Südens fächerte sich der Strom der Wildbäche. Das Delta der Flüsse verzweigte sich, wurde tief unter dem Sandmeer der Wüste Gobarah zu einem Netz von Wasseradern. In diesen Adern floss etwas vom ORU, das wie Quecksilber zwischen der Oase Morgima und Kismoctoo einerschwamm. Es waren Uranglimmer, die vor langer Zeit in einem Nieselstaubregen metallischen Ursprungs auf Oruzanien niedergingen. Die Uranicles infiltrierten den Sand der Weißen Dünen und gelangten ins Wasser der unterirdischen Flüsse, von dem auch der See der Oase Morgima gespeist wurde. In den Isotopen aus dem All schlummerten ungeheure Kräfte. Die inaktivierten Kräfte wurden von Zeit zu Zeit im Heiligen See unter den Katakomben der Königgräber von Kismoctoo mit gasförmiger Materie angereichert.

Vom quicklebendigen Edeltreibgas in den Wassern des Nordens aktiviert, erstrahlten die unsichtbaren Kräfte der Uranicles. Dann leuchtete das Wasser des Heiligen Sees so hell, wie das Helium im Licht der Sonne am Himmel von Oruzanien. Der Sand ringsum Kismoctoo wurde von Strahlen aus der Tiefe des Erdreichs durchglüht und feine Golderzflimmer aus den oberirdischen Rinnsalen des Togru rieselten in den See hernieder. Alsdann bildete sich auf dem Grund des unterirdischen Sees ein Gelbkuchen, der mehr und mehr die Form von Goldäpfeln annahm. Die Uranicles waren die Kerne der Äpfel, die vom Edeltreibgas und den und den Golderzflimmern gespalten wurden. Während des Kernspaltungsprozesses, wurde das Edeltreibgas zu einer Mischung aus Radium und Radon. In diesem Radonium war das Es des ORUS, das, mittels der Erdstrahlen im Sand von Kismoctoo, Menschen durchleuchtete und nach Gut oder Böse richtete. Die Guten wandelten sich in Cosmicles zu Menschen mit höherem Bewusstsein. Die Bösen zerfielen in Ascheflocken. Ihre Seelen wurden im Reich von Pluton zu Quecksilber. Als solches lebte der Bösen Seele in Uranglimmern.

Wo die Ascheflocken auf Wällen goldenen Sandes in der Sonne glitzerten und das Binnendelta des Togru in Rinnsalen versiegte, erhob sich im Süden der Wüste Gobarah, die von Sagen und Legenden umwobene Stadt: Kismoctoo. Seit Tausenden von Jahren zeugten die weißgetünchten Lehmbauten von der glorreichen Vergangenheit der Völker des Morgenlandes. Als Nachkömmlinge der Pharaonen, hatten die Zarazenen aus dem Geschlecht des Echnaton diese Stadt zum überzeitlichen Zentrum muselmanischer Kultur und Gelehrsamkeit gemacht.

Von weither pilgerten Männer kosmischen Gemüts nach Kismoctoo, um sich ganz jener Meditation hinzugeben, die im Großen Schweigen des Allmächtigen aufgeht. In den palmenbesäumten Straßen war etwas von dieser Stille ewigen Friedens. Die mit Zinnen umfassten Söller und Erkertürmchen der bizarren Lehmbauten überragten das magische Viereck der rotbraunen Stadtmauer. Sandwehen und Dünenwälle umgaben die Stadtmauer. Von mystischer Erhabenheit war die Architektur der Yhankore Moschee, die mit ihrer ganzen, überzeitlichen Schönheit im Zentrum von Kismoctoo stand. Wie eine schillernde Perlmuttermuschel wölbte sich die Halbkugel des Kuppeldaches aus dem mit arabesken Intarsien und ägyptischen Fresken verzierten Quader des Unterbaues empor. Die vier Minarette, die dem Quader als Eckpfeiler entwachsen, zitterten ein wenig im Blau des Himmels. In der flimmernden Hitze glitzerte der Wüstenstaub, der von den Sandwehen aufstieg und wie eine feine Glasur aus Eiskristallen an den mit Blattgold beschichteten Spitzen der Minarette haftete.

Im Innenhof der Moschee prunkte ein Riesenkubus von glänzender Schwärze. Unter den Arkaden ringsum den grandiosen Megalith saßen Männer in kostbaren, weißen Gewändern. Vom Innenhof führten breite Gehwege aus weißem Marmor durch die Dattelpalmenhaine zu den artesischen Brunnen von Kismoctoo.

Aus der Luft betrachtet, wirkte die Wüstenstadt wie eine Fata Morgana des Jenseits, die die Zeiten unter einer Dunstglocke flirrenden Staubes und Hitze überdauert hatte. Und doch verströmte sich etwas von der sphärischen Frische des Himmels mit bläulichem Schimmer in den Straßen von Kismoctoo. Vom weißen Marmor der Gehwege ging eine angenehme Kühle aus, und im Schatten unter den großen Blättern der immergrünen Pharoah Eukazien schwebten ewiglichte Kristalle aus dem Überall. Die Cosmicles waren der wahre Schatz, den es auf Oruzanien zu finden galt und nur in Kismoctoo gefunden werden konnte. Nicht wahrnehmbar für Auge und Ohr erleuchteten die Cosmicles alle Menschen, die des guten Willens waren, um sie mit der Weisheit des Überbewussten zu erfüllen.

Zeon, der alte Marabut, saß schon früh am Morgen eines jeden Tages im Schatten der Pharoah Eukazie vor dem Tor zu den Arkaden der Yhankore Moschee. Barhäuptig und in ein weißes Gewand gehüllt, fastete Zeon den ganzen Tag. Erst, wenn die Sonne unterging, aß er ein paar Dattelpflaumen. Am Tage gönnte er sich ab und zu einen Schluck Wasser aus der Tonschale, die neben ihm auf dem Marmorboden stand. Für Zeon war jeder Tag, ein Tag des Ramadan. Die meiste Zeit saß der alte Marabut im Lotossitz, hatte die Augen geschlossen und war in tiefer Meditation versunken. Doch manchmal öffnete er die Augen und sprach, als würde er ein Gebet vor sich hinmurmeln:

*„Nicht die Furcht
vor dem Tod
ist der Grund
meiner Traurigkeit.
Nein, das Wissen
vom Werden
und Vergehen
in Verdammnis
oder Seligkeit
trübt meine Liebe,
um der Allkinder
Seelen willen,
denen Ellah
ein Leben
im Diesseits
schenkte.“*

So saß Zeon bis zum Abend eines jeden Tages unter der Pharoah Eukazie. Und wer als Pilger des Weges kam und seine Seele öffnete, konnte den Sinn der Worte aus dem Mund des alten Marabuts verstehen. Wem die Worte der Weisheit nichts bedeuteten war ein Ungläubiger, der von den Erdstrahlen des ORUS getötet wurde. Sein Körper zerfiel in Ascheflocken. Nur Menschen, die von tiefem Glauben an den Allmächtigen erfüllt waren, war es vergönnt in Kismoctoo zu leben. Jene Menschen glichen frommen Muselmanen, trugen lange, weiße Gewänder, wie ehemals die ägyptischen Priester in der Stadt der Königsgräber: Memphis.

Diese Muselkosmanen saßen ringsum den schwarzen Kubus unter den Arkaden im Innenhof der Yhankore Moschee. In andächtiger Haltung auf den Fußkuppen der Fersen sitzend, verharrten die Männer und gedachten in Demut der schweigenden Größe des Allmächtigen. Dort, unter den Arkaden im blauen Schatten der Stille, schien es, als weiche die Zeit der Ewigkeit.

Gedröhn von aufheulenden Triebwerken zerriss die blaue Stille von Kismoctoo. „Da, ja dort unten, wo der Schaumteppich ist, landen wir“, sagte Howard Wealth zu Wes Hunter, der den Tyrbo Jet flog.

„Okay, Sir“, antwortete Wes und warf einen Blick auf den Monitor des Bordcomputers. Der Höhenmesser zeigte neuntausend Fuß an. Mit den Fingerspitzen tastete Wes über die Sensorleiste unter dem Bildschirm im Cockpit. Wie eine Reihe von Knöpfen, wirkten die aufblinkenden Lichtpunkte hinter dem Plexiglas der Sensorleiste. Jedes Mal erlosch ein Lichtpunkt, wenn Wes darauf drückte, um eine bestimmte Funktion auszulösen. Aus den Tragflächen für den horizontalen Gleitflug wurden Stummelflügel. Eine Stichflamme schoss aus dem Heck hervor. Die Triebwerke schalteten auf Umkehrschub. Als der Bremsstrahl aus der mittigen Heckdüse fackelte, gab es einen Ruck, dem ein kaum merkliches Vibrieren folgte. Das Vibrieren hörte auf, und das Heulen der Triebwerke wurde zum feinen Gezisch. Im vertikalen Sinkflug schwebte der Tyrbo Jet dem Boden entgegen. Von der Heißluft und den Funken der Bremsstrahlung aufgewirbelt, stieben weiß glitzernde Ascheflocken vom Schaumteppich auf den Sandwehen ins Blau des Himmels empor.

„Schnee, in der Wüste? Das gibt's doch nicht!“ wunderte sich Wes Hunter und mit einemmal wurde ihm ganz kalt. Lippen und Augenlider zuckten. In den Ohren war ein hoher Pfeifton, und seine Zähne klapperten. Von Schüttelfrost und Fieberschauern gebeutelt, starrte er durchs Cockpitfenster in den schneeigen Ascheflockenregen, der wie ein wildes Schneegestöber vor seinen Augen umherwirbelte und ihm die Sicht nahm.

„Mensch, was ist nur mit ihnen los?! Reißten sie sich doch zusammen, Mann!“ hörte er Mr. Wealth wie aus weiter Ferne rufen. Plötzlich wurde ihm todschlecht. Ehe er die Kontrolle über das Flugzeug verlor, beschlich ihn eine furchtbare Ahnung. Wes stöhnte: „Nein, es war nicht die Malaria! Die Radioaktivität in der Asche von Kismoctoo muss mich schon vor Jahren verseucht haben. Es ist aus - alles vorbei!“

Wes Hunter kotzte Blutfladen gegen das Cockpitfenster. Seine Haut sah aus, wie die eines Leprakranken. Dann hing er leblos in den Gurten des Sitzes. Blitzschnell schaltete Howard Wealth den automatischen Piloten ein. Es war zu spät. Der Bremsstrahl fraß sich durch den Sand und aktivierte die Kräfte des ORUS. Ein ungeheueres Magnetfeld tat sich auf. Die Erde spaltete sich, und für einen Moment sah Howard Wealth die Goldäpfel im wogenden Glutfluss des ORUS. Er brach in schauerliches Gelächter aus, verlor den Verstand und rief vom Wahn befallen: „Ich hab's gefunden! Mir, ja nur mir, mir ganz allein gehört das ORU! Dann stürzte der Tyrbo Jet in die Glutschmelze der Uranglimmer.“

Wes Hunter war schon tot und merkte nicht, wie sein Körper in Asche zerfiel. Der ganze Körper von Howard Wealth wurde mit einer grässlichen Brandflechte überzogen. Er schrie. Der Tyrbo Jet schmolz dahin, und Howard Wealth verglühte im Glutmeer der Uranglimmer. Sein Körper wurde zu Asche. Dann wurde es ganz still, und die Seelen von Wes Hunter und Howard Wealth gingen ein ins Dunkelnebelreich von Pluton, dem Fürst der Hölle und Herrscher über die Nuklearkräfte des Plutoniums. Dort im Dunkelnebelhölleereich schmorten die verruchten Seelen von Wes Hunter und Howard Wealth mit vielen anderen vorausgegangen Unholden in der Feuersee des Planeten Plutonias am Rande des Überall, wo sie in einer anderen Zeit zu Quecksilber in Uranglimmern wurden.

Unter hohen, schattigen Ufern schwamm das Binsenboot der Knights auf dem Togru dahin. Xana und Yuly saßen auf dem Sonnendeck. Die Mädchen aßen Bananen und tranken Kokosnussmilch. Grace lag auf einer Bastmatte im Halbschatten unter dem Vordach der Balsaholzhütte.

Der grüngoldene Fluss, die hohen, schattigen Ufer in dieser zauberhaften Welt der Stille, war von solch erhabener Schönheit, wie das einzigartige Traumbild in jener Nacht, als sie glücklich und selig von Liebe erfüllt auf dem Bett im Schlafzimmer der Pagode in den Armen von George einschlief.

Mit weit geöffneten Augen auf dem Rücken liegend, webten Licht und Schatten über den dunkelhäutigen Körper von Grace. Sie spürte die wohlige Nachmittagswärme auf der Haut, das angenehme Kribbeln zwischen den Oberschenkeln. Erinnerungen an die Zukunft wurden in ihr wach. Wie das Boot, das in einer Flaute mit gerefftem Gaffelsegel auf dem Fluss sanft schaukelnd dahin trieb, schweiften ihre Gedanken, glitten aus dem visionären Traumdunkel der Vergangenheit ins helle Licht der Gegenwart.

„O, mein Leib ist ein tanzender Einbaum in der Wiege auf dem Fluss in eine andere Zeit“, dachte Grace und spürte einmal mehr die Wärme im Sonnengeflecht. Sie gab sich ganz den prickelnden Gefühlen hin, die in ihrem Schoß zu einer Flut von heißen Wellen wurden. Ein Zucken ging durch ihren Körper, und sie war feucht, wo die Hand zwischen den Schenkeln ruhte. Grace lächelte und blickte herüber zu George, der auf dem Wulst der Bootswandung am Heck saß und das Ruder fest in beiden Händen hielt. Das Boot schwamm breit und träge in der leichten Strömung gen Norden. Die grünen Büsche und Sträucher zu beiden Seiten der Uferpisten wurden mehr und mehr von goldgelben Sandrosen gesprenkelt. Bald schon verströmte sich der Togru. Kleine Flüsse und Bäche mündeten als Binnendelta in ein Meer von Sand.

„Morgen, werden wir in Kismoctoo sein“, rief George, nahm eine Hand vom Ruder und deutete in die Ferne. Grace stand auf und ging zu ihrem Mann. Sie küsste ihn und sagte: „Du hast es geschafft, Liebster!“

„Noch nicht. Aber mit eurer Hilfe wird es gelingen. Nehmt die Stangen und haltet das Boot in der Mitte, dort wo der Fluss am tiefsten ist“, sagte George, als er die ersten Untiefen im Wasser sah.

Grace eilte zum Bug. Die Mädchen standen auf und nahmen ihre Positionen ein. Sie standen an den Längsseiten von Steuerbord und Backbord. Mutter und Töchter ergriffen die Stangen

am Boden des Decks. Sie beugten sich über die Reling und stießen die Stangen ins Wasser. Mit großer Geschicklichkeit manövierten sie das Binsenboot vorbei an den Untiefen.

George hielt das Ruder in der Mitte der Fahrrinne und rief: „Bravo, Mädels! Nur weiter so! Noch eine Nacht, und wir sind in Kismoctoo!“

„Vielleicht schaffen wir es noch vor Anbruch der Dunkelheit in Kismoctoo zu sein!“ rief Xana und stocherte mit der Stange im Wasser.

„Nein, das glaube ich nicht. Der Wasserspiegel sinkt“, meinte Yuly mit krauser Stirn. Sie hatte recht. Wenngleich das Binsenboot nur geringen Tiefgang hatte und wie ein Floß dahintrieb, wurde es immer seichter und man konnte den rötlichen Schein der Abendsonne auf dem hellen Grund schimmern sehen. Doch gelang es den Knights mit vereinten Kräften, das Boot in der tiefsten Furt mitten auf dem Fluss zu halten. Kaum merklich glitt das Boot vorwärts. Der Himmel war feuerrot am Horizont, und die Wasser des Togru umspülten träge dahinplätschernd kleine Inseln aus Sand, als Xana und Yuly wie aus einem Munde riefen: „Mumie, Daddy, schaut nur da vorne, ja, dort drüben in der Ferne!“

Jenseits der Sandinseln gab es eine Lagune von glitzernden Tümpeln, Pfützen und Lachen. Und dort, wo die letzten Rinnsale des Togru im Sand der Wüste Gobarah versiegten, erhoben sich hinter den weißgoldenen Wallwehen der Dünen, malerische Gebilde mit Silhouetten von mystischer Erhabenheit, die bizarren Lehmbauten und Minarette der Yhankore Moschee im Zentrum der legendären Stadt: Kismoctoo.

An jenem Tag, als das Binsenboot der Knights am Gestade von Kismoctoo strandete, vibrierte der Sand ringsum die mysteriöse Stadt. Kaum hatte George das Boot an der Marmorsäule vor dem Südtor vertäut, verspürte er ein leichtes Kribbeln unter den Fußsohlen. Das tückische Glitzern der Ascheflocken auf den Sandwällen wurde mit einemmal zum prächtigen Gefunkel.

Es war Mittag, und die Sonne stand im Zenit des Tages, als sich den Knights der Weg in eine andere Zeit auftat. In dieser Überzeit waren sie Fremdlinge, die barfuss im Sandstaub einer Sterneninsel wateten, auf der die Urart der Psycherubianer lebte. Sie sahen kleine Kindwesen von klassischer Schönheit, und die Körper der vier Knights wurden von guten Vibrationen erfüllt. Die Fremdlinge gingen mit einem Gefühl seligen Entzückens weiter. Hand in Hand schritten sie an den Sphinxen unter dem Torbogen vorbei, wandelten wenig später im Halbschatten der Dattelpalmenhaine, die die herrlichen Marmorwege von Kismoctoo umsäumten. Die Kindwesen verschwanden mit einem Lächeln hinter den Stämmen der Bäume, und im bläulichen Schatten unter den großen, grüngoldenen Blättern, schwirrten Myriaden von Kristallen mit schwebender Leichtigkeit. Die Knights verspürten weder Hunger noch Durst. Von grenzenlosem Erstaunen erfasst, kamen sie zum alten Marabut. Zeon saß unter der Pharoah-Eukazie am Tor zu den Arkaden der Yhankore Moschee und murmelte Worte von höchster Weisheit:

*„Nicht die Furcht
vor dem Tod
ist der Grund
meiner Traurigkeit.
Nein, das Wissen
vom Werden
und Vergehen
in Verdammnis
oder Seligkeit
trübt meine Liebe,
um der Allkinder
Seelen willen,
denen Allah
ein Leben*

*im Diesseits
schenkte.“*

„Es ist ein Rätsel, und die Lösung ist der Mensch“, sinnierte George. Er blickte Grace und die beiden Mädchen an, um sich Gewissheit zu verschaffen. In den Augen von Xana und Yuly spiegelte sich die Unschuld ihrer Kindseelen, und Grace schien Gedanken lesen zu können, als sie sagte: „Ja, es ist der Mensch, sein Leben auf oruzanischer Erde, das von der Wiege bis zur Bahre, wie ein Buch unter Büchern ist, das von der ersten bis zur letzten Seite mit der Zeit verschwindet.“

Zeon öffnete die Augen und ein feines Lächeln ging über das hellbraune, asketische Gesicht. Im selben Augenblick wurde George vom Licht der Erkenntnis erleuchtet, und er sagte:

*„In Unschuld
geboren
muss der Mensch
lernen,
in den Büchern
der Fatassi
zu lesen,
um vom Leben
gebeugt,
dem Bösen
und Fleisch befreit,
mit reiner Seele
das ORU
finden zu können.“*

Der alte Marabut schloss die Augenlider und nickte, ehe er mit der würdevollen Stimme eines Weisen sagte:

*„Am Prüfstein von Yeos,
im Eck der Kühle,
ist der Spalt
ins Reich der Katakomben.*

*Dort, in der Tiefe,
am Ende des Hohlwegs,
ist der Goldene Quell
der Oase Morgima,
wo ihr das ORU
finden werdet.“*

Nach diesen Worten verfiel der alte Marabut in tiefe Meditation. Von seliger Freude durchweht, umarmten sich die Knights. Der alte Marabut hatte sie für würdig befunden und ihnen den Weg zum ORU gedeutet. Die Knights dankten Zeon, indem sie ehrfürchtig das Haupt verneigten. Dann gingen sie durch das Tor der Arkaden zum schwarzen Riesenkubus im Innenhof der Yhankore Moschee.

Die Männer unter den Arkaden trugen weite, weiße Gewänder am hageren Leibe. Wie Statuen einer überzeitlichen Nekropolis, saßen die Männer stumm und starr da und schenkten den Fremden keine Beachtung. Den Knights kam es so vor, als würden sie in den Augen dieser vergeistigten Muselmanen nicht existieren. Unbehelligt gingen sie zum Riesenkubus in der Mitte des Innenhofes und küssten den schwarzen Megalith an den Kanten aller vier Seiten. Die Knights taten dies mit ehrerbietiger Demut, und es dauerte nicht lange, da hatten sie die richtige Stelle gefunden.

Xana flüsterte mit funkelnden Augen: „Komm her zu mir, Yuly! An dieser Stelle ist der Stein eiskalt. Nicht warm, nicht heiß, nein, wirklich eiskalt. Hier, an der Kante im Schatten, ist eine Vertiefung, in die kein Strahl der Sonne fällt.“

„Mumie, Daddy, kommt mit mir! Ich glaube, Xana hat die Stelle gefunden, nach der wir suchen“, sagte Yuly leise und ging den Eltern voraus.

Und richtig, als Xana und Yuly die kühlsche Stelle am Prüfstein von Yeos berührten, tat sich ihnen, wie von Geisterhand geöffnet, ein dunkler Gang auf, in dessen Tiefe ein Licht leuchtete. Vom Hohlraum des Riesenkubus führte der Gang abwärts, und das Licht war hell genug, um den Weg auszuleuchten. Die Luft war rein und frisch wie Helium. Vorbei an den Gräbern der Könige des Morgenlandes gingen George und Grace den Mädchen durch die Katakomben voran in die Tiefe. Die Reliefs in den Grabplatten waren mythologische Abbildungen von Göttern, Tieren und Menschen. Plötzlich blieb George stehen. Die zarazenische Inschrift dieser Grabplatte faszinierte ihn so sehr, dass er ausrief: „Grace, Kinder, ich habe eine unglaubliche Entdeckung gemacht! Diese Schriftzeichen könnten Worte

aus dem ersten Buch der Fatassi sein. Ja, so ist es! Hier steht etwas von der Entstehung des ORUS. Hört euch das an!“

George las mit leiser Stimme voller Ehrfurcht: „Es geschah vor undenklicher Zeit, als das Wasser im See der Oase Morgima zur Lagerstätte von inaktivierten Isotopen voller schlummernder Energie wurde. Metallischen Ursprungs waren die Isotopen aus dem All, die als feinstrahliger Nieselstaubregen auf Karthago, dem späteren Argotas, und in den Weißen Dünen am See der Oase Morgima niedergingen. Dort sickerten sie durch den Sand. Seither wirbelten Myriaden von Isotopen im Wasser der Oase Morgima. Als der Geist im Urquell des Alta Gebirges heliumreiches Radon verströmte, löste das Es eine stille Kettenreaktion im Wasser der Oase Morgima aus. Mit einemmal flossen fortan unzählig viele quicklebendige Isotopen in den unterirdischen Strömen der Wüste Gobarah. In den Gewässern, tief unter dem Sand der Wüste, wurden die Isotopen zu flüssigem Uran. Die Uranglimmer schwammen wie Quecksilber im unterirdischen Netz der Wasserwege. Unvorstellbare Mengen an Energie flossen in das Bassin des Heiligen Sees. Der Heilige See unter dem Sand der Wüstenstadt Kismoctoo war das Baswsin der Uranicles im Netzwerk jener Flüsse, die im Alta Gebirge entspringen. Und auf dem Grund des Heiligen Sees, der von Zeit zu Zeit so hell wie das Licht der Sonne wird, liegt das ORU, wie die Goldäpfel des Paradieses im Reich der Allseligkeit.“

Als George schwieg, sagte Grace: „Was auf der Grabplatte geschrieben steht, übersteigt die Vorstellungskraft meiner Phantasie.“ Er antwortete mit einem Lächeln, das die innere Ruhe seiner Seele wieder spiegelte. Dann sagte George: „Habt keine Angst. Was die Inschrift beschreibt, hat nur wenig mit einer Kernfusion in den Reaktoren von Yeos zutun. Es wird keinem von uns ein Leid geschehen. Das ORU tötet das Böse, niemals das Gute.“

„Also ist das ORU frei von nuklearer Materie“, seufzte Grace erleichtert.

„Nicht ganz. Aber das Es im ORU kontrolliert die nuklearen Kräfte. Im Gegensatz zu einer Explosion nuklearer Materie, die gute und böse Lebewesen tötet, richtet das ORU Menschen nach Gut oder Böse“, antwortete George und wandte sich noch einmal der Grabplatte zu.

„Und was geschieht dann?“ wollte Yuly wissen.

„Die Guten gehen ein in ein neues, schöneres Leben. Die Bösen werden im Feuer der Verdammnis zu einer anorganischen Materie wie Quecksilber und werden niemals mehr als Menschen geboren. Jedenfalls behaupten das die Wüstensöhne vom Stamme der Berberags“, erwiderte George, starr und stumm vor Erstaunen, als er die Initialen auf der Grabplatte las, die auf den Namen von Raschid al Harunid schließen ließen.

„Nun, was steht ihr so herum! Worauf wartet ihr? Gehen wir ein in ein neues, schöneres Leben“, sagte Xana kühn wie eine Jägerin, die der Fährte eines weidwunden Löwen folgt. George fuhr herum und freute sich über den Mut seiner jüngsten Tochter.

„Also gut. Gehen wir!“ entschied er und ging Grace und den Mädchen voraus.

Je näher die Knights dem Licht in der Tiefe kamen, umso mehr veränderte sich ihre Gestalt. Als die Leuchtkraft des ORUS sie mehr und mehr umfing, wurden die Knights ohne Schmerzen kleiner und merkten nichts von der Veränderung. Am anderen Ende des Hohlwegs kamen sie in der Gestalt von Kindern an den Heiligen See. Auf dem hellen Grund des Sees wabbelte der Teig eines Gelbkuchens. In der Mitte des Gelbkuchens wölbte sich der Teig.

Als die Knights am Rande des Heiligen Sees standen, wirkte die kristallklare Oberfläche wie ein zauberischer Spiegel. Von Zeit zu Zeit wurde das Wasser heller noch als das Licht der Sonne. Wie bei einer Kernfusion im Reaktor von Yeos, erstrahlte der Teig des Gelbkuchens ohne die Augen zu blenden, und aus dem Bodensatz auf dem Grund des Heiligen Sees wölbten sich drei Äpfel aus purem Gold empor. Von stillem Erstaunen erfasst, verharrten die Knights am Ufer des Heiligen Sees. Sie spürten die unsichtbare Macht der im Kern gespaltenen Kräfte und beobachteten das wundersame Geschehen, ohne von den Strahlen verseucht oder getötet zu werden.

Und dann geschah es, dass Dido, die Königin von Karthago, als Nymphe Dodi an der Oberfläche des Heiligen Sees erschien. Wie ein wunderbares Glimmerbild wurde die Gestalt der Nymphe von Argotas mehr und mehr zu einer zauberhaften Nixe. Als Dodi ganz zur Nixe geworden war, wisperte sie mit liebholder Stimme:

*„Ihr habt
gefunden das ORU,
das Erz der Mystik,
wahrer als Gold.*

*Ihr seid
jetzt auserkoren,
das Es des ORU
zu empfangen.*

*Ihr ward
die Materie des Guten,*

*aus der nur Gutes
zum Besseren wird.*

*Kommt her,
ja, kommt ins Wasser,
wo ihr brennet
von innen nach außen.*

*Nicht so,
dass ihr verbrennet,
wie die Bösen
von außen nach innen.*

*Sie starben
im Feuer des ORU,
und ihre Seelen
wurden zu Quecksilber.*

*Das Es im ORU
kennt Gut und Böse,
da es beide Kräfte
in sich birgt.*

*Im Regen
aus dem All war ORU,
versickerte im Sand
der Wüste Gobarah.*

*Das Es des ORU
blieb im Verborgenen,
um gute Menschen
zu erlösen.*

*So kommt,
berühret die Äpfel
aus den Berggärten
der Hesperiden.*

*Das Es des ORU
lebt in den Goldäpfeln,
damit ihr eingeht
in das neue Leben.“*

Kaum waren die letzten Worte der Nymphe Dodi verklungen, da verschwand das herrliche Glimmerbild der Nixe. Auf dem klaren Grund des Heiligen Sees funkelten die Goldäpfel, und alle Ängste vor dem Ungewissen fielen von den Knights ab. Hand in Hand: Geist, Herz und Seele von wahrer Liebe erfüllt, gingen sie ganz ohne Furcht ins Wasser, holten noch einmal tief Luft und tauchten nach dem mystischen Erz. Genau so, wie man es vor vielen Jahren in Kismoctoo im ersten Buch der Fatassi lesen konnte, gingen die vier Knights ins helle Lichtreich eines anderen Lebens hinüber. Und wie es im ersten Buch der Fatassi geschrieben stand, ehe es zum Phantombuch wurde, das von der mündlichen Überlieferung lebte, verschwanden die Knights mehr und mehr in der Welt des ORUS. Denn im selben Augenblick, als die Knights das ORU berührten, verströmte sich das Es, und von Cosmicles umhüllt wurden sie zu anderen Lebewesen in einem Meer von Myriaden Uranglimmern. In den unspaltbaren, nicht sichtbaren Kleinstteilchen der Cosmicles lebten die Knights als Mikroorganismen des Guten, die zur Art einer neuen Spezies Mensch werden würden. Als solche flossen sie im Inneren der Cosmicles in den unterirdischen Glitzerströmen der Gobarah zum See der Oase Morgima.

In sternklarer Wüstennacht stiegen sie in einem Parabelbogen übersprühend fein nieselnden Goldstaubs vom Glimmersee der Oase Morgima zum Himmel auf. Höher und höher flogen sie im Inneren der Cosmicles zu den Sternen empor, weiter und weiter durch den unendlichen Raum des blauschwarzen Alls.

George Knight, Grace und ihre Töchter Xana und Yuly flogen heimwärts zum Ursprungsplaneten aller Cosmicles, der da heißt: Yeos.

Tom Hercules saß mit Almegra und den Söhnen auf der Veranda der Farm. Als sie den einzigartigen Bogen flimmernden Goldes am Nachthimmel über dem Mount Charo sahen, sagte der Großwildjäger der Savanne: „Eines Tages müssen auch wir dorthin fliegen, wo am Ende des Bogens der Anfang neuen Lebens ist.“ Tajo nippte bedächtig an einem Glas mit Orangensaft. Tega staunte, nahm die Leopardenfellkappe vom Kopf, die ihm Dad von Großvater Morus als Geschenk mitgebracht hatte und ihn in den Augen der Mazulai zum Manne machte. Tom klopfte die Pfeife im Aschenbecher aus und streichelte über das braun gefleckte Fell von Cleo, dem Geparden.

Almegra lächelte. Sie saß im Schaukelstuhl, gab ihrem Töchterchen, Aiasha, die Brust. Ihr Baby war an jenem Tag geboren worden, als der kleine, weiße Elefant starb. Das Elefantenkälbchen war für sie wie ein Baby gewesen, das sie so sehr geliebt und gehegt hatte, wie es eine Mutter nur tun konnte. Und doch war das Tier gestorben. Der Tod von Aiasha hatte Almegra so sehr geschmerzt, dass sie ihrem Töchterchen den Namen des Elefantenbabys gab.

Almegra nahm ein Lätzchen zur Hand. Sie wischte Aiasha das Mündchen ab und sagte mit einem verträumten Lächeln voller seligen Mutterglücks: „Ja, Tom. Am Ende des goldenen Bogens ist der Anfang neuen Lebens. Eines Tages werden auch wir auf die Große Reise gehen, wie es George, Grace und ihre Kinder mit Aiasha, meinem Elefantenkind, vor uns getan haben.“

„Und wo wird die Reise hingehen?“ fragte Tajo, der an der Universität von Razablanca Tiermedizin und Biologie studierte, seitdem sich dort so manches zum Wohle der Schwarzen geändert hatte.

Nach der Schlacht um den Kral, aus dem die Mazulai im Norden des Doovoolandes siegreich hervorgegangen waren, hatten die Stammesbrüder in den Slums die Macht in Razablanca übernommen. Es war ein unblutiger Aufstand gewesen. In den Elendsvierteln hatte sich die Botschaft, dass das ORU im Kral von Stammeskönig Gladio Morus aufbewahrt würde, wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund verbreitet. Die Weißen glaubten, dass die Schwarzen im Besitz von Wasserstoffbomben seien, da sie die nuklearen Kräfte im Es des ORUS erkannt hätten und ihnen das ungeheuere Massenvernichtungspotential nicht verborgen geblieben wäre. Mit dem Gold im Kralberg hatten sie ganz sicher einen dieser skrupellosen Kernphysiker kaufen können, die es in Südoruzanien seit jüngster Zeit gab. Deshalb kam es

auch nicht zur Niederwerfung des Aufstands in den Slums, sondern die Weißen beteiligten die Schwarzen an der Regierung von Südoruzanien.

Die Folge war, dass der Weiße Mann den Schwarzen dieselben Bürgerrechte zusprechen musste, wie auch er sie für sich seit jeher in Anspruch genommen hatte. Die Schwarzen missbrauchten die Bürgerrechte nicht, und bald schon lebten die beiden Rassen in Frieden, Freiheit und Gleichheit, ganz in brüderlicher Eintracht miteinander.

So war Ulaton, der Weise vom Stamme der Mazulai, Rektor an der Universität von Razablanca geworden, und Yuga, der Mediziner, ein Dekan, der die Fächer Tiermedizin und Biologie lehrte.

Seitdem studierte Tajo an der Universität von Razablanca. Wenngleich Tajo zuerst Großwildjäger werden wollte, änderte er seine Pläne und war jetzt froh ein Studium erwählt zu haben, das der Erhaltung von Leben diene.

Der blondhaarige Tajo hatte Semesterferien, verstand sich prächtig mit seinem dunkelhäutigen Bruder Tega, der an der Seite seines Vaters zum Wildhüter heranreifte, obwohl er Pilot werden wollte. Tajo schmunzelte, blickte den jüngeren Bruder mit seinen klugen, blauen Augen an und fragte: „Nun, was meinst du, ob Mutter wohl weiß, wo die Große Reise von Mensch und Tier nach dem Tod hingeht?“

„Ich denke, sie ist klüger als wir beide und weiß wovon sie spricht, denn auf unergründliche Weise sind in ihr transzendente Ströme von einer anderen Welt im Kosmos“, erwiderte Tega und war gespannt auf die Antwort seiner Mutter.

Almeгра bettete den Kopf ihres Töchterchens an ihre Brust. Die kleine Aiasha schlief ein, und Almeгра hob den Blick. In ihren großen, kaffeebraunen Augen war ein heimliches Feuer, als sie sagte: „Die Große Reise geht zum *Eiland der Goldenen Vögel*.“ Und Almeгра wusste als echte Mazulai wovon sie sprach, denn der Tag rückte näher, an dem ihre Worte wahr werden würden.

Der Himmel in der Galaxie Uzo wölbte sich in seidigem Blau. Von einem violetten Wolkenkranz umgeben, sandte die große, rote Sonne milde Strahlen auf die bunt bewegte Landschaft des Planeten Yeos herab. Nichts mehr war von der technologischen Hochkultur der allwissenden Alten zu sehen. Die unterirdischen Wohnpyramiden waren mit den Yeoniern und ihren High Tech Maschinen implodiert. Der immense Erdrutsch hatte weite Talmulden hinterlassen, in denen Hyazinthenfelder blühten. Am Fuße des weißen Bergkegels erstreckte sich das bläuliche Grün einer Ebene, über die die sanften Yeonenwinde von Kosmosmutter Om wehten. Die bestäubten Blütensterne der Blumen sahen aus wie kleine Windmühlen. Die zartrosafarbenen Blättchen bewegten sich bei jeder leichten Brise der warmen Yeonenwinde mit solch zauberhafter Leichtigkeit, wie die gold gefiederten Flügelchen der Kolibris beim flirrenden Flug über das Grün der tropischen Vegetation jenseits des weißen Bergkegels.

Die exotischen Pflanzen und zierlichen Bäume des Urwaldes trugen Blüten von üppiger Pracht. An manchen Sträuchern wuchsen kleine, orangenartige Früchte, die einen betörenden Duft verströmten. In zahllosen Flüssen und Seen, deren Wasser so klar war, dass man bis auf den steinigen Grund schauen konnte, sprühte das helle Sonnenlicht. Schillerbunte Fische mit langen Schleierflossen tanzten in der glitzernden Strömung der Flüsse einen graziösen Reigen. Über das malachitgrüne Felsgefälle der Terrassengärten mitten im Urwald rauschten bernsteinfarbene Kaskaden abwärts, hinab in traumhaft, schöne Seerosenteiche, bedeckt mit lilafarbenen Blütenkelchen. Eine angenehme Kühle von weicher, ausgewogener Frische versilberte die Morgenstimmung bei Anbruch des Neuen Zeitalters auf Yeos.

Als George, Grace und die Mädchen nach vielen Ären oruzanischer Zeitrechnung auf Yeos ankamen, sahen sie einen Planeten von urzeitlicher Schönheit. Während die Knights im Inneren der Cosmicles mit dem höheren Bewusstsein von Psycherubianern landeten, wurden sie von den Yeonenwinden der Kosmosmutter Om durchweht. Die feine aber feste Kristallhaut der Cosmicles weitete sich, und die Seelen der Knights entpuppten sich wie Schmetterlinge aus den Poren der unspaltbaren Kleinstteilchen. Die Larven von vier Mikroorganismen blieben in den Cosmicles zurück, starben ab, und die Knights nahmen mehr und mehr menschliche Gestalt an. Als sie auf dem weißen Bergkegel standen und zu Menschen einer neuen Art geworden waren, offenbarte sich ihnen die ganze Herrlichkeit des Planeten Yeos. Ein Gefühl von höchster Glückseligkeit erfüllte die Knights, als sie Hand in Hand, wie Statuen aus Mahagoni, auf dem Gipfel verharrten und Grace sagte:

*„Y E O S ist schön,
ja, so wunderschön,
wie das
EILAND der GOLDENEN VÖGEL.“*